Frau von Staël.

Biographischer Roman

von

Amely Bölte.

Dritter Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Inhalt.

	Seite
Erſtes Capitel. Der Aufenthalt in Coppet	9
Zweites Capitel. Benjamin Conſtant de Rebecque	22
Drittes Capitel. Der erſte Geſandte in der neuen Republik	36
Viertes Capitel. Das neue Paris	50
Fünftes Capitel. Schuld und Sühne	65
Sechſtes Capitel. Madame de Monteſſon	78
Siebentes Capitel. Paris im Jahre 1800	98
Achtes Capitel. Die erſte Verbannung	122
Neuntes Capitel. Drei Monate in Weimar	146
Zehntes Capitel. Der hyperboräiſche Eſel	168
Elftes Capitel. Ein Abend bei Henriette Herz	182
Zwölftes Capitel. Die Reiſe nach Rom	196
Dreizehntes Capitel. Der Haß Napoleon's	208
Vierzehntes Capitel. Prinz Auguſt in Coppet	224
Funfzehntes Capitel. Der ſieche Held	249
Sechzehntes Capitel. Die Flucht	269
Siebzehntes Capitel. Die Adler in den Tuilerien	283
Achtzehntes Capitel. Der letzte Lebenstraum	293

Digitized by Google

Frau von Staël.

Dritter Theil.

Erstes Capitel.

Der Aufenthalt in Coppet.

Auf den Arm ihres Gatten gelehnt, wandelte Madame Necker langsam unter den hohen Ulmen auf und ab, welche die nach Coppet führende Straße zu beiden Seiten einfaßten.

Die sich neigende Sonne sandte eben ihre letzten Strahlen auf die Erde herab, und tauchte damit die schneeigen Häupter der Alpen in Purpurgluth, während die untere Landschaft, schon halb verschleiert durch die Abendnebel, sich mehr und mehr dem Blicke entzog.

Ein leiser Seufzer stahl sich über die Lippen des ehemaligen Ministers. Seine Gedanken hatten sich in weite Ferne verloren, während sein Auge träumerisch über die prachtvolle Scene glitt. Er gedachte seines Kindes. Hier herrschte der Friede, in dieser glücklichen Abgeschiedenheit

athmete alles die tiefste Ruhe; wo sie weilte, läutete vielleicht gerade jetzt die Sturmglocke zu Brand und Mord.

Er hatte in den letzten Tagen keine Briefe erhalten. Die Ursache dieses Schweigens konnte darin liegen, daß sie Paris bereits verlassen, oder auch, daß neue Unruhen den Lauf der Posten und Couriere hemmten. Gern hätte er das Erstere als wahrscheinlich angenommen. Sie in seiner Nähe, unter seinem Schutze zu wissen, wäre ihm eine große Beruhigung gewesen, doch wollte er ihr nicht zureden, einen Ort zu verlassen, der bei ihr so vielfache Interessen wach rief, während das Landleben wie Gift auf sie wirkte. Die sich steigernde Gefahr hatte sie jedoch selbst schon auf den Gedanken geführt, den Schauplatz der Greuel verlassen zu müssen. Ihr Gatte war abwesend, sie sah ihrer Entbindung entgegen, das war Grund genug, um einen gesicherten Aufenthalt zu suchen.

Bis jetzt waren noch keine Frauen als Opfer der Revolution gefallen; doch konnte Niemand verbürgen, daß eine solche Rücksicht ferner Bestand haben werde, und die geringe Vorsicht, welche ihre Schritte begleitete, setzte die Tochter Necker's vorzugsweise den Angriffen aus.

Indem solche und ähnliche Gedanken in der Seele des geprüften Mannes aufstiegen, gewahrte sein Auge am fernen Ende der Allee einen Reisewagen, welcher den Weg nach dem Landhause einschlug. Freudig leuchtete sein Auge

auf, während er seine Schritte anhielt und seine Gattin darauf aufmerksam machte.

Madame Necker zitterte bei der Entdeckung. Ermattet lehnte sie ihr bleiches Haupt auf die Schulter ihres Gatten, während sie die rechte Hand auf ihr Herz drückte.

Ihre zunehmende Schwäche machte sie empfindlich gegen die leiseste Gemüthsbewegung und dem Gedanken, ihre Tochter zu umarmen, mischte sich jetzt die Ahnung bei, daß es ihr letztes Zusammenleben sein würde. Hatte sie ihr auch nie den ersten Platz in ihrem Herzen gegönnt, so blieb sie doch immer ihre Mutter, und in dem Augenblicke, wo sie an eine letzte Trennung dachte, schwanden alle kleinlichen Nebenrücksichten, und das Herz allein redete warm die Sprache der zärtlichsten Zuneigung, wie sie auf dieser Erde nicht reiner besteht, als zwischen Eltern und Kind.

Das Posthorn ließ sich jetzt mit einem muntern Liede vernehmen, aus dem Wagen hervor bog sich ein Kopf, ein lautes Halt! wurde vernommen und eine Minute darauf lag Frau von Staël schluchzend an der Brust ihres Vaters. Lebhaft, wie jeder Schmerz, äußerte sich auch bei ihr jede Empfindung des Glückes, und suchte nach einem beredten Ausdrucke.

Vor der Thüre des Landhauses spielte ihr kleiner Knabe, welcher die Mutter beinahe vergessen hatte, wie in so zartem Alter das leicht geschieht; doch ihre Liebesworte

riefen bald in seinem Gedächtnisse den Ton einer Stimme zurück, der aus keinem andern Munde auf gleiche Art an das Herz eines Kindes appelliren kann.

Die Freude des Wiedersehens wirkte fast überwältigend auf eine Frau, welche so lebhaft empfand, so glühend zu lieben vermochte. Der Ausdruck des Glückes in dem Gesichte ihres Vaters erhöhte noch das eigene, sie küßte seine Augen, seine Hände und ließ es ihm empfinden, daß der Ehrgeiz, der Ruhm und alle sonstigen Leidenschaften dieser Welt, neben der Liebe, welche sie für ihn hegte, zu einem Nichts zusammenschmolzen.

Madame Necker hatte sich zurückgezogen und kehrte erst nach mehreren der Ruhe gewidmeten Stunden, auf einige Minuten zu dem Gatten und der Tochter zurück, deren Lebhaftigkeit sie nicht zu ertragen vermochte.

Indessen hatte Frau von Staël ihrem Vater die Vorgänge in Paris geschildert und ihm die Scenen der Septembertage mit Worten gemalt, welche einem Pinsel gleich kamen. — Traurig schüttelte Necker sein Haupt. Hatte es dahin kommen müssen!

Wunderbar war es ihm, daß sie Narbonne und Montmorency gerettet und er fragte sich, ob es in Folge der Prophezeiung Cazotte's geschehen, oder ob dieser wirklich der Zukunft in das Auge zu sehen vermocht. So eifrig der Briefwechsel mit seiner Tochter auch unterhalten

war, so blieb doch so manches jetzt zu berichtigen und zu fragen, so viele Lebensschicksale hatten eine so plötzliche Wendung genommen, daß es in den ersten Tagen nur Fragen von seiner Seite gab, deren Beantwortung seiner Tochter nicht minder wichtig waren.

Frau von Staël hatte Paris in großer Aufregung verlassen, und die Nachrichten, welche sie seitdem von dorther erhielt, die traurige und ungewisse Lage ihrer nächsten Freunde, ließen sie auch jetzt noch zu keiner Gemüthsruhe kommen.

Ein längeres Unwohlsein, die Geburt ihres Kindes, trugen dann vielfach dazu bei, den Sturm in ihrem Innern zu beschwichtigen und eine gewisse Resignation herauf zu beschwören, welche, nach so langer fieberhafter Aufregung, fast unheimlich auf sie wirkte.

Der Winter hatte sich eingestellt. Schnee deckte die Berge. Mit trostlosem Blicke maß ihr Auge die kalte Landschaft, welche sich wie Eis auf ihr Herz legte, und ihre Seele mit jenem Ennui erfüllte, von dem sie ermattet die Flügel hängen ließ.

Ihre Hoffnungen für Frankreich waren zertrümmert, Thränen entstürzten ihren Augen, so oft sie daran zurückdachte, was sie erwartet und was sie verloren. Jene Constitution, für die sie geschwärmt, was war sie nun? — Ihre Freunde, deren Ruhm sie getheilt, lebten im Elend;

Paris, das Ideal aller Städte, blutete unter Robespierre. Die Sache der Freiheit war zu einer Sache des Schreckens geworden.

„Was bleibt mir nun, was mache ich mit meinem Leben?“ fragte sie sich heimlich und fühlte tief und schmerzlich, wie zerrissen das ihrige geworden, weil es der gesunden Basis des Familienglückes entbehrte. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich ihrer.

Necker forderte sie auf, in der Umgegend einen geselligen Kreis zu bilden; doch alle Zirkel, die sie hier besuchte, stimmten sie nur trauriger. In Genf lebte Madame Rillet, welche ihre Jugendzeit in Saint Ouen als Fräulein Huber mit ihr getheilt; seitdem hatten ihre verschiedenartigen Lebensbeziehungen sie noch weiter von einander getrennt, und Jeder weiß, wie peinlich es ist, alten Bekannten innerlich entfremdet gegenüber zu stehen. Sie war dem Frauenleben in seinen gewöhnlichen Beziehungen entfremdet, sie konnte den Interessen, welchen es gewidmet ist, nicht jenen Antheil abgewinnen, den das Herz allein zu verleihen vermag, wenn es den Mittelpunkt unserer Lebensbeziehungen bildet. Einmal gewöhnt dem Geiste zu huldigen, und allem was er schafft, mit reger Theilnahme zu folgen, sah sie mit traurigem Blicke dem kleinen Sorgen und Schaffen zu, das andere Frauen, als Gattinnen und Mutter beschäftigte.

Die Heuchelei, zu welcher ſich ihr Geſchlecht außerdem noch herabließ, die Unwahrheit, mit der ſie ihre Denk- und Empfindsweiſe verſtecken, ſcheuchte ſie zurück. Sie konnte es nicht verſtehen, daß man ſich ſeiner Gefühle ſchäme. Sie ſchätzte nur das Wort, welches der unmittelbare Ausdruck des Seelenzuſtandes war; ſie verkehrte mit den Männern, als wären es Frauen, trat ihnen offen und grade entgegen, und feſſelte ſie durch das Erkennen einer Individualität, die nicht ſcheinen wollte, was ſie nicht war. Die Frauen wiederum nahmen Anſtoß an dieſer ihnen fremden Art zu ſein, und tadelten ihr Betragen als einen Mangel an Sitte.

Frau von Staël gewahrte es, daß ſie mißfiel, und es betrübte ſie und machte ſie traurig; denn ſie wünſchte geliebt zu ſein. Aendern konnte ſie daran nichts; deſſen war ſie ſich bewußt. — „C'est ma nature anisi," ſagte ſie, und dieſe umzuformen, ſtand nicht in ihrer Macht. Sie blieb wahrheitsliebend bis zur Indiscretion, und verheimlichte ſo wenig, was ſie ſelbſt bewegte, noch was Andere ſchmerzte oder erfreute.

Sie hatte in den letzten ſechs Jahren ihre Feder gänzlich ruhen laſſen; denn die politiſchen Ereigniſſe drängten alle literariſchen Intereſſen in den Hintergrund, und ſobald ſie das lebendige Wort zur Mittheilung ihrer Gedanken benutzen konnte, wählte ſie das ſchriftliche nicht. Jetzt, in ihrer Einſamkeit, griff ſie wieder zu ihrer Feder.

Eine eifrige Correspondenz mit ihren Freunden entschädigte sie zunächst für die Trennung von ihnen. Narbonne hielt sich in London auf, und bemühte sich, die Interessen Frankreichs dort zu vertheidigen. Arm und flüchtig, öffneten sich ihm dennoch die bedeutendsten Kreise, Fox und Grey, Erskine und Granville sahen ihn häufig an ihrer Tafel, und Frau von Staël bemühte sich, aus der Ferne auch jetzt noch, wie in Paris, ihren Einfluß auf ihn zu üben und seine Schritte zu lenken.

Die Verurtheilung des unglücklichen Königs von Frankreich verursachte ihr einen tiefen Schmerz, und unaufhörlich ging sie mit ihren Freunden zu Rathe, wie er zu retten sei. — Narbonne hatte sich erboten, unter Zusicherung freien Geleites nach Paris zu kommen und seine Vertheidigung zu übernehmen; als man ihn damit zurückwies, verfaßte er dennoch eine Rechtfertigung Ludwig's XVI. und übergab sie dem Drucke.

Frau von Staël, von gleicher Gesinnung geleitet, schrieb eine Vertheidigung der Königin Marie Antoinette, und übergab sie anonym der Oeffentlichkeit. Jeder errieth die Verfasserin, auch ohne ihren Namen, und bewunderte das Herz, dem solche Worte entströmten, um eine Frau zu rechtfertigen, von der sie nur Uebles erfahren hatte. Gekränkte Eitelkeit überwindet man nicht leicht. Frau von Staël kannte auch in dem Bezug kein böses Gefühl, sie

rächte nie eine Beleidigung, ließ nie einen Unglücklichen darum leiden, weil er ihr in seinen glücklichen Tagen weh gethan. Wer litt, für den sprach sogleich ihr Herz, und jede andere Empfindung mußte schweigen.

So wenig Narbonne durch seine Schrift den König rettete, so wenig förderte Frau von Staël durch die ihrige die Lossprechung Marie Antoinetten's und beide mußten auf dem Richtplatze bluten. Als diese Nachricht nach Coppet gelangte, trauerte die Familie Necker so wahr und aufrichtig, als ob ihnen theure Angehörige entrissen worden.

Sobald der Gesundheitszustand es Frau von Staël gestattete, unternahm sie im Frühling 1793 selbst einen Ausflug nach England und versuchte ihren Einfluß auf Pitt und Fox geltend zu machen; aber mit eben so geringem Erfolge.

Ihre Mutterpflicht rief sie wieder nach Coppet zurück. Von nun an füllte sich die Schweiz mehr und mehr mit Flüchtigen aller Farben, so, daß ihre Einsamkeit ihr durch das gemeinsame Leid weniger fühlbar ward. Doch blieb es immer Leid, womit man sich trug. Die Tage der Hoffnung, der Freude waren dahin, mit düsterm Blicke schaute man in die Zukunft, und selbst der Gedanke eines endlichen Sieges der Freiheit hatte seinen Reiz verloren, seit der Weg dazu mit Blut gedüngt war.

Selbst wenn sich jetzt ein befreundeter Kreis zusammenfand, so konnte man nicht mehr heiter sein, wie ehemals,

noch besaß man den Muth, eine geistreiche Unterhaltung zu führen. Die phrygische Mütze und die Kokarde hatten den französischen Esprit verscheucht.

Herr von Narbonne mußte England wieder verlassen, und in der Schweiz eine Freistätte suchen. Noth und Mangel knüpften sich an seine Schritte, muthlos irrte er umher. — Der Günstling des Glückes konnte sich nicht leicht an eine Laune des Schicksals gewöhnen, die ihn ohne Obdach ließ, und erst, als er dem jungen Herzog von Chartres begegnete und Zeuge war, wie er in Luzern muthig seine Lehrerstelle antrat, hob sich sein Muth und er beschloß, gleich ihm, der Widerwärtigkeit ungebeugt in das Angesicht zu schauen.

Auch Mathieu von Montmorency traf jetzt ein und verweilte in der Nähe von Frau von Staël, bis er die Nachricht aus Paris erhielt, daß sein einziger Bruder verurtheilt sei. Er eilte, ihn zu retten, doch kam er schon zu spät.

Indem nun Jeder für das eigene Leben oder für das seiner Freunde zitterte, konnte Niemand dem Andern ein Tröster sein, am wenigsten aber konnte es Frau von Staël, welche so leicht gebeugt war und nur Thränen hatte, um ein unabwendbares Geschick zu beweinen; nicht aber ihm zu trotzen verstand.

Vergeblich versuchte Necker sie aufzurichten und durch

sein Beispiel zu ermuntern, sich in das Unabänderliche zu fügen! Das Leben blieb ihr todt und leer, sobald sich keine Wünsche an ihre Zukunft knüpften. Selbst der Ruhm hatte seinen Reiz verloren, wenn er nicht in Frankreich ihre Stirne schmücken sollte. Es ging ihr wie dem Schauspieler, der vor leeren Bänken spielen soll, all ihrem Thun und Lassen fehlte der Sporn, selbst das Wort erstarb ihr auf der Lippe, in Ermangelung eines geeigneten Hörers.

Mit Betrübniß empfing sie Narbonne bei sich in Coppet. Er war für sie ein glänzender Stern gewesen, dessen Aufgang sie mit wachsamem Blicke gefeiert, dessen Untergang ihre Seele nun mit stillem Leid erfüllte. Sie hatte nicht Glauben genug, um bei jeder Fehlschlagung auszurufen, was geschehen ist, hat sein sollen, und so mischte sich denn noch das Mißbehagen in ihre Stimmung, es hätte manches eine andere Wendung nehmen können, wenn sie ihren Freund mit besserem Rathe geleitet.

Ihre Vertheidigung der Königin war anonym erschienen; ebenso veröffentlichte sie jetzt eine Reihe Aufsätze über den Frieden, und über den innern Frieden, welche selbst Fox, dem Narbonne sie übersandte,* öffentlich pries.

Diese Arbeiten beschäftigten sie; aber sie füllten ihr Herz nicht aus. Sie hatte es lange schon erkannt, wie

* Villemaine.

verfehlt ihr Leben durch ihre Sehnsucht nach Ruhm und Auszeichnung war, wodurch sie das stille Glück nicht zu ersetzen vermochte, das die Frau in der Familie finden soll. So oft sie auf ihre Mutter blickte, hob ein Seufzer ihre Brust; denn eine solche Liebe zu empfinden und erwiedert zu sehen, wie sie sie für ihren Gatten hegte, mußte ihr eine stets unerfüllte Hoffnung bleiben. — Selbst ihre Kinder konnten ihr nicht die Freude gewähren, welche eine Mutter empfindet, die in diesen theuren Gegenständen die Aehnlichkeit mit dem geliebten Gatten sucht, und sie mit doppelter Wärme an ihre Brust drückt, weil sie ihm gehören. Sie durfte diese stolze Befriedigung nie empfinden, nie erwarten, durch Verhältnisse beglückt zu werden, an die sich nicht der höchste Maßstab legen ließ.

Die Gesundheit von Madame Necker wurde indessen immer beunruhigender, und die Aerzte gaben endlich wenig Hoffnung für ihre Genesung. Durch ihren festen, religiösen Glauben gestärkt, sah sie ihrem Tode muthig entgegen und schloß mit heiterer Miene ihr Auge.

Dieses stille Krankenbette, dieses stille Scheiden, wirkte nicht günstig auf Frau von Staël, die keine Empfindung in sich verschließen, nichts in sich durchzukämpfen vermochte. — Ein Schmerz, den sie nicht laut äußern durfte, verursachte ihr physisches Unbehagen.

Necker war tief gebeugt durch den Verlust einer Gattin,

die er so hoch schätzte, so innig liebte, und lange und schmerzlich betrauerte er sie. Frau von Staël wünschte aufrichtig ihm Ersatz für diese Lücke zu bieten, und sich ihm jetzt doppelt anzuschließen; zugleich aber erkannte sie die Unmöglichkeit, in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten, und fühlte nun erst deren hohen Werth. — Ihr Auge war auf Paris gerichtet, dort weilte sie mit ihren Gedanken, während sie an der Seite ihres Vaters wandelte, und mit unruhiger Sehnsucht jedem kommenden Tage entgegensah, mit der Hoffnung auf ein Etwas, dem sie keinen Namen zu geben wußte.

Herr von Staël war abermals in Paris als Gesandter accreditirt worden. Zwei Monate nach dem Tode Ludwig's XVI. traf er dort ein, der einzige Gesandte einer fremden Macht, welcher in dieser Schreckenszeit Frankreich betrat.

Besorgt für seine Sicherheit, opferte er gleich bei seiner Ankunft den Armen des Distrikts 3000 Franken; dennoch blieb der Boden unter seinen Füßen unsicher, und so gern er seinen Aufenthalt verlängert, und Frau von Staël zu sich berufen hätte, so siegte doch das Bedenken seiner persönlichen Sicherheit, und nach wenigen Wochen wandte er Frankreich eilig den Rücken. Erst nach dem Sturze Robespierre's wagte er auf seinen Gesandtschafts-posten zurück zu kehren.

Zweites Capitel.

Benjamin Constant de Rebecque.

In keiner Stadt der Schweiz fanden die Emigrirten eine so wenig freundliche Aufnahme, als in dem kleinen Städtchen Lausanne. Die Jugend dieses Ortes war von einem solchen republikanischen Freiheitsschwindel ergriffen, daß sie jede gemäßigte Ansicht nicht nur verwarf, sondern den Träger einer solchen auch noch mit öffentlichen Zeichen der Nichtachtung strafte.

In diese seine Vaterstadt kehrte jetzt im Herbste 1794 Benjamin Constant de Rebecque zu einem Besuche bei seinen Verwandten zurück. Sein Vater, General in holländischen Diensten, war bei Dole gestorben. Der junge Rebecque war im Auslande erzogen, hatte die Hochschule in Edinburg besucht, darauf in Göttingen und in Erlangen studirt, die Philosophie Kant's eingesogen, und sich eine

vielseitige Bildung erworben. Seine Familie war nach dem Edict von Nantes aus Frankreich entflohen; er war als Calvinist aufgewachsen und, obwohl in der Schweiz geboren, seinem Herzen nach Franzose geblieben. Er kehrte jetzt eben von dem kleinen Hofe in Braunschweig zurück, wo er als Kammerjunker der regierenden Herzogin seit einem Jahre angestellt lebte und sich großer Gunst erfreute.*

Obgleich erst siebenundzwanzig Jahre alt, war er doch schon vielfach gereift. Seine hohe, schlanke Gestalt, der enthusiastische Blick seines großen blauen Auges, das immer den Wolken zugerichtet war, ließen seine Erscheinung für bedeutend gelten. — Sein blondes Haar, das er nach deutscher Studenten Weise bis auf die Schultern herab trug, gab ihm daneben etwas von dem einfach kindlichen Wesen des Jünglings, der noch unerfahren in das Leben tritt und hinter jedem Berge ein neues Glück vermuthet.

Leicht von jedem Eindrucke hingerissen, hatte er früh schon seinem Herzen Fesseln angelegt, die abzustreifen ihm der Muth fehlte. — Mit der Familie Hardenberg später am Hofe zu Braunschweig bekannt geworden,** bezauberte

---

* Revue des deux mondes 1835.
** Westminster Review.

ihn die Nichte des Fürſten und da ſeine Neigung Erwiederung fand, ſo bauete er kühn auf die Zukunft und verlobte ſich heimlich mit der ſchönen, in glänzenden Verhältniſſen lebenden jungen Dame, ohne zu bedenken, wie ſchwer es ihm fallen würde, ein ſolches Verſprechen zu löſen.

Sie ahnte nicht, welche Feſſeln er ſchon trug und hoffte auf ſeinen und ihren guten Stern.

Nicht ſo bald hatte Conſtant de Rebecque den heimiſchen Boden betreten, als ihm von allen Seiten der Name des berühmten Necker und ſeiner nicht minder berühmten Tochter genannt wurde, und der natürliche Wunſch in dem hochſtrebenden jungen Manne erregt ward, dieſen ausgezeichneten Perſonen bekannt zu werden. Durch Madame Necker de Sauſſure, die Couſine der Frau von Staël, verſchaffte er ſich bald eine ſolche Einführung. Erwartungsvoll wanderte er an einem ſchönen Septembermorgen, ſeinen Empfehlungsbrief in der Taſche, die Straße nach Coppet zu.

Necker befand ſich um dieſe Stunde in ſeinem Arbeitszimmer, wo er den ganzen Tag leſend und ſchreibend zubrachte, und wollte nicht geſtört ſein. Als Frau von Staël der Beſuch gemeldet wurde, ſtand ſie eben traurig am Fenſter, und ſchaute in die Ferne hinaus, ohne daß ihr Auge dort etwas ſah. Ihre Sehnſucht allein leitete ihren Blick in das Weite.

Narbonne hatte sie eben verlassen. Er war der Träger schlimmer Nachrichten gewesen, welche seine eigene Hoffnungslosigkeit noch würzte. Dabei hatte sie zugleich wahrgenommen, wie wenig sie, die Freundin, ihm noch galt, seit ihm Vermögen und Stellung fehlten. „Welche Männer!“ sagte sie kopfschüttelnd, als er gegangen. — „Statt uns Frauen eine Stütze zu sein, sind wir es, die sie tragen müssen. Sie nehmen unsere Dienste an, als ob es unser Lebenszweck wäre, ihre Interessen zu fördern, und vergessen, daß wir bei aller scheinbaren Uneigennützigkeit, im Grunde unseres Herzens den stillen Wunsch bergen, für unsere Leistungen mit ein bischen Liebe gelohnt zu werden. Armes Geschlecht! Ueberall kommtdie verwundbare Seite zum Vorschein.“

Die großen, leuchtenden Augen durch die langen Wimpern halb verschleiert, den Ausdruck tiefer Melancholie in den Zügen, trat sie dem jungen Fremden entgegen und begrüßte ihn.

Ueberrascht blieb er vor ihr stehen. Er hatte sich von der Verfasserin der Briefe über Rousseau ein ganz anderes Bild entworfen.

„Sie kommen aus Deutschland,“ redete sie ihn mit ihrer tiefen, wohlklingenden Stimme an. „Sie haben aus dem Born deutscher Philosophie getrunken; aber daneben auch monarchischen Prinzipien huldigen gelernt. Man

kennt unſern Rouſſeau dort noch wenig, das Capitel der Menſchenrechte iſt jenen Träumern noch ein unerſchloſſenes Buch. Meine Trauer wird Ihnen daher unverſtändlich ſein. Für mich giebt es keine Hoffnungen auf Glück, welche nicht mit der Freiheit Frankreichs, mit einer conſtitutionellen Verfaſſung, mit der Anerkennung des droit de l'homme verknüpft wären. Die Sturmglocken von Paris haben jetzt allen meinen Wünſchen das Grablied geſungen."

Sie ging nach dieſen Worten aufgeregt einige Male im Zimmer auf und ab.

Conſtant folgte ihr während deſſen mit ſeinen klaren Augen und ſuchte das wunderbare Weſen dieſer Frau zu faſſen.

„Wir haben den Begebenheiten in Frankreich nicht gleichgültig zugeſehen," nahm er endlich das Wort. „Ich ſelbſt nehme den größten Antheil an Allem, was dort vorgeht; denn ich betrachte es wie mein eigentliches Vaterland, ich bin meiner innerſten Geſinnung nach Franzoſe. Und ich ſage auch heute noch: Gottlob! daß ich es bin. Die kleinen deutſchen Staaten konnten mich nicht für ſich gewinnen, — denn ich fand dort Alles klein und eng zugeſchnitten. Um groß zu empfinden, muß man einem großen Volke angehören und der Menſchheit gegenüber eine Rolle ſpielen."

„Und das können Sie nur in Frankreich," ſagte ſie, vor ihm ſtehen bleibend, und ihn mit ihrem ſtrahlenden

Auge jetzt voll in das Angeſicht ſchauend. Wie betroffen ſenkten ſich ſeine Lider vor dem wunderbaren Glanze dieſer Sterne. „In Frankreich, wie es war, nicht wie es iſt. — Ich wünſchte es Ihnen, daß Sie es gekannt hätten in ſeiner Glorie, ſeiner Größe, ich wünſchte, Sie wären Zeuge geweſen von der mächtigen Bewegung eines Volkes, das den Muth gefaßt hat, ſeine Feſſeln abzuwerfen, mit alten Traditionen zu brechen, um einen neuen, glorreichen Aufſchwung zu nehmen. Ach! dieſe Zeit wird nicht wieder kommen! — Sie hätten es ſehen ſollen, welche Spannung durch alle Schichten der Geſellſchaft lief, wie Jeder an dem großen Werke mit thätig ſein wollte, wie Jeder nur meinte, zum Beſten Aller da zu ſein. Und nun, und nun? — Wohin hat zu viel Widerſtand dies arme Volk getrieben!“

„Das iſt ein Uebergang,“ erwiederte Conſtant de Rebecque und erhob ſich nun gleichfalls. „Die Geſchichte geht ja nie die gerade Bahn, bald nach der einen Seite hin und bald zur andern — überſchreiten wir das rechte Maß, und lernen erſt von unſern Uebergriffen, wo wir uns hätten ſollen genügen laſſen.“

„Sie ſprechen wie ein Philoſoph,“ erwiederte Frau von Staël, ihn mit ſteigendem Intereſſe muſternd. „Das rechte Maß iſt die Vernunft, der Uebergriff die Leidenſchaft. — Ich bin in einer Schule aufgewachſen, wo man der

Letzteren eine Macht einräumte, deren Früchte man unter Robespierre gereift hat. Sie wuchsen auf in einem Lande, wo die Kritik der reinen Vernunft ihre Systeme gründete. — Wir Beide gehen daher von den entgegen gesetzten Punkten aus und doch möchte ich wetten, Herr von Rebecque, daß, was die Theorie uns Beiden lehrte, in der Praxis uns auf demselben Wege finden wird. Verbotene Früchte schmecken stets so süß!"

„Und lassen dennoch einen bittern Nachgeschmack. — Es ist so schön, die Tugend lieben und das Laster hassen; es ist so schön, für alles Große, Edle sich begeistern, und schöner noch ist, an einen Halbgott glauben. Sie wissen nicht, wie herrlich man in Deutschland träumt! — Dort giebt es eine ideale Welt, für welche man den Boden unter seinen Füßen mit Freuden in die Schanze schlägt. Dort ist zu denken die erste Menschenpflicht. — Sie müssen Deutschland kennen lernen. — Schon des Contrastes halber wird es für Sie von Interesse sein."

Sie seufzte tief.

„Wie beneide ich Sie darum, daß Sie so warm empfinden können," sagte sie wehmüthig. — „Obgleich noch jung, habe ich doch schon viel erfahren, viel gelitten und so manche Täuschungen erlebt. Nur das Eine bleibt: die ewig ungestillte Sehnsucht nach einem namenlosen Glücke. — So oft ich es mir nahe wähnte und meine Hand es

faſſen wollte, ſo oft entſchlüpfte es mir wieder. — Jetzt hoffe ich nicht mehr darauf, in mir iſt Nacht, meine Illuſionen ſind geſchwunden, — mein Leben ſcheint ohne Inhalt, — mein Herz iſt arm!" Thränen füllten dabei ihre Augen.

Conſtant ſtand bewegt auf und erfaßte ihre Hand. Sie reichte ſie ihm unbefangen und ließ ſie in der ſeinigen ruhen.

„Ihre Thränen beweiſen, wie reich dies Herz noch immer iſt," ſagte er warm. „Wie rein muß es empfinden, wenn es vergangenem Glücke ſolche Perlen nachweinen kann."

Ein Strahl ihres großen Auges antwortete ihm hierauf. Verlegen wollte er ſeine Hand zurück ziehen. Sie aber hielt ſie feſt und ſagte zutraulich:

„Um ſich kennen zu lernen, bedarf man einer Stunde oder zehn Jahre.* — Ich glaube Sie zu verſtehen und es iſt meine Natur ſo, freimüthig zu äußern, wie mir die Leute ge- oder mißfallen. Ich fühle es, daß Sie mir viel ſein können, denn Sie beſitzen Alles, was mir fehlt, Hoffnung, Glauben, Begeiſterung. Fachen Sie damit den erſtorbenen Funken in meiner Seele wieder an.

---

* Ihre Worte.

Werden Sie mein Freund. — Versuchen wir es, was wir einander sein können."

Verwirrt, überrascht, geschmeichelt, drückte Herr von Rebecque die schöne Hand, welche noch in der seinigen ruhte, an seine Lippen, und suchte indessen nach einer Antwort. Was sollte er erwiedern? — Ihm war eigenthümlich zu Muthe. Die geistvollste, bedeutendste Frau des Jahrhunderts bot ihm, dem unbekannten jungen Manne, ihre Freundschaft an, das war ein Triumph, den seine Eitelkeit feierte, und dennoch sagte ihm ein Etwas, daß er damit eine neue Fessel anlege, welche die bereits getragenen noch gewichtiger machte.

Bei Tische wurde er Necker vorgestellt. Die Unterhaltung war sehr belebt, und gab ihm Gelegenheit, den seltenen Geist seiner neuen Freundin zu bewundern. Man sprach über die gewöhnlichen Tagesfragen, die neuesten Vorgänge in Frankreich, den Krieg gegen die verbündeten Mächte, die Lage der Emigrirten und die vermuthliche Lösung dieser Zustände.

Dazwischen erkundigte sich Necker nach den deutschen Universitäten, der Politik Preußens und Oesterreichs und den Sympathien der Jugend, in deren Händen die Zukunft der Staaten ruhte. Herr von Rebecque wußte ihm über Alles Rede zu stehen und dabei manches Witzwort

einzuſtreuen, das Frau von Staël entzückte und Necker ein beifälliges Lächeln entlockte.

Mehr geiſtreich als tief, von einem ſanguiniſchen Temperamente getragen, jedem Eindrucke offen, und ohne den Ernſt der Geſinnung, welcher ſchädliche Einflüſſe fliehen lehrt, war er der Mann des Augenblickes, der mit beweglichem Sinne das Glück im Fluge haſchte, und ſeiner Flüchtigkeit nicht grollte.

Offen und mittheilend gab er gern alle ſeine Lebensverhältniſſe Preis. Er erzählte von ſeiner Jugend, ſeinen Studien, ſeinem Leben auf den engliſchen und deutſchen Hochſchulen. Nur ſeinen Aufenthalt in Braunſchweig überging er, als weniger gewichtig und wich allen darauf bezüglichen Fragen geſchickt aus.

Als Necker's Auge jetzt zufällig auf einen kleinen goldenen Reif an ſeiner linken Hand fiel, wurde er verlegen, und bald darauf war dieſe verrätheriſche Feſſel von ſeinem Finger verſchwunden.

Benjamin Conſtant empfahl ſich durch ſeinen Geburtsort und ſeine Religion ganz beſonders der Gunſt Necker's und perſönliches Wohlgefallen ſteigerte noch dieſe vorgefaßte gute Meinung, ſo daß er ihn wie einen alten Bekannten behandelte. Es wunderte ihn daher nicht, als Frau von Staël beim Abſchiede äußerte, Conſtant möge, ſo lange er in der Schweiz weile, Coppet als ſeine zweite

Heimath anſehen. Sie würde ihm ein eigenes Zimmer einrichten laſſen.

Dieſe Art der Gaſtfreiheit war damals freilich nicht ungewöhnlich, und im Hauſe Necker's ſtets mit beſonderer Rückſicht geübt worden.

Der junge Rebecque erwiederte auf dieſe gütigen Worte nur: daß es ihm ſchwer ſein würde, unter ſolchen Umſtänden der Schweiz wieder Lebewohl zu ſagen.

„Deſto beſſer!“ erwiederte Frau von Staël und ſandte ihm einen Blick nach, welcher den Zuſatz enthielt, daß ſie ihn gern als ihr Eigenthum betrachten würde.

Die Sterne waren ſchon heraufgezogen, als der junge Mann Lauſanne erreichte.

Unmuthig warf er ſich auf ſein Lager und konnte keine Ruhe finden. So oft er das Auge ſchloß, ſtand das junge Weib vor ihm, ſah ihn mit ihren Feueraugen an und ſagte: „Wir wollen verſuchen, was wir einander ſein können.“

Ihm ſchwindelte vor dieſem Glücke.

Er gedachte ſeiner erſten Liebe, wie zaghaft er damals dem kaum herangewachſenen Mädchen ſich genaht und mehr durch Blicke, als durch Worte, ihr ſeine Zuneigung verrathen hatte. Er rief ſich das Glück jener Tage zurück; doch ach! es erſchien ihm wie kindiſches Träumen. — Dann ſtand die ſchöne, elegante Frau vor ihm, welche er im Har-

denberg'ſchen Hauſe kennen gelernt; — vor ihr war das beſcheidene Bild ſeiner erſten Liebe in den Staub geſunken und die Glut ſeiner Empfindungen, geſteigert durch ſeinen Ehrgeiz, hatte ihn geſpornt, ſich eine Neigung zu gewinnen, die er durch einen Verrath erkaufen mußte.

Zu dieſen noch ungelöſten Verhältniſſen ſollte ſich jetzt ein Freundſchaftsbündniß geſellen, das zu warm geſchloſſen ward, um auf der Baſis gewöhnlicher Rückſichten ſtehen zu bleiben.

Indeſſen — was konnte er daran ändern?

Den Muth der Wahrheit beſaß er nicht. Er litt von ſeiner eigenen Feigheit, ſein Kopf warf ihm dieſe Unwürdigkeit vor, doch ſein Herz ſündigte darum nicht weniger. Er konnte das Wort nicht über die Lippen bringen, das eine ihm theure Frau kränkte und kränkte ſie darum doppelt.

Er kehrte am dritten Tage nach Coppet zurück. — Frau von Staël fand die Zeit zu lang, für einen Freund, der ihre Freundſchaft werth achtete, wie ſie wollte, daß man ſie ſchätze. — Mit einer Wolke auf ihrer Stirn empfing ſie ihn.

„Jamais je n'ai été aimé comme j'aime,"* ſagte ſie ihm vorwurfsvoll.

---

* Ihre Worte.

Er mußte von jetzt an immer genau vorher beſtimmen, an welchem Tage und zu welcher Stunde er wiederkehren wolle, und dieſe Gebundenheit war ihm ſo neu als läſtig. — Er ſeufzte darüber, doch vermochte er ihr mit keinem Nein entgegen zu treten. — Sie äußerte ſo viel Freude über ſeine Gegenwart, ſein Umgang, ſeine Unterhaltung gewährten ihr ein ſo großes Vergnügen, daß er den warmen Aeußrrungen ihres Beifalls nicht entgegen ſetzen konnte, er würde weniger begehrt ſich freier und glücklicher fühlen.

Briefe aus Braunſchweig forderten ihn zur Rückkehr auf. Er beantwortete ſie mit Ausflüchten, halben Entſchuldigungen, und Verſprechungen, die zu erfüllen ihm am nächſten Tage der Muth gebrach. — Wie konnte er Frau von Staël ankündigen, daß er ſie verlaſſen wolle, während ſie ihm täglich verſicherte, daß ſeine Gegenwart ihrem Leben neuen Reiz verleihe!

Er begann ſein Werk über die Religionen* zu ſchreiben, wozu die Unterhaltungen mit Necker und ſeiner Tochter ihn ſtets aufs Neue anregten, — beſonders da der Erſtere ſelbſt mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt war. — Mit Unruhe ſah er zugleich der nächſten Zukunft entgegen. — Unmöglich konnte er dies Leben auf die Länge fortfüh-

* Biographie Universelle.

ren. In ſeinem Alter auf dieſe Weiſe ruhen, war ein Vergehen gegen ſich ſelbſt. — Er mußte ſich eine Stellung zu gewinnen, ſeine Zukunft zu ſichern ſuchen. So oft er aber die Unterhaltung hierauf führte, gerieth Frau von Staël in eine Aufregung, die jedes Verſtändniß unmöglich machte und ihn ſchließlich zu den leidenſchaftlichſten Verſicherungen hinriß, daß jedes andere Intereſſe ſtets dem Wunſche nachſtehen müſſe, in ihrer Nähe zu leben.

So wie er ſie verließ, legte ſich eine ſolche Lüge wie ein Alpdrücken auf ſeine Seele. Unmuthig, verſtimmt, verſprach er ſich, bei der nächſten Zuſammenkunft alle Schranken nieder zu reißen, und dieſe Entſchlüſſe endigten ſtets mit der gleichen Niederlage. So kam der Winter 1795 heran.

Drittes Capitel.

Der erste Gesandte in der neuen Republik.

Es war im März des Jahres 1795, als Herr von Staël abermals als Gesandter nach Paris zurück kehrte, der einzige Repräsentant einer fremden Macht, welcher die neue Regierung anzuerkennen beauftragt wurde.

Das Directorium, durch sein Erscheinen auf das Höchste geschmeichelt, bewillkommnete ihn mit der größten Auszeichnung. Man wies ihm, dem Präsidenten gegenüber, einen Armstuhl in ihrer Versammlung an, und empfing ihn, als er eintrat, mit dem republikanischen Du und einem brüderlichen Kuß.

Solche Zärtlichkeit von Seiten dieser Männer, welche meistens den untern Schichten der Gesellschaft angehörten, war ihm peinlich zu ertragen. Mit halb verlegener Miene lieh er sich einer Umarmung, welche seinem Geschmacke so

gar nicht entſprach und gewahrte zu ſeinem Glücke nicht, welche lächerliche Figur er unter ihnen ſpielte.

Er war mit dem Entſchluſſe hergereiſt, ſich in die Umſtände zu fügen, nur um in Paris leben zu können. Der Aufenthalt in Stockholm behagte ihm ſo wenig, wie der geringe Aufwand, welcher ihm dort zu Gebote ſtand. Er liebte den Luxus und verſchwendete gern. Da er kein eigenes Vermögen beſaß, ſo konnte er, entfernt von ſeiner Gattin, dieſer Neigung nicht mehr fröhnen und wünſchte darum ſehnlichſt, auf ſeinen Poſten zurück zu kehren.

So wie er Paris erreichte, ſchrieb er ſogleich an Frau von Staël und theilte ihr mit, daß ſie jetzt mit völliger Sicherheit ihr Hotel beziehen könne. In großer Aufregung eilte ſie mit dieſem Briefe zu ihrem Vater.

„Du kannſt mich nicht begleiten und ich werde Dich hier nicht einſam zurück laſſen," ſagte ſie.

„Du wirſt es," erwiederte Necker mit ſanftem Ernſte und ſchloß ſie an ſein Herz. „Ein Jeder muß mit dem Pfunde wuchern, das ihm verliehen iſt und Dein Geiſt bedarf eines größeren Schauplatzes, um ſich zu entfalten, als Coppet ihn Dir bieten kann. Du biſt für die große Welt geboren und findeſt Dich nicht in kleine Verhältniſſe und enge Geſichtskreiſe. Darum folge Deiner Beſtimmung, mein Kind! Ich bin in dem Alter, wo die Einſamkeit

eine Wohlthat ist und aus der Ferne werde ich gern mitgenießen, was Dir Schönes und Großes begegnet."

Sie konnte jedoch nicht gleich zu einem Entschlusse kommen. — Unruhig wanderte sie im Zimmer auf und ab, bis Benjamin Constant kam.

Ohne ein Wort der Vorbereitung hielt sie ihm das Schreiben ihres Gatten entgegen und heftete ihr Auge fest auf ihn, während er es las.

„Sie werden also nach Paris zurück kehren," sagte er, und eine Centnerlast hob sich von seiner Brust bei dem Gedanken an die nun wieder gewonnene Freiheit.

„Und weiter haben Sie mir kein Wort darauf zu sagen?" fragte sie, während ihre Brust hörbar flog.

Er sah verlegen zur Erde.

Als sie immer noch fortfuhr, ihr Auge fragend auf ihn gerichtet zu halten, faßte er sich endlich und erwiederte:

„Daß mich die Trennung schmerzt, bedarf ja keiner Worte, Sie wissen, wie sehr ich Sie entbehren werde; doch, wozu klagen, wenn das Unvermeidliche sich naht!"

„Unvermeidlich!" rief sie, unmuthig die Lippen aufwerfend, während der aufsteigende Zorn ihre Nasenlöcher schwellte. „Unvermeidlich ist nur, was uns das Schicksal sendet und nicht, was wir aus eigenem Willen wählen. — Wir Beide sind frei und besitzen Geist genug, um uns über Vorurtheile erheben, um Hindernisse besiegen zu können.

Wo das Wollen ist, da ist auch die Macht. Dem Kühnen gehört die Welt. — Wer die Umstände zu besiegen versteht, für den giebt es keinen Gebieter als die Neigung. — Ich bin nur eine Frau, aber — ich könnte viele Männer an Muth übertreffen."

Herr von Rebecque antwortete ausweichend. Er suchte ihren Zorn durch Versicherungen seiner Anhänglichkeit zu beschwichtigen und vertraute ihr, daß seine Verhältnisse schon lange eine Reise nach Braunschweig erforderten, doch die Unmöglichkeit, sich von ihr zu trennen, habe ihn stets vermocht, um Aufschub nachzusuchen, jetzt nun sei er froh, durch ihren Entschluß sich aller weiteren Bedenklichkeiten überhoben zu sehen.

Sie wurde durch diese Entgegnung nicht befriedigt. Eine heftige Scene folgte. — Er sollte offen mittheilen, was ihn bestimme, nach Braunschweig zu gehen. Das konnte und wollte er nicht. Er hatte seine dortigen Beziehungen stets in das tiefste Dunkel gehüllt, und wünschte diesen Schleier um keinen Preis zu lüften.

Frau von Staël forderte, daß er sie nach Paris begleite.

„Warum der Meinung der Welt trotzen, warum Herrn von Staël Veranlassung geben, sich über mich zu beklagen," sagte er.

„Ihr Ruf würde wenigstens keinen Makel dadurch erhalten!“ erwiederte sie bitter.

Er stellte ihr vor, daß er als ihr Begleiter in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu ihr träte, das sein Selbstgefühl verletze. Ein Mann müsse durch sich selbst etwas sein und nicht einer Frau seine Existenz verdanken. Er wolle den Fürsten von Hardenberg, welcher jetzt gerade in Basel sei, um den Frieden zwischen Frankreich und Preußen zu schließen, aufsuchen, und durch seine Gunst irgend einen Posten zu erhalten suchen.

„Einen Posten, der Sie von mir entfernt? Nein, Constant, Sie dürfen, Sie sollen den nicht suchen. — Ihr Geist, Ihre Kenntnisse sichern Ihnen überall eine Laufbahn. Wollen Sie reich sein? Ich gebe Ihnen mein ganzes Vermögen und werde dankbar aus Ihrer Hand ein Schärflein davon annehmen. Eine Frau erniedrigt sich durch eine solche Abhängigkeit nicht.“

Constant ahnte, welche Antwort sie erwartete und sah verlegen zur Erde. Er war von den peinlichsten Gefühlen bewegt. Als er das Auge wieder erhob, begegnete es dem ihrigen, das mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes auf ihm ruhte. Zerknirscht fiel er ihr zu Füßen, drückte ihre Hände mit den zärtlichsten Worten an seine Lippen und stürzte dann plötzlich aus dem Zimmer.

Ueberrascht blickte Frau von Staël ihm nach.

Eine Stunde verging und er kam nicht wieder, da brachte ein Bote ihr einen Brief, von dem nächſten Dorfe datirt. Conſtant ſchrieb ihr darin, daß es ihn beſchäme, einer ſolchen Freundin nicht ſein ganzes Leben widmen zu können; er bitte ſie, ihn deshalb nicht aus ihrem Herzen zu verſtoßen, und ihm zu geſtatten, von ihr geführt, in Paris ſeine politiſche Laufbahn beginnen zu dürfen. Er reiſe noch heute ab nach Deutſchland, um deſto ſchneller dort mit ihr zuſammen treffen zu können.

Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht, als ſie geleſen. Ein heftiger Schmerz wühlte in ihrer Bruſt; ein Thränenſtrom erleichterte ſie endlich.

Als ſie ſich gefaßt, ſandte ſie ihm einen Boten nach. Dieſer fand ihn nicht mehr. Er war nach Lauſanne zurück gekehrt. Sie ſchrieb ihm dorthin, daß ſie ihn vor ſeiner Abreiſe noch einmal ſehen, noch einmal ſprechen müſſe. Seine Erwiederung lautete, daß ſein Wagen bereits beſtellt, ſein Koffer gepackt ſei.

Sie ließ anſpannen und fuhr ſelbſt in die Stadt. Als ſie vor ſeinem Hauſe hielt, waren die Läden ſeiner Fenſter geſchloſſen und damit die Antwort ertheilt. Dennoch ließ ſie ſich hinauf führen und trat in das wüſt ausſehende Gemach. Alles lag noch umher, wie er es verlaſſen hatte. Alles ſprach hier von ihm und brachte ihr die Erinnerung der verlebten Tage vor die Seele. Sie ſchloß

die Thüre, setzte sich und sann still dem Vergangenen nach. —

Zerrissene Briefe, Papierstreifen lagen auf dem Boden umher. Sie nahm sie auf und suchte die Handschrift zu erkennen. Es waren deutsche Charaktere, die sie nicht zu entziffern vermochte. Die zierlichen und doch festen Schriftzüge konnten nur von einer jugendlichen Frauenhand so schön geformt werden. — Unterzeichnet waren sie mit französischen Lettern „Hardenberg." Zitternd steckte sie diese Stückchen Papier in den Busen ihres Kleides und eilte aus dem Zimmer. Hardenberg! Den Namen hatte er ihr oft genannt; aber in anderer Beziehung.

Die Vorbereitungen für ihre Abreise beschäftigten sie zum Glück in den nächsten Tagen.

Als endlich der Augenblick erschien, wo sie von ihrem Vater scheiden sollte, fehlte ihr der Muth, ihm Lebewohl zu sagen. — Necker war mit den Jahren corpulent geworden, er konnte sich wenig Bewegung machen und Alles deutete an, daß er kein hohes Lebensalter erreichen würde. Dazu hatte der Verlust seiner Gattin ihm eine Wunde geschlagen, welche wohl vernarben, aber nicht heilen konnte. In einem Bosquet seines Gartens standen ihre irdischen Ueberreste beigesetzt. Hierher richtete er täglich seine Schritte und sprach in seinen Gedanken mit ihr.

Frau von Staël führte ihren Vater an diesen Ort,

um ihm hier ein letztes Lebewohl zu sagen. Ihre Kinder sollten sie nicht begleiten. Sie legte sie ihrem Vater an dem Grabe ihrer Mutter an das Herz und bat ihn, sie in deren Sinne für sie zu erziehen. Laut weinend stürzte sie dann in ihren Wagen, deckte die Hände vor das Gesicht und sah nichts mehr.

Rasch rollte sie so dem Orte ihrer Bestimmung zu.

Wenn wir nach langer Abwesenheit den Ort wieder betreten, wo unsere Wiege gestanden, so machen wir die Erfahrung, daß das Bild, welches davon in unserer Erinnerung lebt, seine Farben verloren hat und in den Rahmen, den wir dafür mitgebracht, nicht passen will.

Sind wir es, die mit andern Augen sehen, oder haben die Gegenstände eine andere Gestalt angenommen, das wissen wir nicht zu sagen; nur das Eine steht fest, wir gehören nicht mehr in die Umgebung.

Als Frau von Staël die Thürme von Paris erblickte, netzten Freudenthränen ihr Auge. Sie hätte jeden Vorübergehenden begrüßen, jeden Fremden an ihr Herz drücken mögen.

Die Häuser, die Straßen waren noch dieselben, nur daß sie andere Namen trugen. Die Wappen waren verschwunden, das Wort Citoyen drückte Alles aus. Der Luxus war zu einem Laster geworden, die Einfachheit bewies die Gesinnung.

Herr von Staël trat ſeiner Frau im ſchwarzen Frack entgegen, ohne irgend ein Abzeichen ſeines Ranges. Sie erkannte ihn kaum wieder in dieſer bürgerlichen Tracht.

Gleich am folgenden Tage fuhr ſie mit ihm zu Barras nach Grosbois, wo dieſer empfing. Hier ſah ſie nur Toiletten nach griechiſchem Muſter, mit einem ſo tiefen Ausſchnitte, daß ſie davor erröthete. Dazu lauter dunkle Köpfe, nirgends Puder, das Haar kurz geſchnitten à la victime oder gelockt à la Titus.

Sie fiel mit ihrem Anzug in dem Maße auf, daß ſie einſah, ihn ändern zu müſſen.

Als der Diener ſie meldete, hieß es: Le Citoyen ambassadeur Staël et son épouse. Das klang ihrem Ohr abſcheulich. Ihre Vorliebe für das Droit de l'homme hatte ſich nie ſo weit erſtreckt, um für ſich die Benennung der Bürgerin Staël, oder der Citoyenne Ambassadrice zu begehren. Mit einer ſolchen Anrede verband ſich dann ſogleich ein gewiſſer Ton von Vertraulichkeit, welcher in der guten Geſellſchaft nie Geltung findet und ihr aus alter Gewohnheit mißfiel.

Die feinen Sitten waren verſchwunden, man ſprach ſchlecht und ſchrieb noch ſchlechter. Doch mußte ſie ihr Mißfallen darüber ſorgfältig verhehlen. Barras war jetzt ein mächtiger Mann, ihn mußte ſie in ihr Intereſſe ziehen, um ihren Freunden die Rückkehr nach Frankreich zu erleich-

tern. Sie ſprach mit ihm über dieſe Möglichkeit und redete mit der ihr eigenthümlichen Wärme zu Gunſten Derer, welche litten.

Barras ſelbſt gehörte, ſeiner Geburt nach, dem Adel an, verbarg aber ſorgfältig dieſen Urſprung, der ihm nur Nachtheil bringen konnte. — Doch blieben ihm von ſeiner erſten Erziehung die feineren Formen des geſelligen Umgangs, deren er ſich auch nicht entledigte.

Lächelnd hörte er die warme Lobrede auf die emigrirten Freunde der berühmten Frau.

„Sie legen erſt Feuer an ein Haus und wollen dann die Bewohner vor den verzehrenden Flammen bewahren," ſagte er lachend.*

„Helfen Sie mir nur und es ſoll mir einerlei ſein, ob Sie mich der Inconſequenz anklagen oder nicht," ſagte ſie bittend.

So leichten Kaufes erhielt ſie jedoch nicht, was ſie wünſchte. Das Directorium war der Schmeichelworte bereits gewöhnt. Der alte Adel kitzelte damit das Ohr der Parvenus um entweder Güter zu retten, oder irgend einen Vetter einzuführen und ſo hörte man denn gegenüber der Bourgoiſie eine Sprache, welche ſonſt nie an Höfen geredet wurde, und als Ausdruck der Unterwürfigkeit dort

* Allonville.

weniger verletzte als hier, wo der kriechende Eigennutz sich ihrer bediente, um seine kleinen Zwecke zu erreichen.

Der feine Ton der Unterhaltung war gänzlich verschwunden, man sprach schlecht und schrieb noch schlechter; die Tagespresse war in einem Style abgefaßt, der sie wahrhaft entsetzte.

Da es jetzt keinen Hof und keine Gesandten gab, so hatte Herr von Staël auch nicht zu repräsentiren. Er spielte viel und brachte seine Abende bei Mademoiselle Contat zu. Seine Gattin sah ihn nur selten. Schon daran gewöhnt, sich selbst überlassen zu sein, lebte sie, wie früher, der Politik und dem Wohle ihrer Freunde. Sie öffnete ihren Salon und bot damit die ersten Zusammenkünfte, welche einen Schatten dessen zeigten, was das gesellige Leben vor der Revolution gewesen war. Doch zog sie zugleich viele der jetzigen Machthaber an sich, theils um Einfluß auf die Politik des Tages zu gewinnen, theils um die Rückkehr ihrer emigrirten Freunde zu bewirken. Ihr Charakter als Frau wurde dabei gefährdet, man nannte sie eine Intrigantin; — doch wenn hätte sie je eine persönliche Rücksicht walten lassen, so bald ein Zweck ihr vor Augen lag, den ihr Herz gewählt hatte!

Talleyrand war aus England verwiesen und hielt sich jetzt in Amerika auf. Durch ihren Einfluß auf Barras erhielt sie für ihn die Erlaubniß zur Rückkehr. — Zit-

ternd vor Vergnügen ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch, um ihm dieſe erfreuliche Nachricht zu melden.

In Bezug auf Narbonne war ſie weniger glücklich. Er lebte im Canton Glarus in großer Abgeſchiedenheit und duldete alle möglichen Entbehrungen, dem ungeachtet wollte er Frankreich nicht wieder ſehen, ſo lange es einer Regierung unterworfen war, welche er haßte und verachtete. Vergeblich bemühte ſich Frau von Staël, ſeine Anſicht in dem Bezug zu ändern; vergeblich ſetzte ſie ihm aus einander, daß er durch ſeinen Einfluß an einer beſſeren Geſtaltung der Dinge arbeiten könne; er blieb dabei, auf ſolchem Grunde kein Gebäude aufrichten zu wollen, weil es nur über ſeinem eigenen Haupte zuſammen brechen würde.

Die Damen Beauharnais und Tallien hatten ebenfalls einen Empfangsabend feſtgeſetzt; die Theater gewannen wieder Intereſſe und, wie früher, fand Frau von Staël vielfache Gelegenheit, ihren Geiſt glänzen zu laſſen und ſich ihres Uebergewichtes bewußt zu werden. — Trotz dem fühlte ſie ſich nicht glücklich.

Von Woche zu Woche hatte ſie ſeit ihrer Ankunft der Rückkehr Benjamin Conſtant's entgegen geſehen und ihre Ungeduld kannte keine Grenzen, als er immer wieder Aufſchub verlangte, ohne genügenden Grund für dieſe Verzögerung angeben zu können. — Sie rang mit ver-

zweifelten Entſchlüſſen, ſie war oftmals auf dem Punkte, ihm nachreiſen zu wollen. Doch, kann man die Freundſchaft, die dem Andern keine Rechte mehr einräumen will, durch Bitten und Vorwürfe an ſich feſſeln?

Ihr Kopf ſagte ihr, wie unmöglich das ſei, doch ihr Herz widerſprach dem ſtets mit übertönender Stimme. Sie hatte es erfahren, wie viele Beziehungen zu dem Leben dem Manne höher gelten, als ſeine Freundſchaft für eine Frau, und wie leicht er ihre Nähe entbehren kann, wenn ſein Ehrgeiz, ſein Eigennutz, oder irgend eine andere Leidenſchaft der Art Anſprüche an ihn macht, — ſie hatte es ſeufzend dulden müſſen, daß man für ſie keine Feſſeln brach, und ſie lieber eine Ehe eingehen ließ, die eine bloße Geſellſchaftsſache war, als ihr eine Stellung einräumte, der ſie ſich in jedem Bezug gewachſen glaubte. Sie hatte das geduldet und verziehen und war dieſen Männern eine treue Freundin geblieben. Aber — ſollte ſie immer wieder aufs Neue die Probe ablegen, wie gern ſie ſich ſelbſt vergeſſe, wenn es dem Andern förderte?

Täglich ſchrieb ſie an Herrn von Rebecque und mahnte ihn an ſein Verſprechen. Mit glühenden Farben ſchilderte ſie ihm, wie tief ſie ſeine Wortbrüchigkeit empfinde und wie troſtlos es für ſie ſei, nicht zu ihm eilen zu können, um ihm durch das lebendige Wort fühlbarer noch zu machen,

welche Wunde er ihrem Frieden, ihrem Glücke geſchlagen. —

Solche Epiſteln erregten bei dem Empfänger die peinlichſte Stimmung. Gefeſſelt durch eine wirkliche Neigung, wurde es ihm ſo ſchwer ſich loszureißen. Und dennoch übte Frau von Staël eine Gewalt über ſeine Phantaſie aus, die ihn faſt gegen ſeinen Willen zu ihr zog.

Viertes Capitel.

Das neue Paris.

An einem heißen Auguſt-Morgen erreichte Benjamin Conſtant de Rebecque, nach einem Umweg durch die Rheinprovinzen und Holland, endlich die berühmte Hauptſtadt der franzöſiſchen Republik. Erwartungsvoll ſah er ſeiner Ankunft entgegen.

Bei den Barrieren angelangt, verließ er die Poſt, und wanderte langſam den ihm bezeichneten Weg, um den erſten Eindruck ungeſtört in ſich aufzunehmen. Paris zu ſehen, war damals noch eine Begebenheit für einen jungen Mann.

Neugierig betrachtete er die Häuſer und die Menſchen. Da kam ein Karren des Weges, auf welchem zwanzig Gensd'armes ſaßen, welche man zum Richtplatze führte. Schaudernd wandte er ſich von dieſem greulichen Zuge ab.

Es waren die alten Sbirren der Cohorte des Fouquier-Tinville, welche sich mit den Aufrührern des 1sten Prairial verbündet hatten. Gut aussehende junge Leute durchliefen die Straßen, bewaffnet mit Säbeln und Piken, und trieben die Arbeiter vor sich her, welche an dem Angriff der Convention Theil genommen. Man führte Kanonen durch die Straßen. Paris glich einem Schlachtfelde nach der Bataille.

In der höchsten Aufregung erreichte Benjamin Constant das Hotel der Frau von Staël. —

Der fremde Diener hatte seinen Namen nicht recht verstanden, sie ahnte nicht wer eintreten würde und begrüßte ihn mit einem lauten Schrei der Ueberraschung, des Schreckens und der Freude. Sie wiederholte ihm ihre Einladung, seine Wohnung in ihrem Hause zu nehmen. Constant bat sie, von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu dürfen. Da Herr von Staël ihn gar nicht kenne, so müsse es ihm unangenehm sein, einen fremden jungen Mann als Familienglied betrachtet zu sehen. — Sie schmollte über seine Weigerung und musterte ihn mit mißtrauischen Blicken. Der Name Hardenberg schwebte auf ihren Lippen, doch zögerte sie noch ihn auszusprechen. Ihr bangte vor seinem Klange. —

Am Abend war Empfang bei ihr; da lernte er Suard, Morellet, Lacretelle, Laharpe, den geistreichen Lauraguais,

Caſtellane, Choiſeul und viele andere bedeutende Männer kennen. — Ihm ſchwindelte, als er ſein Lager ſuchte, von Allem was er erlebt, erfahren, geſehen. —

Am folgenden Morgen fuhr Frau von Staël mit ihm zu Barras und empfahl ihren Schützling der Berückſichtigung des mächtigen Mannes; darauf ſtellte ſie ihn den Damen ihrer Bekanntſchaft vor.

Herr von Staël befand ſich in Paſſy. Als er nach einigen Tagen von dort zurückkehrte, fand er den neuen Hausgenoſſen. Kalt begrüßte er ihn und zeigte keine Art von Intereſſe an einem Gaſte, den ſeine Gattin ſo ſichtlich auszeichnete. —

Verlegen ſtand Benjamin Conſtant ihm gegenüber. — Als er ſich mit Frau von Staël allein befand, bat er ſie, ihn in Gegenwart Anderer mit weniger Aufmerkſamkeit zu behandeln. Sie ſah ihn darauf einige Minuten lang mit ſprachloſem Erſtaunen an. —

„Sie wollen mich die Lüge lehren, welche Euch Männern an meinem Geſchlechte ſo gut gefällt," ſagte ſie dann halb traurig, halb bitter; „doch, vergebliches Bemühen! Ich bin die Tochter meines Vaters und will, es koſte was es wolle, vor Allem wahr bleiben. — Meine Freundſchaft für Sie werde ich nicht verleugnen."

Conſtant ſchwieg, wie immer, wenn er ſie mißvergnügt oder betrübt ſah. Er hatte nicht den Muth ſie un-

glücklich zu machen, und beruhigte sie feige mit Worten und Versicherungen, an die er selbst nicht glaubte.

Sie führte ihn hinaus nach Saint Brice zu Marmontel, welcher durch die Revolution sein Vermögen und seine Einnahme verloren hatte, und in seinem Alter mit Sorge auf seine junge Familie blickte, welche er kaum vor Mangel zu schützen verstand. Es gewährte Frau von Staël ein großes Vergnügen, ihrem jungen Freunde diese Plätze zu zeigen, wo sie einst geweilt und mit ihm von den entschwundenen Zeiten zu reden, welche so reich an Hoffnung und an Ruhm gewesen. —

Marmontel freuete sich herzlich sie wiederzusehen, und schilderte ihr warm die Jahre der Sorge, welche er indessen, so nahe dem Schauplatze des Schreckens, hier verlebt. So manche ihrer gemeinsamen Freunde hatten traurig geendet. Schaudernd hörte sie die Einzelheiten der Schicksale, welche sie getroffen. Auch von Condorcet war die Rede, und wie der geistvolle, bedeutende Mann, welcher eben sein schönes Werk über den Fortschritt des menschlichen Geistes beendet, von Robespierre verfolgt, an Gift habe enden müssen. —

„Wir Dichter sind arm in unsern Erfindungen, wenn wir sie mit den wunderbaren Verknüpfungen menschlicher Schicksale vergleichen, welche das wirkliche Leben bietet," sagte Marmontel gedankenvoll.

Herzlich ſchieden ſie.

Am folgenden Tage war Herr von Staël noch ernſter und ſchweigſamer, als gewöhnlich. Conſtant faßte den Muth ihn anzureden und in ein Geſpräch zu ziehen; doch vergebliches Bemühen! Als er ihn nach den politiſchen Neuigkeiten fragte, erwiederte er: in dem Ami du citoyen ſtehe nur die eine Nachricht, daß der Bürger Benjamin Conſtant das Déjeûner à la fourchette von Frau von Staël ſei. Damit verließ er das Zimmer. — Conſtant blickte ihm verwirrt nach. —

Schweigend ſaßen die Zurückgebliebenen einander gegenüber. Keines von Beiden wagte das erſte Wort. — Endlich ſprang Conſtant auf, wollte ſeinen Hut ergreifen und aus dem Zimmer eilen; doch die Hand der Frau von Staël legte ſich auf ſeinen Arm und hielt ihn zurück. Wie immer, gab er auch heute ihren Bitten nach. —

Ein neues Leben hatte für Frau von Staël begonnen. Sie wollte ihrem jungen Freunde den Weg zu jenem Ruhme bahnen, den ſie ſelbſt nicht erringen durfte, ſie wollte ihn mit ihrem Ehrgeize in die politiſche Laufbahn ſtürzen und ſeine Erfolge dann für ſich mitgenießen.

Sie führte ihn zu Madame Tallien und Madame Beauharnais, der Tante der künftigen Kaiſerin, welche Beide, gleich ihr, einen ausgezeichneten Kreis bei ſich empfingen. Der junge Deutſche, oder wenigſtens doch ganz

deutſch ausſehende, junge Mann, mit dem langen blonden Haare, und dem offenen, von Begeiſterung leuchtenden Auge, gefiel, und bald fühlten ſich viele geneigt, einen ſolchen Protegé unter ihren Schutz zu nehmen, um durch ſein Talent in der politiſchen Welt eine Macht zu gewinnen. —

Frau von Staël ließ ſich indeſſen ihre Rechte auf ihn nicht ſtreitig machen. Sie glaubte in ihm endlich den Freund gefunden zu haben, dem ſie ſich ganz hingeben, dem ſie jedes Opfer bringen, und von dem ſie dafür als Erwiderung eine treue, ſich nie verleugnende Zuneigung erwarten durfte. Seine deutſchen Ideen, ſeine philoſophiſchen Syſteme, ſein Enthuſiasmus, und ſein einfaches naives Weſen, bezauberten ſie. Warum konnte ſie ihm nicht ſchon früher begegnet ſein! Weder die Religion, noch Familienrückſichten ſtellten ſich bei ihm einer dauernden Verbindung entgegen, und an ſeiner Seite hätte ihr jenes Glück geblüht, das ſie für das höchſte und ſchönſte erkannte: eine Ehe mit einem geliebten Manne. „Ich werde meine Tochter zwingen, ſich aus Neigung zu verheirathen," ſagte ſie oft, wenn ſie ſeufzend an ihr verfehltes Leben dachte.

Indeſſen, — war denn wirklich auch ſchon jede Hoffnung darauf für ſie verloren?

Herr von Staël würde nicht angeſtanden haben, eine Ehe gelöſt zu ſehen, ſobald man ihm für die Gattin eine angemeſſene pecuniäre Entſchädigung geboten hätte. Außer-

dem war er bejahrt und kränklich und wenig geneigt seiner Gesundheit die nothwendige Rücksicht zu schenken; sein Lebensziel war daher kurz gesteckt.

Doch, durfte Frau von Staël eine solche Möglichkeit der Lösung ihrer bestehenden Verhältnisse in Anregung bringen?

Benjamin Constant wich jedem Gespräche aus, das auf solche ernsten Beziehungen hindeutete, und so erwartete sie denn von der Steigerung seiner Neigung für sie eine Erklärung, welche ihr Herz sehnlichst herbei wünschte.

Indessen leitete sie seine Schritte auf der Bahn, welche sein Ehrgeiz und seine Beifallsliebe suchte, und freute sich seiner Erfolge.

Mit dem Herbste kehrte auch Talleyrand zurück, und eilte, ihr seinen Dank auszusprechen. Er hatte seinen Weg über Hamburg genommen, wo Frau von Genlis als Emigrirte weilte, und brachte Frau von Staël Nachrichten über das dortige Leben ihrer jetzigen Nebenbuhlerin und vormaligen gefeierten Heldin. Die Liebesabenteuer, welche ihn außerdem dort beschäftigt, überging er aber mit Schweigen.

Sie war noch bei der Toilette, als Talleyrand sich bei ihr melden ließ, nach der Mode der Zeit empfing sie ihn bei dieser Beschäftigung. Mademoiselle Olive kleidete sie an, während sie zwischen ihren Fingern einen kleinen

grünen Zweig hin und her rollte. Wie alle lebhaften Perſonen, bedurfte ſie dieſes Spieles der Hände, um ihrer körperlichen Unruhe dadurch einen Ableiter zu geben. — Vor ihrem großen Spiegel ſtehend, unterhielt ſie ſich auf das Lebhafteſte mit ihm, als plötzlich die ſchöne Madame Récamier, in einem weißen Kleide, eintrat, und ſich auf ein hellblaues, mit Gold bordirtes Sopha niederließ. Talleyrand hatte ſich bei ihrem Eintritte erhoben, um ſie zu begrüßen und blieb jetzt bewundernd vor ihr ſtehen. — Unbefangen plauderte die ſchöne Frau einige Minuten mit Frau von Staël, und beredete mit ihr, wie ſie ihren Tag zubringen wollten. Dann verſchwand ſie leiſe, wie ſie gekommen.

„Wie bezaubernd ſchön iſt dieſe Dame," rief Talleyrand ihr nach.

„Sie iſt ein Engel!" erwiederte Madame de Staël warm. „Ich habe ſie erſt kürzlich kennen gelernt, bei Gelegenheit des Verkaufes von meines Vaters Haus, das ſie für ſich erſtanden. — Sie benahm ſich dabei ſehr ſchüchtern, ſie fürchtete meinen Geiſt, und es koſtete mir Mühe, bis ich ſie mir eroberte. Jetzt aber iſt ſie mein. — Wir lieben uns zärtlich. — Sie bewohnt das Schloß Clichy und iſt wenig in Paris; denn ſie fürchtet die große Welt. — Dort aber ſieht ſie einen Kreis angenehmer Leute, zu denen auch Lucian Bonaparte gehört, deſſen Herz ſie völlig gewonnen

hat. Aber welches Herz könnte auch einer so reizenden Persönlichkeit gegenüber kalt bleiben?"

„Das meinige hoffentlich," erwiederte Talleyrand schalkhaft. „Die Frauen verursachen uns so viel mehr Leid, als sie uns Freude gewähren, daß sie uns wirklich mehr zur Strafe als zur Freude geschaffen scheinen — außer, wenn sie einen Geist besitzen, wie Sie."

Frau von Staël ließ dies Compliment unbeachtet und empfahl der Protection des erfahrenen Politikers ihren neuen Schützling.

„Sie wollen, daß ich so uneigennützig sei, Jemanden das Wort zu reden, der sich Ihrer persönlichen Gunst erfreut?" sagte er mit feinem Lächeln.

„Sie verlangen doch nicht, daß ich Ihren Antheil für meine Feinde von Ihnen begehre?" fragte sie lachend.

„Gut denn. Aber wie kann ich ihm dienen?"

„Indem sie ihm lehren, die Umstände geschickt zu seinem Vortheil zu benutzen."

„Sie sind eine gefährliche Frau," erwiederte er; „denn sie durchschauen meine Politik, wie Sie sonst auch mein Herz durchschauten."

„Bis Sie die Thüre dazu verschlossen," unterbrach sie ihn lachend; „denn Sie sahen ein, daß der Zuschauer zu viel darin entdecken könne."

„Ah! die schönen Zeiten!" sagte Talleyrand, mit

seiner weißen Hand die glatte Stirne bedeckend. „Jetzt wird man alt und — wird nicht mehr gesucht.“

„Das ist nicht Ihr Ernst. Sie sehen wahrlich nicht aus, wie Jemand, der den Freuden des Lebens zu verzichten beabsichtigte. Aber sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen das republikanische Paris? Welchen Eindruck verursacht es Ihnen?“

„Bürgerin Staël, ich finde den Ton etwas grob und die Sprache etwas roh und derb. Man glaubt mitunter in die Küche seines Hotels hinabgestiegen zu sein.“

„Man redet wenigstens eine sehr verständliche Sprache, eine Sprache, die sehr viel ausdrückt, man bedient sich keiner glatten Worte, keiner unnützen Wendungen. Buffon würde über seinen geputzten Styl lachen, wenn er ihn mit dieser einfachen Redeweise vergliche.“

Auf diese Art lächelte und scherzte man über das republikanische Frankreich, und eine Gesellschaft junger Cavaliere, welche sich die Incroyables nannten, zogen sogar öffentlich umher und spotteten der Sitten und der Tracht des neuen Bürgerthums.

Frau von Staël hatte jetzt nicht mehr zu repräsentiren, es gab keinen Hof, es gab keine Gesandtschaften, das Wappen von ihrem Wagen war verschwunden, und die Bürgerin der Republik hatte allem Luxus entsagt. Ihrem Geschmacke wollte sich diese neue Art zu leben nicht ganz

anpaſſen; indeſſen fügte ſie ſich auch dieſer Bedingung, ſobald das droit de l'homme, mit dem ſie ſich immer noch trug, auf keinem andern Wege erreicht werden konnte.

Benjamin Conſtant war jetzt ihr beſtändiger Begleiter, ſie hing ſich an ihn mit allen ihren Wünſchen und Hoffnungen und baute auf ihn das Glück ihrer Zukunft, wie das des gegenwärtigen Augenblickes.

Sie nahm gewiſſermaßen Beſitz von ſeinem Talente und wucherte damit. Dadurch fühlte er ſich in vielem Bezug gefeſſelt und eingeengt. Machte er einen Verſuch, ſich dieſem Einfluß zu entziehen, ſo wurde ſie heftig, und überſchüttete ihn mit einer Fluth von Vorwürfen und Thränen. Er hätte ihr entfliehen mögen und konnte ſie doch nicht entbehren.

„Jamais je n'ai été aimé, comme j'aime," ſagte ſie ihm eines Tages mit tiefer Traurigkeit und von dem ſtillen Vorwurf, der in ihrem Blicke lag, weit mehr gerührt, als von den heftigen Worten ihrer Leidenſchaft, ſtand er auf dem Punkte, ihr ſein Geheimniß zu verrathen. Vor ihr hinkniend und ihre ſchönen Hände an ſeine Lippen ziehend, ſagte er: „Wollte der Himmel, ich hätte Ihnen mein ganzes Herz bieten dürfen!"

„Dürfen!" wiederholte ſie. „Wie ſoll ich das verſtehen, Conſtant!" rief ſie in höchſter Aufregung. „Ich bitte Sie. Machen Sie mich nicht raſend mit ſolchen

halben Worten, mit Andeutungen, welche mir den Verſtand koſten könnten!"

Statt ſeine angefangene Rede fortzuſetzen, beruhigte er ſie wieder, als er den Zuſtand ſah, in welchen ſein erſtes Wort ſie verſetzt hatte.

So verging der Sommer. Benjamin Conſtant arbeitete an ſeinem Werke: les effets de la terreur, und gab ſein Buch der Reactions politiques heraus.

Immer mächtiger wurde er jetzt von dem politiſchen Strome mit fortgeriſſen, unter der Leitung von dem ſeltenen Geiſte dieſer Frau, die ihn als Werkzeug ihres Ehrgeizes benutzte. Das Jahresfeſt der Conſtitution fand ſtatt; es war die Conſtitution des Jahres III der Republik, welche man Frankreich bot und ganz Paris war in Bewegung und Aufruhr, als dies Palladium der nationalen Freiheit öffentlich abgeleſen wurde.

Unmöglich konnte Benjamin Conſtant kalt bleiben, wo er ein ganzes Volk in Flammen ſah, und leicht ward es Frau von Staël, ihn zu bereden, jetzt öffentlich aufzutreten und ſeinen Namen bedeutend zu machen. So ſchrieb er denn drei Briefe in die öffentlichen Blätter, gegen das Decret gerichtet, welches zwei Dritttheil der Convention in das neue nationale Repräſentativſyſtem aufnehmen ſollte. Dieſe Briefe erregten ein ungeheures Aufſehen. Jeder wollte den Verfaſſer kennen lernen, jeder ihn bei

ſich eingeführt ſehen, die ſchönſten Damen bewarben ſich um ſeine Gunſt und boten ihm ihre Protection an.

Dieſer Beifall öffnete ihm die Augen. Er erkannte, daß er eine Sache vertheidigte, welcher er feindlich war, und dieſer erſte Fehlgriff auf ſeiner politiſchen Laufbahn, war ihm eine Lehre, ſich künftig ſtets der größten Vorſicht zu befleißigen. Er hatte es erfahren, wie ſchwer es iſt, das einmal Geſagte zurück zu nehmen, und wie beſchämend zugleich, ſich wegen eines Fehlgriffes gelobt zu ſehen.

Der unbekannte junge Mann hatte ſich jetzt einen Namen erworben. — Er durfte nicht länger als der beſcheidene Günſtling neben Frau von Staël auftreten. Sie freute ſich ſeines Erfolges und doch ſchmerzte es ſie mitunter auch, wenn der Gedanke in ihr aufſtieg, daß er ihrer jetzt weniger bedürfe. Sie folgte ihm im Geiſte auf allen ſeinen Schritten. So oft er ſich entfernte, entließ ſie ihn mit der Frage nach der Stunde ſeiner Rückkehr, und erwies er ſich unpünktlich, ſo fand er ſie von Ungeduld und Schmerz verzehrt, die ſchönen Augen in Thränen gebadet.

Dieſe Abhängigkeit machte ihn oft ungeduldig, doch konnte er ſich davon nicht befreien.

Sie wünſchte vor dem Winter ihren Vater zu beſuchen, ihre Kinder wieder zu ſehen, und ſie vielleicht mit nach Paris zurück zu bringen, im Fall Necker ihre Nähe nicht entbehrte.

„Wollen Sie mich auf dieſer Reiſe nach Coppet begleiten?“ fragte ſie Benjamin Conſtant.

Er ſah ſie erſtaunt an.

„Ich?“ fragte er endlich. „Was würde die Welt, was würde Herr von Staël zu ſolcher Reiſegeſellſchaft ſagen, und wie ſollte ich Ihrem Vater, wie Ihren Kindern entgegen treten, wenn ich den Ruf ihrer Mutter untergraben hätte?“

„Eine ſolche Antwort dictirt der Kopf, das Herz hat keinen Theil daran,“ ſagte ſie unmuthig und trat an das Fenſter. „Eine Frau führt nie Rechnung über ihre Schritte, wenn ſie ſie einen Weg führen ſollen, den ſie gern geht.“

Seine Antwort hatte ſie tief gekränkt. Sie faßte ſeine Handlungsweiſe nicht. Er war ihr zugethan, ſie konnte nicht zweifeln, daß ihre Nähe ihn feſſelte und dennoch ſchien er den Gedanken, ihr Schickſal an das ſeinige zu ketten, zu fliehen. Sie ſeufzte ſchwer. Immer das gleiche Loos, immer wieder begegnete ſie einem Manne, der ſchwach und wankend, nicht den Entſchluß faſſen konnte, ihr anzugehören und auch nicht den mit ihr zu brechen.

Phèdre wurde zum Beſten von Mademoiſelle Contat gegeben, mit dreifachen Preiſen. Conſtant ſaß in der Oper neben Frau von Staël, während ihr Gatte den Abend hinter den Couliſſen zubrachte und glänzende Geſchenke austheilte, die ſie bezahlte. Täglich nahm Paris jetzt an

Luxus zu, täglich mehrten sich die Feste, die Equipagen, der Glanz. Die Frauen herrschten wieder. Am 4. October hörte Frau von Staël zum ersten Male den für sie so unheilvollen Namen Napoleon, und bald darauf schrieb dieser an seinen Bruder Joseph: „Eine jede Frau sollte sechs Monate in Paris zubringen, um zu wissen, welche Gewalt sie besitzt und was man ihr schuldig ist.“

Es war schwer sich von Paris in einem solchen Momente zu trennen; doch gab Frau von Staël dem Wunsche ihres Vaters nach und ging.

Fünftes Capitel.

Schuld und Sühne.

Wenn wir auf die Vergangenheit zurückblicken, so sehen wir als Marksteine auf unserm Lebenswege eine Reihe von Irrthümern hingestellt. Staunend fragen wir uns, was unsern jetzt so klaren Blick damals verschleierte, und der Zweifel steigt in uns auf, ob wir die Gegenwart je richtig zu würdigen vermögen. So lange das Leben mit warmem Hauche auf uns einwirkt, wird in unserer Brust das Echo vernehmbar sein, und vergeblich wollen wir dessen Stimme übertönen! Besonnen und dadurch gerecht sind wir nur dann, wenn wir zu richten haben, ohne persönlich betheiligt zu sein; die eigene Sache aber kann man nur parteiisch verfechten.

Als Frau von Staël am Morgen nach ihrer Rückkehr von Coppet noch unangekleidet in ihrem Zimmer beim

Frühstücke saß, trat Mathieu von Montmorency bei ihr ein. Mit lauter Freude begrüßte sie den ihr so theuren Freund, dem sie mit so warmer Zuneigung anhing. Er war der Held ihrer schönsten Jugendträume gewesen; von solchen Erinnerungen sagt eine Frau sich niemals los.

Sie war glücklich, ihn wieder in seinem Vaterlande, in den gewohnten Verhältnissen und in ihrer Nähe zu wissen. „Sie fehlten meinem Leben, Montmorency!“ sagte sie, ihm ihre schöne Hand reichend, und ihr großes Auge voll und zärtlich auf ihn richtend. „Ist Frankreich auch nicht geworden, was es unsern Wünschen nach werden sollte; so hat es doch viel gewonnen. Große Mißbräuche sind abgestellt, die Menschenrechte sind anerkannt, und das Gesetz ist für Alle da. Das sind Fortschritte auf dem Wege der Humanität, die wir nicht aus den Augen verlieren dürfen, wenn die Mängel unserer Constitution uns unangenehm berühren.“

„Sprechen wir davon nicht!“ erwiederte Montmorency mit einer abwehrenden Bewegung der Hand, während ein Schauder ihn durchrieselte. „Ich habe meinen einzigen Bruder auf dem Schaffot endigen sehen; das vergißt sich nicht. — Auf jedem Schritte begleitet mich die Erinnerung an diese Scene, die Straßen von Paris sind in meinen Augen mit Blut gedüngt, ich mag keine Constitution, die mit der Guillotine geschrieben wurde, ich

mag keine Menſchenrechte, welche ſich durch Mord geltend machten. — Mein vergangenes Leben war ein Irrthum; dieſen zu bereuen will ich den Reſt meiner Tage aufwenden."

Vergeblich bemühte ſie ſich, ihn zur Theilnahme an den politiſchen Begebenheiten zu bewegen. Sein Auge blieb todt, wenn ſie von ihren Hoffnungen, in Bezug darauf ſprach; ſie entzündete in ihm kein Intereſſe daran, wie warm ſie ſich auch verwendete. — Nur wohlthätigen Anſtalten ſollten ſeine Kräfte gewidmet ſein, nur der Sühne wollte er leben.

Traurig ſah ſie ihn an. — Das war nicht mehr der jugendliche Held, welcher ſo ſchön für Menſchenglück zu ſchwärmen wußte, der ſeinen Namen, ſein Vermögen, ſein ganzes Ich dem Wohle Frankreichs ohne Zaudern hingegeben! — Wie ſchnell war dieſer ſchöne Traum geſchwunden! — Im beſten Mannesalter, kräftig und ſchön, zeigte er die Reſignation eines Greiſes. Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Wünſche, iſt ſchon das Vorſpiel des Nichtſeins.

Bewegt wandelte ſie einige Male im Zimmer auf und ab, während ſie dieſen Gedanken Raum gab. Schwere Seufzer entſtiegen ihrer Bruſt. — Es koſtet Kampf, von den Gefährten einer Lebensepoche ſcheiden zu müſſen, die in unſerer Seele tiefe Wurzeln geſchlagen hat. Sie fragte ſich, ob auch ſie nicht an Hoffnungen ärmer geworden, ob

auch ſie nicht zu wünſchen aufgehört! — Doch ſie wartete die Antwort, vor der ihr bangte, nicht ab. — Aengſtlich klammerte ſie ſich an den Halm, den ihre Hand noch faſſen konnte, aus Furcht vor einem Nichts der Exiſtenz, vor einem Leben ohne Zweck.

Ihr blieb nichts zu bereuen, nichts zu beklagen; denn nur die Rolle des Souffleurs war ja ihr Theil geweſen.

Bewegt ſchieden ſie. Jeder fühlte, daß er von jetzt an das nicht mehr in dem Andern lieben könne, was ihm ſelbſt als das höchſte galt, daß ſie ſich gegenſeitig ſchonen, dulden, und die Vergangenheit als Baſis für die freundlichen Empfindungen der Gegenwart benutzen mußten.

Sie ſah nach der Uhr, als er ſich entfernt. Die Stunde war herangekommen, wo ſie Benjamin Conſtant erwartete und er erſchien noch immer nicht. Ungeduldig zählte ſie die Minuten. Sie bedurfte ſeiner heute mehr, als je. Der Eindruck, welchen Montmorency in ihrer Seele zurück gelaſſen, war ſo lähmend, daß ſie ſich an ſeinem friſchen, hoffnungsreichen Weſen erholen wollte. Mit ihm konnte ſie von einer glänzenden Zukunft träumen; ohne ihn fühlte auch ſie die Nachwirkung ſo vieler Täuſchungen.

Er blieb lange über die beſtimmte Zeit aus. Als er endlich erſchien, ſtellte ſie ſich in ihre Lectüre vertieft, und beachtete ihn nicht. Dadurch gereizt, ſagte er: — „Sie

bedürfen meiner heute nicht. So will ich wieder gehen. Es thut mir nur leid um die schöne Zeit, die ich auf meinem Wege zu Ihnen verloren."

Eine heftige Scene war die Folge. Constant beklagte sich über den Zwang, welchen sie ihm auferlege; über ihr Mißtrauen, das von jedem Schritte Rechenschaft fordere. — Sie brach in Thränen aus, und er war, wie immer, besiegt. Doch die harten Worte, mit denen er sie gekränkt, blieben gesagt, er konnte sie nicht zurück nehmen, sie konnte sie nicht vergessen. Das Schlimmste bleibt, wenn eine solche Grenze einmal überschritten ist, daß eine Wiederholung der gemachten Vorwürfe nicht ausbleibt.

Unvorsichtig, wie immer, hatte sie ihre Thüre nicht verschlossen, und inmitten dieser Scene trat nun plötzlich Herr von Staël ein. Verwundert sah er seiner Gattin verweinte Augen, verächtlich den jungen Mann an, welcher ihm beschämt gegenüber stand, und keine Worte zu seiner Entschuldigung finden konnte.

„Da Ihre Unterhaltung Frau von Staël nur wenig Vergnügen zu bereiten scheint, so wäre es wohl am besten, wenn sie unser Haus nicht ferner besuchten," sagte er mit höflicher Kälte.

Constant richtete sich nach dieser Anrede stolz auf, ergriff seinen Hut und verließ das Zimmer.

Frau von Staël sandte ihm einen bittenden Blick

nach; doch ohne Erfolg. — In Verzweiflung darüber, ihren Freund auf dieſe beleidigende Art verwieſen zu ſehen, wandte ſich ihr Zorn jetzt gegen ihren Gatten.

„Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie berechtigt, ſich auf dieſe Art in meine Privatbeziehungen zu miſchen,“ ſagte ſie ſtolz. „Ich dächte, daß es meine Sache wäre, Freunde, deren Unterhaltung mir nicht zuſagte, abweiſen zu laſſen; nicht aber die Ihrige mir hierin vorzugreifen. Sie haben Herrn von Rebecque ſchwer beleidigt und ich verlange von Ihnen, daß Sie deshalb ſeine Verzeihung einholen.“

„Ein junger Abenteurer, welcher ſich als Schmarotzer in mein Haus drängt, ſteht mir nicht auf dem Fuße gegenüber, meine Worte meſſen zu dürfen,“ erwiederte Herr von Staël kalt. „Von Ihnen aber, Madame, begehre ich, daß Sie einen Namen vor der Welt unbefleckt erhalten, welchen Ihre Kinder tragen werden. Können Sie als Gattin dieſe Pflicht nicht üben, ſo werden Sie doch als Mutter dazu im Stande ſein, ſich den Geſetzen der Convenienz und der Schicklichkeit zu unterwerfen, welche die Welt einmal aufgeſtellt hat.“

„Sie machen mir Vorwürfe, welche alles Grundes entbehren,“ ſagte ſie kalt.

„Ohne weitere Erörterungen über dieſen Punkt, iſt ſchon der Augenblick ein hinreichender Beleg für meine

Behauptung. Die Gattin des ſchwediſchen Geſandten empfängt einen ganz unbekannten Menſchen zu jeder ungewohnten Tageszeit, und hat mit ihm die heftigſten Scenen, welche die Diener an den Thüren belauſchen können. Das ſcheint mir hinreichend. Sie haben von jeher Unvorſichtigkeiten, welche der Welt zu reden gaben, für eine Tugend gehalten, und ich ließ manches ungerügt hingehen, weil die politiſchen Begebenheiten mich zu ſehr in Anſpruch nahmen; jetzt aber bleibt mir die Muße, Ihre Ehre zu wahren, die auch die meinige iſt, ſo lange Sie meinen Namen tragen."

„Eine Ehre, die mein Vater mit meinem halben Vermögen bezahlt hat; ich dächte, wir wären damit quitt, mein Herr."

„Nicht ganz," erwiederte er kalt.

„Und was verlangen Sie noch?"

„Daß Sie dieſen Conſtant nicht mehr empfangen."

„Dann dürfte ich wohl, in Bezug auf Ihre Freundinnen, ähnliche Bedingungen ſtellen?" fragte ſie ſpöttiſch.

„Nein," ſagte er mit eiſiger Ruhe. „Ein Mann hat eine von der Frau verſchiedene Stellung in der Welt. — Ich darf der Meinung trotzen, Sie müſſen ſich ihr unterwerfen."

„Und wenn ich das nicht will?"

„So tragen Sie die Folgen; denn ich bin der Herr

dieſes Hauſes, und die Bedienten haben Fäuſte, jeden ungerufenen Gaſt hinaus zu werfen."

Damit erhob er ſich und ging, ohne eine Miene zu verziehen, aus dem Zimmer.

Frau von Staël ſank vernichtet zur Erde. Es währte lange, bevor ſie die Faſſung gewann, ihrer Jungfer ſchellen und ſich ankleiden zu können. Als ſie mit ihrer Toilette fertig war, verließ ſie, zu Fuß, ihr Hotel, um nicht dahin zurück zu kehren.

Als Benjamin Conſtant ſpät Abends nach Hauſe kam, ſagte man ihm, daß eine Dame auf ihn warte, die ſich nicht habe abweiſen laſſen.

Erſchreckt eilte er die Treppe hinauf und in ſein Zimmer.

Bei ſeinem Eintritt erhob ſich Frau von Staël und trat ihm mit furchtſamer Miene entgegen.

„Um Gottes willen!" rief er mit halber Stimme und ſchloß dabei ängſtlich die Thüre, um jeden Lauſcher abzuwehren; „um Gottes willen, was führt Sie hierher?"

Sie theilte ihm das Vorgefallene mit.

„Und Ihr Entſchluß?" fragte er ängſtlich.

„Ich rechne auf Sie," erwiederte ſie zaghaft.

„Auf mich!" rief Conſtant wie ein Verzweifelnder und ſchlug die Hände vor ſein Geſicht; „auf mich!! — Aus Barmherzigkeit, nehmen Sie das Wort zurück. Noch

iſt es Zeit, noch ſteht Ihr Hotel Ihnen geöffnet. Verlieren Sie den Augenblick nicht. Die Minuten ſind gezählt. Bedenken Sie Ihre Kinder. Bedenken Sie Ihren alten Vater und welchen ehrenwerthen Namen Sie tragen." Er beſchwor ſie bei allem, was ihr heilig ſei, einen ſo gewagten Schritt nicht zu thun, der ſich dann nie zurück nehmen laſſe. Sie hörte ihm mit trauriger Miene zu.

„Wenn Sie mich von ſich weiſen, gut, ſo finde ich in einem Hotel Aufnahme," ſagte ſie mit einer Miene, die ihn zittern machte. Was er auch verſuchte, ſie wollte ſeinen Vorſtellungen kein Gehör geben.

„Meine letzte Lebenshoffnung ſind Sie," wiederholte ſie ihm. „Ich ſoll Sie in meinem Hotel nicht empfangen. Gut denn! So ſehe ich Sie an einem andern Orte. Herr von Staël kann mich entbehren; ich aber kann Sie nicht entbehren."

„Sie können unmöglich in dieſem kleinen Logis Ihren Aufenthalt dauernd nehmen wollen!" warf er ein. „Es bietet Ihnen ja nicht die geringſte Bequemlichkeit!"

Sie warf jetzt den erſten Blick auf die Umgebung. Ein Lächeln flog dabei über ihre Züge. „Ich ſehe wohl, daß Ihre Räumlichkeit Ihnen nicht geſtattet, Ihre Freunde bei ſich zu empfangen," ſagte ſie dann.

„Gut alſo. Sie können und wollen nicht hier verweilen; ſo kehren Sie jetzt in Ihr Hotel zurück. Ich hole Ihnen einen Wagen. Noch kann es ohne Aufſehen ge-

ſchehen. Morgen ſuchen Sie eine Wohnung ihren Verhältniſſen entſprechend; ſobald Sie dort ſind, ſenden Sie zu mir und ich ſuche Sie auf."

Er warf ſich ihr zu Füßen und bat ſie flehend, ſeinen Wünſchen nachzugeben. Sie ſah ihn mitleidig an.

„Ich gehe," ſagte ſie; „aber allein." Damit ſtand ſie auf und verließ das Zimmer.

In unbeſchreiblicher Angſt blieb Conſtant zurück. Sein Lager blieb unberührt. Raſtlos wanderte er auf und ab und ſah mit Grauen dem kommenden Morgen entgegen. Nach dem Hotel des ſchwediſchen Geſandten gehen und fragen, ob Frau von Staël dort ſei, das wollte er nicht. — Die Schwelle dieſer Wohnung konnte er nicht wieder betreten.

Er hoffte immer noch, daß ſie einen Entſchluß bereuen würde, deſſen Folgen für ihren Ruf ihm deutlich vor Augen ſtanden. Der Tag verging ihm unter den wechſelnden Gefühlen der Furcht und der Sorge. Schon fing er an, ſich zu ſchmeicheln, die Urſache ihres Schweigens beruhe in der Rückkehr zu ihrem Gatten und ihrem Ausharren bei ihm. Da überbrachte man ihm ein Billet von ihr, worin ſie ihn zu ſich entbot. — Sie bat ihn, keinen Anſtoß daran zu nehmen, daß ihre Adreſſe unverändert ſei; er würde jedoch durch eine andere Thüre zu ihr gelangen, wie bisher, indem ſie von dem Hotel, das ihr gehöre, Beſitz genommen und Herrn von Staël nur ein

Appartement darin überlaſſen habe, wo er jetzt gänzlich für ſich wohne und ſein eigener Herr ſei.

Von den ſeltſamſten Gefühlen bewegt, eilte Conſtant, ihrer Aufforderung Folge zu leiſten. Er konnte ihr keinen Vorwurf machen. Sein Herz ſagte ihm, daß ſie ihm Opfer bringe, die er nicht zu vergüten vermöge, und er erkannte dies in ruhigen Augenblicken um ſo mehr, weil ſie eigentlich die größte Urſache hatte, mit ihm unzufrieden zu ſein. Welche andere Frau würde es ertragen haben, daß er die Opfer annahm, welche ſie ihm brachte, ohne ihr ſeine Hand zu bieten und ſie mit ſeinem Namen ſchützend zu vertreten. Er fühlte mit Beſchämung, zu welchen Deutungen ſein Betragen Anlaß gab.

So wenig auffallend die Trennung von ihrem Gatten auch ſtattgefunden hatte, ſo bemächtigte ſich doch das Gerücht ſchnell dieſer Veränderung ihrer häuslichen Verhältniſſe und ſchminkte die Urſache dazu mit tauſend Erfindungen aus. Ihr Name war bald in jedem Munde, und leider nicht ungeſtraft.

Sie gehörte der Oeffentlichkeit an und mußte es dulden, die verſchiedenartigſten Berichte über ſich in die Welt geſandt zu ſehen. — Ihr Ehrgeiz litt dabei. Sie hatte ein unermeßliches Opfer gebracht, und durfte nicht einmal über die Folgen klagen, vor denen Conſtant ſie ſo beredt gewarnt. — Sie ſchwieg alſo darüber, und lieh ſich

mehr noch, als zuvor, den politiſchen Angelegenheiten, und den Erfolgen ihres Freundes.

Marmontel ward jetzt in den Rath der Alten gewählt und kam daher nach Paris zurück.

Befangen trat ſie dem langjährigen Freunde ihres Hauſes entgegen. „Zürnen Sie mir nicht!“ redete ſie ihn an und Thränen entſtürzten ihren Augen. „Ich bedarf es, Jemand zu haben, der mein Leben mit mir theilt, deſſen Intereſſen die meinigen ſind. C'est ma nature ainsi. — Ich kann nicht allein einen Weg wandeln. Wollte der Himmel, daß ich es könnte! Aber ich kann es nicht. Ich bin nicht geſchaffen wie Andere. Wenn ich ein Glück ſehe, und ſoll es mir verſagen, weil die Convenienz und menſchliche Satzungen es ſo wollen, ſo iſt mir das unmöglich. Gott hat mir ein Herz gegeben, das mächtig ſchlägt. Wo es gebietet, muß ich folgen. Es hat mich zu mancher guten That hingeriſſen, die ich, mit Vergeſſen meiner ſelbſt, vollbringen mußte; wenn es nun einmal begehrt, daß ich ihm auch für mich einen Willen thue, ſo darf ich auch nicht Nein ſagen.“

Marmontel drückte ſie väterlich an ſein Herz. „Ich bedaure Sie; aber ich tadele Sie nicht,“ ſagte er. „Wer ſtark empfindet, wird ſtets hier und da ein wenig zu weit gehen. Darüber mache er ſeine Rechnung mit Dem ab, welcher ihm dieſe Natur gab.“

So überraſchend wie Marmontel ſich in den Rath der Alten berufen geſehen, ſo unerwartet ſah er ihn auch wieder aufgelöſt und ſich nach Saint Brice zurück verwieſen, wo er bald darauf ſtarb.

Moreau befehligte die Armee des Rheins, Bonaparte die in Italien und Frau von Staël begleitete die beiden jungen Helden mit aufmerkſamen Blicken, auf ihrer glorreichen Bahn. Die freie Preſſe brachte alle Nachrichten von daher vor das Publikum, es war des Neuen ſo viel zu erzählen und zu berichten, daß der Tag nicht hinreichte um ſeinen Anforderungen zu genügen.

Conſtant war Mitglied des Club Salm geworden, welcher eine Oppoſition gegen das Directorium bildete. Bald darauf wurde er Secretair dieſer Geſellſchaft, welche er im Grunde, mit Hülfe von Frau von Staël, beherrſchte. Sie wünſchte nun, auch Talleyrand einen ihm entſprechenden Poſten zu verſchaffen, und ihrem gemeinſamen Bemühen gelang es, ihn zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernennen zu laſſen. Dafür wünſchte er, ihn dann Bonaparte zu empfehlen. Dieſer jedoch war ſchon durch ſeine Reden im Club Salm gegen ihn eingenommen, wo er mit glänzender Beredtſamkeit gegen alle Erbrechte auftrat und überhaupt einen Ton anſtimmte, welcher dem künftigen Herrſcher von Frankreich bedenklich war und ſeine Dienſte ablehnen ließ.

Sechstes Capitel.

Madame de Monteſſon,

die heimliche Gemahlin des Herzogs von Orleans, empfing in ihrem Hotel in der Rue Mont Blanc, an der Ecke der Rue de Provence, einen Kreis der bedeutendſten Perſonen von Paris, zu denen auch Herr von Talleyrand gehörte. — Hier lernte dieſer Joſephine Beauharnais kennen und hier auch entſtand in ihm die Idee zu deren Verheirathung mit dem General en chef der Armée d'Italie.

Frau von Staël hatte lange ſchon aus der Ferne den Ruhm des jungen Helden bewundert und lebhaft gewünſcht, ihn kennen zu lernen. Bei Madame de Monteſſon wurde ihr dieſe Gelegenheit geboten.

Talleyrand hatte ihr mitgetheilt, daß ſie ihn an einem beſtimmten Abend dort treffen würde und ſie verfehlte nicht, ſich einzufinden. Leicht erregt durch jede neue Bekannt-

ſchaft, beſonders wo, wie hier, ihre Einbildungskraft ihr Spiel treiben und ihr den Helden in den glänzendſten Farben zeigen konnte, ſah ſie in athemloſer Erwartung dem Augenblick entgegen, wo ſie ſich in die Geſellſchaft begeben würde.

Sie hatte ihre Toilette beſonders einfach gewählt, weil man ihr geſagt, daß der junge General den Schmuck nicht liebe. Sie trug ein Kleid von weißem Atlas mit ſchönen Spitzen garnirt, Bruſt und Arme entblößt und durch das kurz gelockte Haar eine Binde von rothem Sammet, mit echten Perlen umwunden.

„Wie ſchön geſchmückt!“ ſagte Talleyrand, ſie bewundernd betrachtend. „Wenn ich mir nur ſchmeicheln dürfte, daß es für mich geſchehen!“

„Sie wünſchen das nicht, Talleyrand. Sie würden durch eine ſolche Aufmerkſamkeit nur in Verlegenheit gerathen. Ihr Herz iſt viel zu groß, als daß es ſich zum Geſchenke an eine Dame eignete.“

„Sagen Sie, daß es der liebenswürdigen Frauen zu viele giebt, um nur die Einzigen zu bewundern,“ verſetzte er, mit artigem Lächeln gegen den Kreis.

„Geſetzt, wir wären auf der See, und ſollten Schiffbruch leiden; wem würden Sie im Augenblicke der Gefahr die Hand zur Rettung bieten?“

„Nicht Ihnen, car vous nagez si bien, Madame.“

Eine Antwort der Art bezauberte Frau von Staël. Dieſe Gewandtheit, ſich aus jeder Verlegenheit zu ziehen, und zwar mit Vortheil, bewunderte ſie um ſo mehr, weil ſie ihr ſelbſt abging. Alle Perſonen, welche viel und gut ſprechen, und ſich ſelbſt gern hören, entbehren dieſe Feinheit der Erwiederung.

„Sie ſind unwiderſtehlich, ſobald Sie es ſein wollen,“ ſagte ſie und nahm ſeinen Arm, um in dem nicht großen Gemache auf und ab zu gehen, bis der Erwartete erſcheine. Es war lange nach Mitternacht, als er eintrat. Aufmerkſam folgte ihm Frau von Staël mit dem Auge, während er die Wirthin begrüßte. Sie hatte ein ganz anderes Bild von dem Helden in ihrer Seele getragen und mußte ſich erſt von ihrer Ueberraſchung erholen, ehe ſie ihm mit Faſſung entgegen treten konnte. — Sie hatte ihn ſich weniger klein vorgeſtellt. Sein etwas verlegenes, unbeholfenes Weſen nahm ſich in einem Salon ſchlecht aus. — Er lieh ſich der höflichen Anrede der Wirthin mit einer Miene der Ueberlegenheit, die ihr mißfiel. — Auf dem Schlachtfelde nur war er an ſeinem Platze.

Viele Perſonen drängten ſich bereits um ihn. Talleyrand verließ den Arm von Frau von Staël und ſich Bonaparte nahend, flüſterte er ihm zu, die Tochter Necker's wünſche ihn kennen zu lernen.

„Je n'aime pas les femmes qui se mêlent de politique," ſagte er kurz.

„In einem Lande, wo man ihnen die Köpfe abſchlägt, möchten ſie doch auch gern wiſſen, warum es geſchieht," erwiederte Talleyrand lächelnd.

Bonaparte ließ ſich darauf zu ihr führen.

Frau von Staël hatte ſeine Worte überhört. Statt ſeiner Bewunderung, begegnete ſie ſeinem Vorurtheile. — Das verſtimmte ſie.

Er redete ſie damit an, wie leid es ihm gethan, ihren Vater auf ſeiner Reiſe nicht kennen gelernt zu haben, obwohl er ihn in Coppet aufgeſucht. Herr Necker ſei verreiſt geweſen.

Sie antwortete ihm ohne Geiſtesgegenwart. Alles, was ſie ihm hatte ſagen wollen, war aus ihrem Gedächtniß entſchwunden, ſo wie ſie erfuhr, daß er ſie nie bewundern, nie lieben würde. Eine tiefe Traurigkeit ſenkte ſich damit auf ihre Seele. — Sie konnte ſich nicht anders geben als ſie war, und wenn er ihrem Geiſte nicht huldigen, der begabten Frau die ihr gebührende Anerkennung nicht zollen wollte, ſo fühlte ſie wohl, daß ſeine Nähe ſie nur kränken, ſie ſich gegenſeitig nur abſtoßen würden.

So war ſie denn in der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft innerlich mit ſich einig über die unter ihnen mögliche Beziehung, und bekämpfte nun, mit Hülfe von Benjamin

Conſtant, alle ſeine Fortſchritte auf dem Wege zu einer Macht, welche das Gebäude ihrer Hoffnungen völlig zertrümmern ſollte.

Sie mußte es erleben, daß aus dem Worte Citoyen, das ihr immer noch der Ausdruck der anerkannten Rechte des Menſchen blieb, die demüthigende Benennung von Unterthanen wurde; ſie mußte es erfahren, daß trotz aller donnernden Reden ihres Schützlings, das Erbrecht wieder eintrat, welches die Verdienſte des Vaters dem Sohne zukommen läßt; ſie mußte von Stufe zu Stufe den Weg zu dem alten Régime mitmachen und für alle Opfer und Anſtrengungen, dieſen Maßregeln entgegen zu arbeiten, nur Unbill und endlich gar Verbannung erfahren, Verbannung aus einem Orte, der für ſie die einzigen Elemente zum Leben enthielt. Entfernt von Paris vegetirte ſie nur und ihre Thränen folgten dem langſamen Verlaufe von Tagen, die das tiefſte Ennui verzehrte.

Frau von Staël begegnete Bonaparte jetzt öfter in Geſellſchaft, während er ſeine Expedition nach Aegypten vorbereitete, doch ſuchte ſie ſeine Nähe nicht mehr. Sie fürchtete ihn bereits. Die kurze Art von Fragen, mit welchen er ſeine Unterhaltung würzte, ſtieß ſie ab. Sie nannte es eine Vocation naturelle pour l'état de Prince und einen Verſtoß gegen die gute Sitte, von dem Andern über ſeine Verhältniſſe eine Auskunft zu fordern, die er nicht freiwillig geboten.

Sind Sie verheirathet? Wie viel Kinder haben Sie? Wann ſind Sie angekommen? Wann reiſen Sie ab? — Wer hatte ein Recht, auf dieſe Art mit einem Bürger der Republik zu reden?

Sie warf es Talleyrand vor, daß er ihn nicht aufmerkſam auf ſolche Ungeſchicklichkeiten mache; doch, wie immer, wenn er nicht antworten wollte, entging er ihr mit einer feinen Wendung.

Die Welt hatte aufgehört davon zu reden, daß Herr von Staël nicht mehr in den Gemächern ſeiner Frau erſchien, und Benjamin Conſtant hatte es überwunden, Vorwürfen und Anſpielungen zu begegnen, welche ihn auf die Folter ſpannten. — Am meiſten wurde wohl Necker durch dieſe Vorgänge betrübt, welche ſeinen bürgerlichen Ideen von Reſpectabilität ſo gänzlich entgegen waren. Indeſſen, der einmal gethane Schritt ließ ſich nicht wieder zurück nehmen und ſo bemühte er ſich denn, ſeine Tochter zu beruhigen und ſie mit den beſtehenden Verhältniſſen zufrieden zu ſtimmen.

Da die Schweiz mit einer Invaſion bedroht wurde, ſo verließ Frau von Staël im Monat Januar 1798 Paris, um zu ihrem Vater nach Coppet zu eilen. Necker ſtand noch auf der Liſte der Emigrirten und Todesſtrafe bedrohte einen Emigrirten, welcher in einem von franzöſiſchen Truppen beſetzten Lande angetroffen wurde.

Sie verſuchte Necker zu bereden, ſeinen Aufenthalt zu verlaſſen, doch ſchlug er ihre Bitte ab.

„In meinem Alter," ſagte er, „muß man nicht in der Welt umherirren."

Er wollte ſich nicht von dem Grabe ſeiner Gattin trennen. Wie ſie ihn während ihres Lebens nie verlaſſen, ſo wollte er ihr auch im Tode nahe bleiben.

Es war ein herrlicher Wintermorgen, als die Nachricht einlief, die Franzoſen nahten. Frau von Staël trat mit ihrem Vater auf den Balcon des Schloſſes hinaus, von wo ſie die lange Allee überſahen, und harrte ihrer Ankunft. Die Luft war ſo rein, der Himmel ſo blau, das Waſſer des Sees ſo hell, daß ſich die hohen Häupter der Alpen darin ſpiegelten. Aus der Ferne tönte der Schlag der Trommeln zu ihnen herüber, und füllte Frau von Staël mit Sorge für das Leben ihres Vaters.

In dem Momente, als die franzöſiſchen Truppen die Grenze überſchritten, bemerkte ſie, daß ein Offizier ſich aus den Reihen entfernte und auf das Schloß zuritt. Zitternd erwartete ſie ſeine Ankunft.

Das Directorium hatte ihn beauftragt, Herrn Necker zu ſagen, daß ihm eine Sauvegarde bewilligt ſei. Es war der ſpätere Marſchall Suchet, welcher dieſe Nachricht überbrachte, und ſich dabei auf das Freundlichſte und Verbindlichſte äußerte.

Frau von Staël war nun beruhigt über ihres Vaters Schickſal, doch folgte ſie ſorgend den Vorgängen in der Schweiz. Die erſte Schlacht ſollte bald darauf ſtatt finden. Obgleich Coppet dreißig Meilen von Bern entfernt liegt, ſo trug das Echo der fernen Berge den Donner der Kanonen zu ihnen herüber, und erfüllte ſie mit Entſetzen. Kaum wagte ſie zu athmen, ſo lange es anhielt und mehr noch als ſie litt Necker bei einem Kampfe, den Frankreich, das Land ſeiner Wahl, gegen ſein kleines Vaterland führte. Die Franzoſen konnten die ſchweizer Truppen zurück werfen, aber die Schweiz nicht beſiegen, denn der Wille eines geſammten Volkes, wie klein es auch ſei, macht es unüberwindlich.

An dem berühmten 18. Brumaire kehrte ſie nach Paris zurück. Während ſie auf der letzten Station die Pferde wechſelte, erzählte man ihr, Barras ſei ſo eben, von Gensd'armen geführt, nach ſeinem Landhauſe zu Grosbois vorbei paſſirt. Auf dem ganzen Wege hörte ſie nicht mehr die Nationalverſammlung nennen, ſondern nur den Namen Bonaparte.

Kaum in ihrem Hotel abgeſtiegen, trat Benjamin Conſtant bei ihr ein.

„Unſere Sache iſt verloren!“ ſagte er und ſetzte ſich mit niedergeſchlagener Miene ihr gegenüber. „Dieſer Corſe lenkt Alles nach ſeinem Wunſch und Willen.“

„De ce petit homme reden Sie mir, im Augenblicke des Wiederſehens?“ fragte ſie gekränkt.

„Ich weiß, daß Sie Ihr Vaterland mehr lieben als ſich und mich,“ erwiederte er verlegen.

„Doch würde es mich nicht beleidigt haben, wenn Sie Frankreich einen Augenblick um meinetwillen vergeſſen hätten,“ erwiederte ſie vorwurfsvoll.

Nachdem er ſie beruhigt, bat ſie ihn endlich ſelbſt um Mittheilung alles Vorgefallenen und beklagte jetzt faſt, ſo lange in Coppet geblieben zu ſein, in der Meinung, daß ihre Gegenwart manches habe ändern können.

„Wir werden uns der Macht beugen müſſen,“ ſagte er, „oder das Schickſal von Barras theilen.“

Ein Schauder durchrieſelte Frau von Staël bei dem Gedanken. Das Phantome von Ennui, welches ſie ſtets verfolgte, ſtieg in furchtbarer Größe vor ihr auf. Dennoch fühlte ſie, daß ſie der Sache der Menſchheit nicht ungetreu werden könne, nicht ungetreu werden dürfe, daß ſie mit ihrem letzten Athemzuge das Droit de l'homme vertheidigen müſſe. — In dieſem Sinne ſprach ſie ſich auch jetzt gegen Conſtant aus, und die hohe, ſchöne Begeiſterung, welche ſie dabei durchglühte, wehte ihn aufs Neue mit jenem warmen Hauche an, der ihn immer wieder an ſie feſſelte, er mochte dieſem Reize zu widerſtehen verſuchen, wie er wollte. — Mit ſeinem Herzen gehörte er Fräulein von

Hardenberg; mit ſeinem Geiſte liebte und bewunderte er Frau von Staël. — Wie bezaubernd ſie war, ſchildert uns in dieſer Zeit K. G. von Brinkman an Caroline von Wolzogen.

Paris, 7. October 1798.

„Nur eine Franzöſin habe ich kennen gelernt, vor der ich mich ehrfurchtsvoll in den Staub beuge, aber dieſe Eine gehört unſtreitig ihrem Jahrhundert eigenthümlicher an, als ihrer Nation. Brauche ich Ihnen wohl noch die Frau von Staël zu nennen? Sie wiſſen, wie groß mein Enthuſiasmus ſchon für die Schriftſtellerin war, als Menſch iſt ſie mir eine noch ſeltnere Erſcheinung und als Franzöſin völlig unerklärbar. Das Nationalgepräge ſchöner Formen, das die unbedeutendſten Weiber dieſes Volks oft ſo angenehm zu charakteriſiren pflegt, möchte ich der Staël in ihrem ganzen Thun und Weſen, in ihrer äußern Exiſtenz überhaupt faſt gänzlich abſprechen. Und wo ihr Geiſt dieſes Gepräge franzöſiſcher Eigenthümlichkeit am unverkennbarſten an ſich trägt, zeigt er uns auch vielleicht einen weniger treuen Abdruck ihres innern Selbſt. Sie iſt ſo wenig ſchön, daß man dieſen Ausdruck ſchon ſchmeichelhaft nennen möchte; aber ihre Seele beherrſcht alle Züge ihres Geſichtes mit einer ſolchen Lebendigkeit des Ausdruckes und aus ihren großen Augen glüht ein ſo geiſtreiches Feuer, daß man den ſeinigen kaum mehr traut,

wenn man ſie noch ſo aufmerkſam betrachtet und wenn man ihr eben ſo aufmerkſam zuhört, iſt an keine Unparteilichkeit mehr zu denken.

Ihre Unterhaltung kommt unleugbar dem Ideal ſehr nahe und die Leichtigkeit und Gewandtheit ihrer Gedankenverbindung wie ihrer Organe iſt dabei unübertrefflich. Ihr Geſpräch iſt immer inhaltreich und doch nie vorbereitet.

„Blitze des Genies bei den tiefſinnigſten Gegenſtänden, Wetterleuchten eines anmuthigen Witzes, um jeden augenblicklichen Einfall zu benutzen, eine ſo reine und ſo helle Beredtſamkeit, daß die vielfachen Kenntniſſe nur durchſchimmern, nie abſichtlich beleuchtet ſcheinen und endlich ein unerſchöpflicher Vorrath von Ideen, die auf die glücklichſte Weiſe ihrem Genius bei dem erſten Wink zu Gebote ſtehen — geben ihr bei Wettkämpfen dieſer Art eine Ueberlegenheit, welche ſelbſt die geübteſten Sprecher unter den Franzoſen ihr nicht ſtreitig machen werden. Bewundert von Seiten ihres Verſtandes und ihrer Talente muß ſie allgemein werden, aber was Jeder, der ſelbſt mehr als Kultur hat, ſchon aus ihren Schriften ahnt, daß nur tiefere Bedürfniſſe des Herzens ihrem Geiſte eine ſo edle Schnellkraft ertheilen — darüber läßt ihr Umgang dem aufmerkſamen Beobachter keinen Zweifel mehr übrig. —

„Während die Liebe in allen ihren ſeligen Umwand-

lungen das zartfühlende Weib veredelt und beglückt, ward ihr emporstrebender Genius von dem Sturmwinde der Revolution ergriffen und von diesem Augenblicke an lassen sich alle ihre Handlungen kaum mehr als der reine Abdruck ihres ursprünglichen Charakters ansehen."

So wie nun die Macht Bonaparte's mit jedem Tage mehr Raum gewann, so wie seine Thaten die Einbildungskraft mehr und mehr gefangen nahmen und das Urtheil bestachen, um so heftiger ereiferte sich die Opposition, eine Gegenrevolution herauf zu beschwören und die Gefahren zu schildern, welche die Sache der Freiheit lief.

Das Organ dieser Partei war Benjamin Constant, der Geist, welcher aus seinen Reden sprach, war der der Frau von Staël. Er gab eine Geschichte der Revolution von 1660 heraus, deren Tendenz großen Anstoß erregte. Außerdem bereitete er eine Rede vor, welche die Morgenröthe des neuen Despotismus schildern sollte. Dieser Gegenstand war ganz dem Sinne seiner Freundin entsprechend und obwohl sie die daraus entspringende Gefahr für sich ahnte, so wollte sie doch um keinen Preis des schönen Triumphes ihres Schützlings aus dieser Rücksicht verlustig gehen.

Sie war seit längerer Zeit schon mit Joseph und Lucian Bonaparte bekannt geworden. Der Erstere war ihr sogar innig befreundet. Er theilte das Vorurtheil seines Bru-

ders gegen geiſtreiche Frauen nicht, ihre Anſichten von der Freiheit, von den Rechten der Menſchen, ſtritten nicht mit den ſeinigen und beeinträchtigten nicht ſeine Lebensplane, er gab ſich daher gern dem Reize ihrer Unterhaltung hin und brachte die angenehmſten Stunden in ihrem Hauſe zu.

Der Tag, an welchem Benjamin Conſtant ſeine Rede halten ſollte, rückte indeſſen näher. Am Vorabend hatte Frau von Staël einen Kreis von Freunden um ſich verſammelt, von denen die meiſten, müde der politiſchen Unruhen und der Verfolgung, gern zufrieden waren, wenn die Regierung ſie unbeeinträchtigt ließ, mochte ſie auch walten wie ſie wollte. Heiter, geiſtvoll, angenehm unterhielt man ſich, angeregt von einer Wirthin, welcher es ſo leicht ward, den zündenden Funken ſprühen zu laſſen.

Sinnend betrachtete Conſtant die Geſellſchaft. Gedankenvoll ruhte ſein Auge auf ſeiner Freundin, welche ſo lebhaft unterhielt und ſo befriedigt ausſah, wie er ſie lange nicht geſehen.

Plötzlich erhob er ſich, nahte ſich ihr und flüſterte in ihr Ohr: „Sehen Sie dieſen Kreis ausgezeichneter Perſonen, welche Ihren Salon ſchmücken, wenn ich morgen die Rede halte, verlaſſen ſie Sie Alle; bedenken Sie das.“

„Man muß ſeiner Ueberzeugung folgen,“ ſagte ſie, voll Eifer für die gute Sache, der ſie zu dienen glaubte. Einem ungewiſſen Erfolge wollte ſie die eigene Exiſtenz

opfern; doch nur, weil sie die Folgen dieses Schrittes nicht richtig erwog. — Allein gegen den Strom zu schwimmen vermag Niemand, ohne der Märtyrer seiner Sache zu werden.

Sie warf Bonaparte den Fehdehandschuh hin und er nahm ihn auf.

Benjamin Constant hielt seine Rede.

Frau von Staël hatte an dem Tage eine kleine Mittagsgesellschaft geladen. Als die fünfte Stunde schlug, kam ein Billet mit der Entschuldigung eines Gastes, bald folgte ein zweites, und endlich blieb ihr Niemand übrig, ihr Mahl mit ihr zu theilen, als Constant selbst.

Schweigend saßen sie einander gegenüber. So sehr sie sich bemühte, so schwer fiel es ihr, die Verstimmung zu verbergen und der in ihr aufsteigenden Sorge keine Worte zu leihen. Sie fühlte, daß sie nicht berechtigt sei, den Andern empfinden zu lassen, was sie litt.

Joseph Bonaparte wurde von seinem Bruder mit Vorwürfen überhäuft, daß er das Haus einer Frau besuche, die solche Gesinnungen hege. Seitdem wagte er es nicht mehr, bei ihr zu erscheinen und sein Beispiel war das allgemeine Wahrzeichen. Selbst jene Personen, welche ihre Gesinnungen bis dahin getheilt hatten, sprachen nun laut ihren Tadel gegen sie aus und mißbilligten, was sie einst gut genannt. Man zürnte ihr, die Ursache zu sein, daß

Talleyrand zum Miniſter erhoben worden, während man zugleich das Haus dieſes Miniſters eifrig beſuchte und ſeinen Handlungen Beifall zollte.

Dieſe Inconſequenz that Frau von Staël weh. Zum erſten Male lernte ſie jetzt ein Gefühl der Bitterkeit kennen, das ihr bis dahin fremd geweſen. Nicht das Schickſal, ſondern die Ungerechtigkeit der Menſchen rief es hervor.

Bei ihrem großen Bedürfniß, ſich auszuſprechen, wurde es ihr unendlich ſchwer, die ſie beſtürmenden Gefühle zurück zu halten, und die Folge dieſer Anſtrengung war, daß ihr Zuſammenſein mit Benjamin Conſtant höchſt peinlich wurde. Beide waren verſtimmt, und klagten ſich gegenſeitig als die Urſache ihres Unglücks an, ohne es geſtehen zu wollen.

Der Polizeiminiſter Fouché ließ Frau von Staël erſuchen, vor ihm zu erſcheinen, und theilte ihr mit: daß der erſte Conſul ihr die Rede Benjamin Conſtant's zuſchreibe. Beweiſe lagen nicht vor; allgemeine Betrachtungen über die Freiheit und die Rechte der Völker, ohne alle perſönlichen Anſpielungen, waren kein Verbrechen.

Sie erwiederte dies und die Richtigkeit dieſes Einwandes erkennend, rieth ihr Fouché, Paris auf kurze Zeit zu verlaſſen, damit die Sache in Vergeſſenheit gerathe.

Niedergeſchlagen kehrte ſie in ihre Wohnung zurück. So war ſie denn verbannt, verbannt von einem Orte, den

ſie ſo ſehr liebte, verbannt aus eigenem Willen. Verlaſſen von ihren Freunden, von der Geſellſchaft eine Ausgeſtoßene, konnte ſie das Schmerzliche dieſer Lage nur dadurch bewältigen, daß ſie den Schauplatz floh, wo man ſie ſo beleidigte.

Traurig wanderte ſie in ihren Gemächern auf und ab. Sie brauchte ihre Thüre nicht zu verſchließen. Sie war ohnehin allein. — Niemand ſuchte ſie mehr, kein Gaſt wünſchte länger einen Platz an ihrem Tiſche.

Sie meinte ihrer Ueberzeugung gefolgt zu ſein und doch fühlte ſie nicht jene Seelenruhe, welche das Bewußtſein giebt, unſern Grundſätzen Alles geopfert zu haben. Die Urſache davon wollte ſie nicht erforſchen, denn eine leiſe, leiſe Stimme flüſterte ihr ſehr wahrſcheinlich zu, daß nicht die Sache allein ihr diesmal ſo ſehr am Herzen gelegen, als vielmehr deren Träger und daß der Haß gegen die Tyrannei durch die Perſon des erſten Conſuls für ſie vertreten war.

Langſam ſchlichen ihr die Stunden. — Sie wollte einen Entſchluß faſſen und ſie konnte es nicht. Sie erwartete Conſtant, um ihn zu Rathe zu ziehen. Unruhig blickte ſie nach der Uhr. Schon war die Stunde da, wo ſie ihn erwartete und noch immer zeigte er ſich nicht. Was hielt ihn heute ſo lange zurück? Wollte auch er ſie fliehen, weil die Uebrigen ſie verließen?

Da hörte sie im Vorzimmer einen männlichen Tritt. Sie horchte, es war nicht der des Erwarteten.

Mathieu von Montmorency trat ein.

„Ich höre, daß Ihnen Unangenehmes widerfahren, in Folge jener Rede von Benjamin Constant," sagte er, „und möchte wissen, wie es Ihnen geht."

„Also Sie fürchten nicht, die von Allen Gemiedene aufzusuchen!" rief sie unter hervorstürzenden Thränen und schon erleichtert durch die Theilnahme dieses treuen Freundes, berichtete sie ihm das Vorgefallene.

Er hörte sie ruhig zu Ende.

Obgleich er ihre Ansichten nicht mehr theilte, ihr Verfahren nicht billigte, so konnte er darum nicht minder auf ihre Empfindungen eingehen und sie beklagen. Er hatte ihr seine Hand nicht bieten dürfen. Hätte er es gekonnt, wie ganz anders würde sich ihr Schicksal gestaltet haben! — Weil er sich dessen bewußt war, so fand er nie ein Wort des Tadels für sie und die ihr einst gelobte treue Freundschaft verleugnete er bis zu seinem letzten Lebenshauche nie.

Er versuchte jetzt, sie zu beruhigen und ihr das Vorübergehende dieser Ungnade des ersten Consuls augenscheinlich zu machen. „Begleiten Sie mich auf einige Wochen

auf mein Landgut," ſagte er; „indeſſen wird der Sturm ſich legen und Sie kehren mit friſchem Muthe nach Paris zurück."

Sie ſah ihn gerührt an. Mit einem ſolchen Freunde war das Leben immer noch ſchön. Seine Nähe ſchon würde ihr Troſt bieten, der Gedanke, nicht ganz verlaſſen zu ſein, ſie aufrichten. Sie nahm ſeinen Vorſchlag an.

Als er ſich wieder entfernt hatte, trat endlich auch Conſtant ein. Er war in ſehr gereizter Stimmung. Daß man eine Frau für ſeine Handlungen verantwortlich machte, verdroß ihn, daß man ſie für gefährlich hielt und ihn, als wäre er bei der ganzen Sache unbetheiligt, überging, kränkte ſeine Eitelkeit. Er ſprach ſich hart darüber aus, ohne zu überlegen, daß er Gift in eine offene Wunde träufelte.

Leichenblaß und athemlos wanderte Frau von Staël mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während er ſich auf dieſe Weiſe rückſichtslos ausſprach. Endlich hielt ſie ihre Schritte an und blieb vor ihm ſtehen. — Sie maß ihn mit funkelnden Blicken. Dann ſchilderte ſie ihm in einem Strom von Worten die Grauſamkeit ſeines Benehmens, einer Frau, die ohnehin ſchon unglücklich ſei, noch durch harte Worte zu kränken, eine Frau, die ihm ihr ganzes Leben widme, die ihm jedes Opfer bringe, das ſeinem Glücke förderlich ſei, mit ſolchem Undanke zu lohnen.

In ihrem Zorne warf sie ihm zum ersten Mal die Halbheit seines Betragens vor, schilderte ihn in seiner Unschlüssigkeit, in seiner Schwäche, hielt es ihm vor, daß sie um seinetwillen mit ihrem Gatten gebrochen und ihrem Rufe einen Makel gegeben, während es in seiner Macht gestanden, ihre Ehre unangetastet zu lassen.

Der Wahrheit dieser Anklage vermochte er nichts entgegen zu setzen und wie immer, wenn man das Unrecht fühlt, vertheidigte er sich durch neue Anklagen, die sie empört zurück wies, weil sie unbegründet waren. Der Zorn steigerte sich von beiden Seiten. — Immer harter wurde ihr Kampf, immer stärker die Ausdrücke, welche ihrem Hasse genügen sollten; es war diesmal an keine Besänftigung, keine Ausgleichung zu denken. Stunde um Stunde verging in dem nutzlosen Streite, und endlich des Wortgefechtes müde, lief Benjamin Constant aus dem Zimmer und stürzte wild in die Straße hinaus. — Frau von Staël blieb ohnmächtig zurück.

Kaum in seiner Wohnung angelangt und mit sich allein, so kam ihm die Reue. Er konnte keiner Frau weh thun. Er begriff sein Betragen nicht. Er suchte nach Gründen, um es vor sich selbst zu rechtfertigen. Langsam verstrichen ihm unter solchem Bemühen die Stunden der Nacht. — In aller Frühe war er auf und auf dem Wege zu ihr. — In ihrem Hotel war noch Alles verschlossen. —

Ein Spaziergang durch die Straßen ſollte ihn erfriſchen und ihm den Muth geben, vor ihr zu erſcheinen. Nach einer Stunde einſamer Wanderung erſchien er wieder vor ihrer Thüre.

Der Portier ſah ihn überraſcht an. — „Madame est partie," ſagte er, verwundert daß Conſtant nichts davon wußte. — „Abgereiſt!" wiederholte dieſer und legte die Hand an die Stirn, als müſſe er ſich ſammeln, das Wort zu verſtehen.

Siebentes Capitel.

Paris im Jahre 1800.

Die civiliſirte Welt begrüßte das neue Jahrhundert mit regen Erwartungen. — Man ſtand mit ſeinem Beginn einem Wendepunkte der Geſchichte gegenüber und ſtrebte nie zuvor gekannten Zielen nach.

Die geiſtige Entwickelung der Völker Europas hatte in den letzten fünfzig Jahren ungeheure Fortſchritte gemacht. Die deutſche Philoſophie durchdrang die Gemüther mit der Idee einer Perfectibilität des Menſchengeſchlechtes, und verlieh damit den Seelenfähigkeiten einen neuen Sporn. Das Wort Perfectibilität, bis dahin ungebraucht, wurde erſt jetzt, um die Sache zu bezeichnen, der Sprache zugegeben.

Wollte man den auf dieſe Art neu erfundenen Worten nachſpüren, ſo würde man eine Ueberſicht der Cultur-

geſchichte gewinnen, die zu verfolgen nicht unintereſſant wäre.

Frankreich hatte ſeine politiſchen Träume ausgeträumt. Der Freiheitsſchwindel hatte ſich gelegt, Ruhe und Mäßigung traten an deſſen Stelle und der mit Blut gedüngte Boden trieb neue Reiſer. Eine Sehnſucht nach Genuß erwachte in allen Gemüthern. Die Künſte und Wiſſenſchaften erhoben ſich aus ihrem Schlummer, und die Literatur begann neue Blüthen zu treiben.

Göthe hatte ſeinen Werther geſchrieben. Alle Journale von Paris erwieſen ſich unerſchöpflich in Lobeserhebungen über dies eigenthümliche Geiſtesproduct, und das Intereſſe an deutſchen Zuſtänden wurde rege. Die Leiden des jungen Werther rührten und begeiſterten das junge Frankreich, und verleiteten manchen unglücklichen Jüngling, ähnliches Mißgeſchick zu ſuchen und wirkliches oder eingebildetes Leid zu ſeinem Lebensſchickſale zu machen.

Schiller's Räuber waren über die Bühne gegangen, das Ueberſchwängliche in Tugend wie in Laſter, im Guten wie im Böſen wurde damit Mode; — der Enthuſiasmus berechnete nicht die Conſequenzen, man erbauete ſich an ſchönen Worten, Wallenſtein wurde bereits in Berlin für die Bühne einſtudirt.

Friedrich von Gentz gab ſeinen Bericht über die Finanzen Englands heraus, und das Journal von Paris vom Jahre

Eins war unerſchöpflich in Beſprechungen über dies für Frankreich ſo merkwürdige als intereſſante.

Frau von Staël hatte in der Einſamkeit von Coppet dieſem Erwachen der Belles-lettres mit regem Intereſſe zugeſehen. Sie machten ihr eigentliches Lebenselement aus, ſie war unter ihrem Einfluſſe aufgewachſen, ihre Kindheit hatte ſich von ihren Blüthen genährt, ſie konnte daher das Langgewohnte nicht gut mehr entbehren, und fand das Daſein arm ohne dieſen geiſtigen Duft.

Grobe Erfahrungen hatten ihren Muth gebeugt, ihr Herz gedrückt, und in ihrer traurigen Stimmung fand ſie nur Troſt und Erheiterung in ihrer Beſchäftigung mit der Literatur. Sie ſchrieb und las viel. Mit dem neuen Jahre wollte ſie die Frucht ihres Fleißes dem Drucke übergeben und legte darum jetzt noch die letzte Feile an ihr Werk; denn der Styl, das hatte ſie von den Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts gelernt, vermag allein einem Buche wahren und dauernden Werth zu verleihen.

Sie hatte ſich ein ernſtes Thema gewählt. Sie behandelte den Fortſchritt des Menſchengeſchlechtes auf geiſtigem Gebiete, nachgewieſen durch die Producte der Literatur, und ſie folgerte daraus die von dem Schöpfer beabſichtigte Vollkommenheit, als Ziel und Streben für Alle; ſie erörterte damit die Frage der Perfectibilität.

Mit ernſtem Muthe hatte ſie ſich dieſer Aufgabe ge-

widmet, um sich dadurch innerlich zu erheben und von ihrem Mißmuthe zu heilen. — Seit die Gesellschaft von Paris sie so schnöde verlassen, hatte sich eine Art Bitterkeit ihrer bemächtigt, welche ihr selbst weh that; denn sie konnte ihrer Natur nach nur Wohlwollen empfinden und die Liebe der Menschen zu gewinnen suchen, und diese Liebe, — was war sie, wie hatte sie sich bewährt — so fragte sie sich jetzt. — Wie hatte man sie gesucht, mit welchen Schmeichelworten sie begrüßt, mit welchen Lobeserhebungen ihr Talent gerühmt, um sie, auf einen Wink vom ersten Consul zu verlassen, und ihr vorbei zu gehen, als habe man sie nie gekannt.

Freundschaft und Liebe waren demnach bloße Namen nur; denn was man wirklich schätzte und bewunderte, konnte man unmöglich so leichten Kaufes opfern; die Schwäche solcher Treulosigkeit ohne Scham vor der Welt zur Schau zu tragen, blieb ihr ein Räthsel.

Die Erfahrungen ihres Vaters, in Bezug auf den Unbestand der öffentlichen Meinung und der Volksgunst, hatten ihr nicht zur Lehre gedient; — denn Jeder will nur dem vertrauen, was er selbst erlebt hat. Wir werden nur weiser durch das, was wir in uns selbst überwunden und nicht durch die Erlebnisse Anderer.

Mathieu von Montmorency versuchte es, in diesen Tagen herber Prüfung, ihren Sinn durch die Religion

milder zu ſtimmen. — Sie ſollte den Finger Gottes in Allem erkennen, und ſich in Demuth ihm beugen; ſie ſollte einſehen, wie unwichtig es ſei, von den Menſchen geſchätzt zu werden, ſobald man nur ſeiner Liebe gewiß ſei. — Sie hörte ſeine Worte; ſie lächelte ihm dankbar zu, wenn er ſich bemühte ihr den Weg zu zeigen, auf dem er ſelbſt den Frieden gefunden; aber ſie beherzigte nicht, was er zu ihr ſprach. Das Leben pochte noch zu heftig an ihre Pforten, als daß ſie den Segen der Reſignation zu begreifen vermocht hätte. Sie konnte ſich nicht entſchließen, das Leid als eine ſegensvolle Prüfung hinzunehmen; ſie wollte glücklich ſein, und zwar durch die Bedingungen, welche in ihr dazu lagen, und nannte es Abſicht der Schöpfung, daß es der Menſch ſei.

Der Aufenthalt in Coppet, das Zuſammenleben mit ihrem Vater, die Freude an ihren Kindern, brachten ihr keine innere Ruhe. Wie ein bleiches Geſpenſt verfolgte ſie der Gedanke an die erlittene Demüthigung, und jeder neue Morgen entriß ihr neue Klagen des Unmuthes, benetzte ihr Auge mit neuen Thränen, welche ihr gekränktes Herz ſie vergießen ließ. — Sie konnte ſich nicht finden in den Gedanken, daß man ſie ausgeſtoßen, daß man ſie verlaſſen habe. Sie fragte ſich wieder und wieder, ob es denn auch wahr ſei, ob nicht ein unglücklicher Traum ſie

täuſche, und rang, bei jedem innern Ja, die Hände wie eine Verzweifelnde.

Raſtlos verfolgte ſie der Gedanke daran. Wo ſie auch weilte, verließ er ſie nicht und ein inneres Muß gebot ihr, ihre Stellung in der Geſellſchaft wieder zu erobern. Necker ſah mit Betrübniß dieſe traurige Stimmung ſeiner Tochter, und ſann vergeblich auf Rath zur Abhülfe. Was ließ ſich dabei thun, was konnte er ändern?

Benjamin Conſtant hatte die Trennung von ihr nicht lange ertragen. Schwach, wie immer, eilte er ihr nach. Sie empfing ihn kalt. — Seine Worte der Reue, ſeine Betheurungen, die ſein Bewußtſein Lügen ſtrafte, führten ſie irre und ſie verzieh ihm; denn was das Herz wünſcht, das glaubt es, ach! ſo gern!

Sie fühlte ſich überdem ſo allein, ſo vereinſamt, ſie bedurfte es ſo ſehr, Jemand in ihrer nächſten Nähe zu haben, auf den ſie einwirken konnte, der gewiſſermaßen das Inſtrument ihrer Zukunftsträume wurde, mit dem ſie träumen, hoffen, wünſchen konnte. So nahm ſie ihn denn gern wieder auf.

Sein Amt als Secretair beim conſtitutionellen Club geſtattete ihm freilich keine lange Entfernung; er hatte ſeine politiſche Laufbahn dort begonnen, war als Redner mit Glück aufgetreten, und durfte nun ſeine Stellung nicht verſcherzen. Er ſchlug ihr daher vor, mit ihm zurück zu

kehren. Ihre Stellung in der Geſellſchaft ließ ſich auf eine ſehr einfache Weiſe wieder gewinnen, es bedurfte dazu nur einer Ausſöhnung mit Herrn von Staël, und die Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten ſtand unverzüglich im Mittelpunkte der erſten Geſellſchaft. Dieſe Ausſöhnung war ſo leicht bewerkſtelligt:

Es war in Paris bekannt, daß Herr von Staël von Gläubigern beläſtigt wurde und ſich häufig in großer Geldverlegenheit befand. Früher durfte er auf den reichen Schwiegervater Rechnung machen und durch deſſen Namen die läſtigen Mahner beſchwichtigen; ſeit er aber von ſeiner Gattin getrennt lebte, ſtellte ſich ein anderes Verhältniß ein. — Niemand vertrauete ihm jetzt mehr und die Folge war, daß er den Glanz und die Annehmlichkeit ſeines Hauſes ſchwinden ſah und den gewohnten Luxus entbehren mußte. Dieſe Lage empfand er drückend und es ließ ſich daher mit Recht vermuthen, daß er die ihm gebotene Hand zur Verſöhnung mit Vergnügen annehmen würde. Warum aber ſollte Frau von Staël ſie ihm nicht bieten, da ihr perſönlicher Vortheil es heiſchte, und ſie durch ihre Entfernung von Paris ſo unendlich viel entbehrte, worauf ſie Werth legte. Warum alſo nicht den kleinen Preis eines erſten Wortes für einen ſo großen Gewinn zahlen? Warum nicht ſo leichten Kaufes die bedeutende Poſition in der Pariſer Welt wieder gewinnen?

Benjamin Conſtant ſetzte mit Recht voraus, daß unter den obwaltenden Umſtänden, die kleinſte Annäherung von Seiten ſeiner Gattin, Herrn von Staël gefügig finden würde. — Kehrte Frau von Staël nach Paris zurück, um, wie früher, die Stellung einer Geſandtin von Schweden einzunehmen, ſo mußte der erſte Conſul ſie empfangen, und ihr mit gebührender Artigkeit begegnen und Niemand hatte dann ferner noch Urſache ihr Haus zu fliehen, Niemand durfte es wagen, in ihr den Geſandten einer fremden Macht zu kränken.

Er ſchrieb ihr von Paris aus, nach ſeiner Rückkehr dahin, einen langen Brief und ſetzte ihr mit vieler Wärme alle dieſe Gründe auseinander: „Die Geſetze der Geſellſchaft ſind ſtärker als der Wille des Menſchen,“ ſchloß er. „Der Stolz der Unabhängigkeit beugt ſich endlich vor der Nothwendigkeit und den Umſtänden. Vergeblich iſt es, nur dem folgen zu wollen, was unſer Herz begehrt; früher oder ſpäter müſſen wir dennoch den Geboten unſerer Vernunft folgen. Ich kann Sie unmöglich länger in einer Stellung zu der Welt ſehen, welche mich in Ihrer Seele kränkt, und die außerdem noch ein ſtiller Vorwurf für mich iſt. Sie ſind es mir, Sie ſind es ſich ſelbſt ſchuldig, dieſem Kampfe ein Ende zu machen.“

Sie warf dieſe Zeilen, nachdem ſie ſie geleſen, um-

muthig zur Erde. Er wollte das Demüthigende ihrer Lage nicht mit ihr theilen, das schien ihr klar.

„Ich werde diesem Kampfe ein Ende machen, aber auf meine Weise," sagte sie. — „Nimmermehr würde ich mich der Demüthigung unterziehen, mir von Herrn von Staël eine Stellung zu erbetteln, welche ich ihm einst ohne Bedauern vor die Füße geworfen habe. Nie soll das geschehen! Nie. — Durch mich selbst muß ich mir den Platz wieder gewinnen, den mir ein Wort des ersten Consuls geraubt hat. — Paris hat mich einmal bewundert, es hat sich einmal vor dem Klange meines Namens gebeugt! Mag es wiederum diesem Zauber unterliegen! Ich bin zu alt, um mich zu beugen; ich bin zu alt, mit erborgtem Glanze mich zu schminken! Ich fühle meinen Werth zu sehr, um mir das zu erbetteln, was ich als ein Recht fordern darf. Man soll meinen seltenen Geist bewundern, man soll mich auf's Neue suchen! Diesen Triumph will ich feiern, oder keinen! Gelingt mir das nicht, so besitze ich weniger Verstand, als ich bei mir voraus gesetzt und bin es werth, mich in der Menge zu verlieren, bin es werth, übersehen zu werden."

Nach diesem Selbstgespräche eilte sie an ihren Arbeitstisch und war mit doppeltem Eifer an dem Werke thätig, durch das sie diesen Sieg zu erringen gedachte. Der Winter schwand darüber hin.

Mit dem nahenden Frühling 1800 kehrte sie plötzlich ganz unverhofft nach Paris zurück, wie es hieß, um den Druck ihres Buches zu überwachen. Sie suchte Niemand bei ihrer Ankunft auf. Einsam blieb sie in ihrem Hotel, erwartungsvoll dem Tage entgegen sehend, wo ihr Werk ausgegeben und das Publikum darüber richten würde.

Mit Benjamin Constant sprach sie kein Wort von ihren Erwartungen; denn auch er sollte durch den Erfolg überrascht werden, wie die Uebrigen. Seinen Vorwürfen, daß sie seinen Rath unbeachtet gelassen, begegnete sie nur mit einem traurigen Lächeln und schmerzlichen Kopfschütteln.

„So wenig kennen Sie mich, Constant," sagte sie ihm. „So wenig verstehen Sie den Unterschied, um seiner offiziellen Stellung willen eine Beachtung zu finden, welche die Convenienz gebietet; oder die Auszeichnung zu genießen, welche das persönliche Verdienst, der eigene Ruhm und das Talent erheischt. Ich bedauere Sie, daß Sie glauben konnten, mir würde das genügen!"

Talleyrand kam einige Tage darauf zu ihr. — Verwundert fragte sie ihn, „was ihn in das Hotel einer Dame führe, welche das Mißfallen seines Gebieters in dem Grade erregt habe, um alle ihre Freunde zu verscheuchen? Wer mit dem Strome schwimme, dürfe nicht bei ihr gesehen werden, sie bewundere daher seinen Muth."

„Erstrecken Sie diese Bewunderung nun auch noch auf

die Macht, der ich diene, und wir leben auf dem beſten Fuße mit einander," ſagte er mit ſeinem feinen Lächeln.

Sie ſah ihn überraſcht an. War er vielleicht nur gekommen, ihr dieſe Klugheit an die Hand zu geben? — Hatte Napoleon ihn vielleicht an ſie abgeſandt? — Sie erklärte ihm, daß ſie nicht einlenken würde, und er ſchied unbefriedigt.

Am folgenden Tage beſuchte ſie Joſeph Bonaparte. Er hielt einen Brief von ſeinem Bruder in der Hand, den er ihr verlegen hinreichte, und in ſeiner Gegenwart zu leſen bat. Er lautete:

Den 19. März 1800.

„Herr von Staël lebt, wie ich höre, im größten Elend, während ſeine Frau alle Annehmlichkeiten des Reichthums genießt. Wenn Du fortfahren ſollteſt, ſie, während ſie in Paris lebt, zu ſehen, ſo wirke wenigſtens dahin auf ſie ein, daß ſie dem armen Manne einen Jahrgehalt von 1000, oder 1200 Franken monatlich ausſetze. — Wie weit man bei uns gekommen iſt! — Ich habe nichts dawider, daß man Frau von Staël beurtheile, wie man einen Mann beurtheilen würde; dann darf man aber auch nicht vergeſſen, daß ein Mann mit einem großen Vermögen und einem berühmten Namen es ſich nicht verzeihen darf,

seine Frau im Elende schmachten zu lassen, noch bei der Welt dafür Entschuldigung findet."*

Dunkle Zornesröthe überzog ihre Wangen, während sie mit den Augen diese Zeilen durchlief.

„Ihr Herr Bruder ist sehr gütig, so großen Antheil an meinen Privatverhältnissen zu nehmen," sagte sie, ihm den Brief zurückreichend, mit spöttischem Lächeln. „Ich bitte Sie, ihm zu bemerken, daß der Gesandte von Schweden von seinem Könige eine hinreichende Summe empfängt, oder, wenn nicht, empfangen sollte, um seinen Unterhalt damit bestreiten zu können, sobald er seine Ausgaben zu beschränken weiß; und sicherlich ist es nicht meine Pflicht, Feste, an denen ich nicht Theil nehme, und Galanterien, die seinen Jahren schlecht anstehen, meine Börse zu leihen. Uebrigens danke ich ihm dafür, mich als Mann beurtheilen zu wollen; da Niemand ableugnen kann, daß die Herren uns an Geistesgaben und Verstand im Allgemeinen überlegen sind, so kann es mir nur schmeichelhaft sein, in deren Reihen zu treten. Daß ich dem Herzen nach eine Frau geblieben bin, beweist meine Empfindlichkeit gegen Mißwollen und Verfolgung, und jede Anfeindung, die mir es fühlbar macht, wie sehr mein Geschlecht der Anlehnung und des Schutzes bedürftig

* Memoiren von Joseph Bonaparte.

iſt. Wenn ich nun aber an Talent einem Manne gleich komme, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß Herr von Staël zu mir in der Beziehung einer Frau ſteht, und auf mich angewieſen iſt, daß ich ihn erhalte. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich die natürlichen Beziehungen nicht umgeſtalten, ſelbſt wenn das allmächtige Wort eines erſten Conſuls von Frankreich daran rüttelt."

„Ich beklage meines Bruders Verſtimmung gegen Sie," erwiederte Joſeph, „und beklage ſie um ſo mehr, weil ſie mir das Vergnügen verkümmert, Sie zu ſehen. Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie ſchätze, wie ſehr ich Ihren Umgang liebe! Ihm nicht zu mißfallen, muß ich mit meinen Beſuchen bei Ihnen zögern, aus Furcht, ſonſt ein gänzliches Verbot herbeizuführen. Sie ſollten ſo freundlich für mich ſein, mir dieſe Pein zu erſparen. Sie ſollten Ihre Freunde bedenken, und wie ſie durch Ihre Beharrlichkeit leiden."

„Was kann ich thun?" rief ſie lebhaft aus. „Es iſt meine Natur einmal, wahr zu ſein."

„Lenken Sie ein! Meſſen Sie Ihre Aeußerungen über ihn! Sagen Sie irgend ein gutes Wort, das ihm hinterbracht werde, und die Wirkung alter, ſchlimmer Aeußerungen neutraliſire!"

„Dann müßte ich gegen meine Ueberzeugung ſprechen und das kann ich nicht; dann müßte ich unwahr ſein."

„So ſchweigen Sie wenigſtens.“

„Das wird ihm nicht genügen; denn er will von mir bewundert ſein und bewundern kann ich ihn nicht. Allen Reſpect vor ſeiner Kunſt als Feldherr, aber als Geſetzgeber und Beherrſcher Frankreichs iſt er mir antipathiſch.“

„Sie kennen ihn nicht! Lernen Sie ihn kennen.“

„Wie iſt das möglich, da er mir ausweicht, mich abſichtlich vermeidet, wo er nur kann.“

„Wir werden ein Zuſammentreffen veranſtalten. Um Ihrer Freunde willen, benutzen Sie es zu einer Ausſöhnung. — Sie dienen Frankreich nicht, indem Sie Ihre Abneigung äußern, und ſchaden ſich, wie Sie uns betrüben.“

„Einem ſolchen Freunde ſchlägt man keine Bitte ab,“ ſagte Frau von Staël gerührt und reichte ihm die Hand. „Ich muß Sie jetzt doppelt lieben, ſeit Ihr Herz mir dieſen warmen Antheil bezeigt.“

Noch einige andere Bekannte erſchienen, um ihr in ähnlicher Weiſe zu rathen. „Es koſte ſo wenig, den erſten Conſul für ſich zu gewinnen und der daraus erwachſende Vortheil ſei ſo groß, daß ſie blind ſein müſſe, den eigenen Nutzen zu verkennen,“ ſagte man ihr. Sie erkannte die Richtigkeit dieſer Gründe, ſie hätte gern klug handeln mögen, aber ſie konnte es nicht über ſich gewinnen.

„Ich bin nicht mehr in dem Alter, wo man eine neue Anſicht der Dinge gewinnt," erwiederte ſie. „Ich habe mein vierunddreißigſtes Jahr zurückgelegt, und meine Erfahrungen verleihen mir das Doppelte an Alter. Ich bin überdem die Tochter meines Vaters. C'est ma nature ainsi aufrichtig zu ſein. Seinem Ruhme, der Ehre ſeines Namens bin ich es ſchuldig, meine politiſchen Anſichten nicht meinem perſönlichen Vortheile zu opfern. Was ich auch thue, wie ich auch handle, ſo muß eine innere Ueberzeugung mich beſtimmen. Solcher Wahrheit des Charakters wird ſelbſt ein Feind noch Achtung zollen. Man fürchtet mich nur, weil man mich nicht gewinnen kann."

Benjamin Conſtant hatte ſchweigend dieſen Verhandlungen zugehört. Als er ſich endlich mit ihr allein befand, ſagte er verſtimmt:

„Es iſt ein Unglück, wenn Frauen ſich um die Politik bekümmern. Wie ruhig und angenehm könnte Ihr Leben ſein; wie heiter und froh könnten Ihnen Ihre Tage im Schooße Ihrer Familie dahin fließen, ohne dieſe unweibliche Leidenſchaft, eine Rolle ſpielen zu wollen."

Keine Antwort erfolgte. Unbeweglich ſaß Frau von Staël ihm gegenüber, ausdruckslos fixirte ihr Auge die Gegenſtände, ohne ſie zu ſehen. Erſchreckt eilte Conſtant auf ſie zu und ergriff ihre Hände. Sie waren von einer eiſigen Kälte. Alles Leben ſchien aus ihr entflohen.

Bei ſeiner Berührung erwachte ſie, wie aus einem Traume. Sie ſtieß ihn zurück und ſagte mit tonloſer Stimme:

„Was wollen Sie von mir, Herr von Rebecque? Sie haben mir Alles geſagt, was ſich ſagen läßt. — Wir ſind mit einander fertig. Gehen Sie! — Was wollen Sie hier noch?“

Sie ſtand auf mit der Abſicht, das Zimmer zu verlaſſen; aber ihre Füße trugen ſie nicht. Sie wankte. Er verſuchte ſie zu unterſtützen; aber noch ehe er ſie erreicht, ſank ſie leblos zu ſeinen Füßen hin.

Außer ſich beugte er ſich über ſie und rief ſie mit den ſüßeſten Namen. Sie hörte ihn nicht. Endlich ſchellte er und als der Diener erſchien, gab er Befehl, daß ihre Kammerfrau ſie entkleide und auf ihr Bett lege. Noch einmal verſuchte er darauf, ſeine Stimme zu ihrem Herzen reden zu laſſen. Eine abwehrende Bewegung hieß ihn ſchweigen, und die großen Thränen, welche ſich jetzt unter den langen dunkeln Wimpern hervorſtahlen, zeigten ihm, wie wenig der Moment ſich zu einer Erklärung und Verſöhnung eigne. Mit zerriſſenem Gemüthe entfernte er ſich und eilte in ſeine Wohnung, wo er ſich einſchloß.

Mehrere Tage blieb Frau von Staël, nach dieſem Auftritte, in ihrem Zimmer. Sie aß nicht, ſie ſprach nicht und war für Niemand zu Hauſe. Auch Benjamin

Conſtant wurde nicht vorgelaſſen. Er ſchrieb ihr. Seine Briefe blieben unbeantwortet. Außer ſich, ohne Nachricht von ihr zu ſein, verſuchte er es endlich, ſich den Zutritt zu ihr zu erzwingen. Es gelang ihm in ihr Zimmer zu dringen und zu ihren Füßen hinſtürzend, bedeckte er ihre Hände mit heißen Küſſen der Reue. Sie ſah ihn wehmüthig vorwurfsvoll an und hatte nicht das Herz ihn zurück zu weiſen. Er wollte ſich zu entſchuldigen beginnen. — Sie ſchloß ihm den Mund und gebot ihm Schweigen. „Kein Wort, das mich an das Vergangene erinnert!“ ſagte ſie ernſt. — „Da wir nun einmal ſo mit einander ſtehen, ſo wollen wir lieber von gleichgültigen Dingen reden.“

Sie reichte ihm den Mercure de France hin, den Fontanes damals redigirte. Er enthielt einen offenen Brief von Chateaubriand an Frau von Staël gerichtet, worin er ihre Anſichten zu bekämpfen verſuchte.

„Der junge Mann wird ſich durch dieſen Aufſatz und das Eingehen auf meine Anſichten einen Namen machen,“ ſagte ſie. „Ganz Paris wird heute von ihm ſprechen. Der religiöſe Ton, den er anſtimmt, iſt uns neu geworden; der Zeitgeiſt neigt ſich dieſer Richtung zu. Er wird damit Beifall ernten und Anhänger finden. Seine Schwärmerei entſpringt überdem aus wirklicher Ueberzeugung, und die Wahrheit verfehlt nie, uns zu intereſſiren, auch wenn ſie nicht mit unſeren eigenen Anſichten über-

einſtimmt. — Ich bitte Sie, ſuchen Sie ihn auf und ſagen Sie ihm, daß ich ihn kennen zu lernen wünſchte. Ich intereſſire mich für ihn."

Auf dieſe Weiſe ging das für Beide ſo peinliche Wiederſehen ohne eigentliche Verſöhnung vorüber.

Wenige Tage darauf zeigten die Buchhändler das neue Werk der Frau von Staël über die Literatur an. In dieſem Buche war nun weder von Napoleon noch von ſeiner Politik die Rede; es ſtand überhaupt in keinem Bezug zu ihm, es behandelte rein wiſſenſchaftlich die Cultur des menſchlichen Geiſtes und ſtellte als deren Blüthe die Belles-lettres auf. Das Aufſehen, welches dieſes Werk erregte, war daher ungeheuer.* Die Zeit erwies ſich noch kärglich an productivem Talente, es war das erſte bedeutende Buch ſeit der Revolution, und dieſes Buch hatte eine Dame zum Verfaſſer. Alle Journale beſchäftigten ſich damit, alle Schriftſteller eilten, es zu beurtheilen, in allen Geſellſchaften war nur von Frau von Staël die Rede, die Bewunderung für die geiſtreiche Verfaſſerin erwachte in neuer Größe und ganz Paris beſchäftigte ſich auf einige Zeit nur mit ihr. — Wagen nach Wagen fuhr bei ihrem Hotel vor, alle jene Perſonen, welche ſie einſt zuerſt verlaſſen, ſie zuerſt verleugnet hatten,

* Journal de Paris.

kehrten nun auch zuerſt zu ihr zurück. Mit bitterm Lächeln ſah ſie dieſem Eifer zu. Sie empfing Niemand. Ihre Diener hatten den Befehl erhalten, jeden Beſuch mit der Nachricht abzuweiſen: daß ſie am Montag Abend für Gäſte zu Hauſe ſei. Sie war neugierig, zu erproben, wie hoch ſich die Zahl ihrer Freunde bis zum Montag ſteigern würde. — Sie wollte ihren Triumph mit dieſer ihrem Herzen traurigen Genugthuung feiern.

Nur die ſchöne Madame Récamier war in dieſen Befehl nicht mit eingeſchloſſen. — Sie allein hatte den Muth gehabt, als Jeder ſie floh, ſie aufzuſuchen* und dieſen ſchönen Zug der Herzensgüte vergalt Frau von Staël mit der treueſten Anhänglichkeit und Zuneigung. Sie liebte Madame Récamier nicht, weil ſie ſchön, ſondern weil ſie gut war.

Napoleon hatte indeſſen ſeinen Umzug von dem Luxemburg nach den Tuilerien bewerkſtelligt. Immer mehr ſtieg ſein Anſehen, reiften in ihm ſeine hochfliegenden Pläne! Nur von ihm ſollte künftig die Rede ſein, nur mit ihm ſollte ſich die Welt beſchäftigen, und jetzt fiel es der Preſſe ein, von einem Buche über die Literatur und die Perfectibilität des Menſchengeſchlechtes zu reden, und alle Gemüther durch einen Stoff in Aufregung zu bringen, der

* Ducheſſe d'Abrantes.

ſeinem Ruhme ſo fern lag und ſich außerdem durch eine Frau geltend machte, die er um jeden Preis ignorirt wiſſen wollte. — Ungeduldig ſah er der ſteigenden Popularität ſeiner Feindin zu. — Aendern konnte er daran nichts. Seine Macht, ſein Anſehen reichten dazu nicht hin. Verbieten konnte man ihr Buch nicht; ihr den Aufenthalt in Paris deshalb unterſagen, eben ſo wenig. So mußte man den tollen Schwindel der Pariſer ruhig vorübergehen laſſen.

Der Montag Abend, den Frau von Staël für den Empfang ihrer Freunde feſtgeſetzt, war indeſſen herangekommen. Die Gemächer ihres Hotels waren hell erleuchtet; die Dienerſchaft ſtand an den Thüren bereit. Sie ſelbſt, in ein hellgrünes Atlasgewand mit einer Schleppe gekleidet, das kurz geringelte Haar mit einem Bandeau und Federn geſchmückt, die ſchönen vollen Arme mit langen Handſchuhen, die bis über den Ellenbogen reichten, bedeckt, ſaß erwartungsvoll neben der Thüre zum Vorzimmer und horchte auf das Rollen des erſten Wagens.

Benjamin Conſtant ſtand vor ihr.

„Wenn wir nur darum an Erfahrungen reicher werden, um unſer Vertrauen zu den Menſchen vermindert zu ſehen, ſo wäre das kürzeſte Leben eigentlich das wünſchenswertheſte," bemerkte er.

„Der Meinung bin ich nicht," ſagte Frau von Staël

heiter. — „Wir lernen uns an dem genügen laſſen, was das Leben uns bieten kann; mit andern Worten, wir werden weiſe durch die Erfahrung. Nach ſo langer Entbehrung einer Geſelligkeit, wie ich ſie liebe, bin ich heute Abend wahrhaft beglückt, meine alten Freunde um mich zu ſehen, und frage nicht, warum ſie kommen, noch warum ſie mich verlaſſen. — Was man entbehren mußte, lernt man erſt recht ſchätzen. Eine Unterhaltung in einem Pariſer Salon, iſt für mich der höchſte Genuß des Daſeins. Die Frühlinge meines Lebens ſind meine in Paris verlebten Winter. Je compte mes printemps par mes hivers. — Mir iſt heute zu Muthe, als erwachte ich zu neuem Glücke."

Bald füllten ſich ihre Räume an und ſie gewahrte mit Vergnügen, daß alle bedeutenden Namen der Hauptſtadt unter ihren Gäſten waren und ſie als die gefeierte Heldin des Tages die allgemeine Huldigung empfing. Was ſie hatte erreichen wollen, das war demnach erreicht, und der Ruhm auf's Neue an ihre Schritte geheftet. Sie lächelte befriedigt.

Alle Salons der Hauptſtadt ſtanden ihr jetzt geöffnet, man wünſchte ſie bei jeder Geſellſchaft gegenwärtig zu ſehen, wo ſie ſich zeigte, folgte ihr jedes Auge, jede nur mögliche Aufmerkſamkeit wurde ihr gezollt. Sie ſchwelgte in dieſem mühſam errungenen Triumphe; eine Laſt fiel damit von ihrer Bruſt.

Der Frühling war indeſſen immer weiter vorgerückt, der Sommer ſtand nahe und die Pariſer Geſellſchaft löſte ſich auf, um das Landleben zu genießen. Auch Frau von Staël mußte daher von dieſem Schauplatze ihres Glückes ſcheiden. Heiter kehrte ſie nach Coppet zu ihrem Vater zurück, wo ſie eintraf, während die franzöſiſche Armee die Alpen überſtieg, und Truppenzüge die friedlichen Thäler der Schweiz beunruhigten.

Wenn ſie jetzt an ſchönen Sommerabenden auf dem Balcon des Schloſſes ſtand, die ruhige Landſchaft ſich in dem klaren See ſpiegelte, die Gipfel der Berge mit ihren ſchneebedeckten Häuptern ſo groß und ernſt auf ſie herabſahen, ihre Kinder im Parke ſo fröhlich ſpielten; dann kam ein Gefühl der Beſchämung über ſie, daß ſie ihr Glück in Dingen ſuchte, deren Nichtigkeit ſie erkannte, und die es ihr dabei nie gewährten. Vergeblich aber verſuchte ſie, der inneren Unruhe los zu werden! Es blieb ihr dieſe namenloſe Sehnſucht und dies Unbefriedigtſein, welches ſie ſuchend und irrend durch das Leben jagte und erſt im Tode Ruhe finden ließ.

Heilige und Märtyrer ſind die gleiche Bahn gegangen, mit der Hoffnung, im Himmel Erſatz zu finden, für die Mängel ihrer irdiſchen Exiſtenz. — Die gleiche Sehnſucht lebt in vielen Herzen, nur iſt die Bahn verſchieden, auf welcher ſie ihr Ziel in's Auge faßte.

Mit lebhaftem Intereſſe folgte ſie den Siegen Bonaparte's, immer hoffend, daß ſie zu Niederlagen werden möchten, die ihn ſtürzten und ihrem theuren Frankreich eine neue Freiheit brächten. Vergebliches Wünſchen.

Die ſchönen Sommertage ſchwanden indeſſen ſchnell dahin und im November 1800, ſo wie das geſellige Leben in Paris auf's Neue begann, kehrte auch Frau von Staël in die Hauptſtadt Frankreichs zurück. Der Friede war noch nicht geſchloſſen; aber durch die Siege Moreau's ſchon vorbereitet. Die ehrgeizigen Abſichten des erſten Conſuls durchſchaute jedoch noch Niemand, und ſeine Anhänger hofften noch das Beſte für ihr Vaterland.

In heiterer Unterhaltung mit einigen Freunden vernahm Frau von Staël eines Abends einen ſtarken Schuß, deſſen Urſache keiner zu entziffern vermochte. Es war das Loslaſſen der Höllenmaſchine.

Erſt am nächſten Tage erfuhr ſie deren Zweck und auch deren Fehlſchlagung und beſaß leider die Vorſicht nicht, ihr Bedauern zu verhehlen. — Aeußerungen der Art rächten ſich. Sie wurden dem erſten Conſul hinterbracht und er vergaß ſie nie.

Da ihre Stellung in der Welt jetzt von ihren literariſchen Erfolgen abhing, ſo fuhr Frau von Staël eifrig fort, ihr Talent geltend zu machen. Sie ſchrieb jetzt an ihrer Delphine. — Die geſelligen Beziehungen nahmen ſie

aber zu ſehr in Anſpruch, um raſch mit ihrer Arbeit fortfahren zu können, und ſie rechnete daher auf den kommenden Sommer, und die Muße in Coppet.

Der Winter verging ihr auf dieſe Weiſe höchſt angenehm. Der erſte Conſul beſuchte ſie freilich nie und Talleyrand eben ſo wenig; dagegen waren alle Fremden von Auszeichnung bei ihr eingeführt, und die Diplomaten fremder Mächte liebten ihre Geſellſchaft vorzugsweiſe. Häufig hielt ſie ſich auch in dem reizenden Landhauſe Morfontaine bei Joſeph Bonaparte auf und Lucian lud ſie zu ſeinen glänzenden Feſten.

Napoleon allein bewies ſich ſtets gleich rückſichtslos, trotz aller Vorliebe ſeiner Brüder für die geiſtreiche Frau.

Eines Tages traf ſie ihn beim General Berthier. Sie war auf das Begegnen vorbereitet worden; denn man hoffte eine Ausgleichung und hatte es darum herbeizuführen geſucht. Vergebliches Bemühen! Frau von Staël wollte nicht demüthig vor ihn hintreten, von ihm mit Bewunderung angehört werden, und er hatte für Niemand eine ſolche Empfindung übrig. Seine Aeußerung, daß er nicht den Geiſt einer Frau ſchätze, ſondern die Zahl der Kinder, welche ſie dem Vaterlande geſchenkt, verletzte ſie auf das Tiefſte. Jede freundliche Beziehung zu einem ſolchen Manne war fernerhin unmöglich für ſie.

Achtes Capitel.

Die erste Verbannung.

Die Gewohnheit legt uns allen ein Binde um das Auge. Wir wandeln am Rande eines Abgrundes und sehen ihn nicht; wir stehen von unserer Geburt an dem Tode gegenüber, ohne unsre Aufmerksamkeit darauf zu richten. Am Abhange eines Gletschers, wo die Schneelawine über unserm Haupte drohend haust, am Fuße eines Kraters, wo stündlich ein glühender Lavastrom unsere stille Hütte verzehren kann, suchen wir vorzugsweise unsern Aufenthalt. Wir lieben es, der Gefahr nahe zu sein, vielleicht um Angesichts ihrer und unserer Sicherheit mit erneuertem Gefühle des Glückes bewußt zu werden.

Frau von Staël war sich bewußt, daß das Schwert über ihrem Haupte hing, und nur von dem seidenen Faden gehalten ward, mit dem die öffentliche Meinung den

Gebieter Frankreichs noch zügelte. Deſſen ungeachtet verſchmähte ſie es, durch irgend eine, dem Gebote der Klugheit entſpringende Rückſicht, die ihr drohende Gefahr abzuwenden.

Sie wußte es, daß Napoleon von Allem unterrichtet war, was bei ihr vorging, daß er, mit Fouché's Ohren, allen bei ihr geführten Geſprächen zuhörte, daß er, mit ſeines Polizeiminiſters Hülfe alle ihre Correſpondenzen verfolgte,* daß ſie nichts that, ſagte oder ſchrieb, das ihm nicht berichtet ward; und dennoch zügelte ſie ihre Zunge nicht. — Sie war eine Frau, und ſie benutzte dies Vorrecht der Frauen, ungeſtraft reden zu können.

Allein Napoleon ließ eine ſolche Berechtigung des weiblichen Geſchlechtes nicht vorwalten. — Der große Mann war klein genug, der Welt zu zeigen, daß er eine Frau fürchte.

In Frankreich haben die Salons und die geiſtreichen Damen, welche darin glänzen, von jeher einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gehabt. Dies war Napoleon nicht unbekannt. Frau von Staël verkehrte mit den angeſehenſten Staatsmännern Frankreichs, ſie verſammelte um ſich, was nur irgend Geiſt oder Talent beſaß, und Napoleon machte die Bemerkung, daß Jeder,

* Memoiren des Kammerdieners Conſtant.

welcher ihr Haus beſuche, ſtets mit einer geringeren Meinung von ihm von dort zurückkehre. Er konnte ihr nicht nachweiſen, worin dieſer üble Einfluß beſtehe, ſonſt würde er nicht gezögert haben, ſie ſogleich dafür zu ſtrafen; er wußte nur, daß dem ſo ſei, und es war natürlich, daß er eine Kraft, die ihm ſchadete, aus dem Wege zu räumen oder zu vernichten ſtrebte.

Eine Frau hatte ihm den Fehdehandſchuh hingeworfen und — er nahm ihn auf.

Es war bei den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen Frankreichs ganz unmöglich für Frau von Staël, an dem Staatsleben Theil zu nehmen; denn wo die Stimme eines Einzigen entſcheidet, kann Niemand Einfluß üben, der dieſem Einzigen nicht nahe ſteht. Sie mußte daher den Begebenheiten als Zuſchauer zuſehen, und das Einzige, worin ſie ſich verſuchen durfte, war, die Zurückberufung ihrer emigrirten Freunde zu bewirken.

Fouché hegte das Prinzip, jede unnöthige Strenge zu vermeiden, und trotz dem, daß er Frau von Staël mit Spionen umgab, und ihre Briefe erbrach, erzeigte er ſich ihr auf jede Art gefällig, vielleicht nur, um ſie in deſto größere Sicherheit einzuwiegen. Mancher arme Emigrirte erhielt daher jetzt durch ihre Vermittlung die Erlaubniß zur Rückkehr, und es machte ſie glücklich, auch Narbonne auf die Liſte der ſo Bevorzugten ſetzen zu können und ihn,

nach langer Trennung, wieder auf dem heimiſchen Boden zu begrüßen.

Sie ahnte damals freilich nicht, daß er einſt in die Dienſte ihres Feindes treten und ihn auf ſeiner Siegerbahn mit ſeinem Geiſte zur Seite ſtehen würde! — Solche herbe Erfahrung blieb ihr noch aufgeſpart.

Im Herbſte 1801 kehrte ſie, wie gewöhnlich, nach Paris zurück, um hier, im Zenith ihres Ruhmes als Schriftſtellerin und geiſtreiche Frau, ihren Salon auf's Neue der glänzenden Welt der Hauptſtadt zu öffnen. — Alle Männer von Bedeutung ſchaarten ſich hier ſogleich um ſie, alle Fremden von Auszeichnung wurden bei ihr eingeführt; vorzugsweiſe aber ſuchten ſie noch alle ſolche auf, welche einen heimlichen Groll gegen den erſten Conſul hegten, und ihm ſeinen Adlerflug beneideten, der hier und dort die eigenen ehrgeizigen Abſichten durchkreuzt hatte. Zu denen, welche ſich aus dieſem Grunde an ſie ſchloſſen, gehörte auch Bernadotte, der künftige König von Schweden, welcher es damals vorgezogen hätte, Kaiſer von Frankreich zu ſein. Mit ihm wurde ſie daher bald auf das Innigſte befreundet; denn ſie begegneten ſich auf dem einen Punkte, die ſtill gehegte Abneigung gegen Napoleon.

Herr von Chateaubriand hatte ſeinen Genius des Chriſtenthums erſcheinen laſſen, und dadurch einen bedeutenden Namen gewonnen. Frau von Staël freute ſich

dieſes Erfolges. Sie kannte den kleinlichen Neid nicht, der nur die eigene Geltung ſucht, und keinen neben ſich duldet, und jedes andere Talent darum zu verkleinern ſucht. — Im Garten des Herrn blühen viele Blumen; die Roſe braucht die Nelke nicht zu ſcheuen, denn jede iſt von eigenthümlicher Schönheit, und kann nicht verglichen werden. So auch nahm ſie es mit dem poetiſchen Talente.

Trotz der ihr entgegengeſetzten Richtung Chateaubriand's, ſchätzte ſie ſeine Arbeiten ganz außerordentlich, und ſprach ihm warm ihre Bewunderung aus. „Die Echo langweilen mich," ſagte ſie, wenn davon die Rede war, daß irgend ein Product des Geiſtes nicht in ihrem Sinne verfaßt ſei. — War es nur geiſtreich, zeugte es nur von Talent, ſo war es ihr auch genehm, und erntete lebhaften Beifall. Sie beſaß die glückliche Fähigkeit, jedes Talent in ſeiner Eigenthümlichkeit auffaſſen und würdigen zu können, und es fiel ihr nie ein, ihm eine Bahn vorzeichnen zu wollen, die ihm nicht gemäß war.

Benjamin Conſtant mußte ſie dieſen Winter entbehren. Als ihr Freund, ſprach und ſchrieb er in ihrem Sinne, und erregte dadurch das Mißwollen Napoleon's; die Folge war, daß er ſeine Stelle als Secretär beim conſtitutionellen Club einbüßte.

Ungerecht, wie immer, eilte er in ſeiner erſten Aufwallung zu Frau von Staël, um ſie als die Urſache ſeines

Unglücks anzuklagen, und ihr zu melden, daß er nun unverzüglich nach Deutschland abreisen würde, um dort sein Glück zu suchen.

„Sollte ich Sie etwa beredet haben, aus Eigennutz feig Ihre Gesinnung zu verleugnen?“ fragte sie ihn ernst.

Diese Antwort beschämte ihn. Doch war der Aufenthalt in Paris ihm für den Augenblick verleidet, und so reiste er denn wirklich ab.

Frau von Staël hielt ihn nicht zurück. Sie war nun schon daran gewöhnt, ihn in seinem Zorne davon laufen zu sehen, und erwartete auch jetzt seine dann unerwartet erfolgende Rückkehr.

Daß er sich auf lange Zeit von ihr trennen würde, glaubte sie nicht; denn sie fühlte ganz richtig, wie wenig er sie entbehren konnte. Sein schwankender Sinn bedurfte eines starken Geistes, wie den ihrigen, um ihn zu leiten und vor jenem Schwanken zu bewahren, daß den Mann, als Träger einer Gesinnung, um das Vertrauen und die Achtung seiner Mitmenschen bringt.

Wohl ist es menschlich, zu irren, wohl ist es menschlich, eine neue und bessere Ueberzeugung zu gewinnen; doch darf sie auf keinem andern Erdreich sich anbauen, als in dem der Mann emporgewachsen in der öffentlichen Meinung. — Wie ein Baum wohl oftmals neu zu grünen vermag und von Sturm und Ungewitter zerschlagen, neue

Reiſer ſetzen kann, doch nie neue Wurzeln in die Erde hinein zu treiben vermag; ſo auch kann der Charakter des Mannes ſich nur aus einer Geſinnung aufbauen.

Frau von Staël ſchrieb ihm häufig. Inmitten des glänzenden Geſellſchaftslebens vergaß ſie des abweſenden Freundes nicht. — Die Bande, welche ihn in Deutſchland feſthielten, und ihm Erſatz boten, waren ihr freilich unbekannt, und ſo bemitleidete ſie ihn unverdient.

Mit den Lerchen wollte ſie zu ihrem Vater eilen, und ihn glücklich machen durch den Bericht des Guten, das ihr geworden. Da berichtete ihr der Arzt, daß Herr von Staël durch einen Anfall vom Schlagfluß getroffen, verlaſſen und ohne weibliche Pflege in ſeinem Hotel ſich befinde.

„Oh mein Gott! mein Gott!“ rief ſie mitleidsvoll und eilte zu ihm.

Er litt; das war ihr genug, um zu verzeihen, was ſie trennte. — Er war krank und bedurfte der Hülfe; wie konnte ſie da noch irgend einer Unbill gedenken!

Sie fand ihn in bedauernswerthem Zuſtande. Eine theilweiſe Lähmung machte ihn hülflos, und von ſeiner Umgebung gänzlich abhängig; während eine Wiederholung des Schlaganfalls ihn mit einem ſchnellen Ende bedrohte.

Sie berieth mit dem Arzte, was für ihn zu thun ſei, kein Opfer war ihr zu groß, keine Mühe zu ſchwer, wenn ſie ihm nur Linderung gewährte.

Die Bäder von Aix in Savoyen ſollten verſucht werden; vielleicht, daß dieſe warmen Quellen ſeiner Lähmung abhalfen.

Sogleich ließ ſie einen bequemen Reiſewagen für den Kranken einrichten, verſah ihn mit allen möglichen Bedürfniſſen, ſo daß er liegend darin fortgebracht werden konnte, und ſagte ihrem lieben Paris Lebewohl, um an der Seite des kranken Mannes, in langſamen Tagereiſen, dem traurigen Ziele zuzueilen.

Herr von Staël erkannte lebhaft dieſe Güte, und drückte ihr ſeine Dankbarkeit durch Blick und Wort aus, ſo weit ſein Zuſtand es geſtattete. — Er fühlte in ſeinem Herzen mit Beſchämung, wie wenig er dieſe Güte verdiente; denn er hatte ſich nie bemüht, ihre Zuneigung zu gewinnen und ihr ein Freund zu ſein, dem ihr Glück theuer ſei. Die feurigen Kohlen brannten ihn daher, ohne daß ihre Güte im mindeſten es wollte.

Nur langſam rückten ſie auf ihrem Wege vor; denn das längere Fahren ermüdete den Kranken. Als ſie das kleine Städtchen Poligni erreichten, das an der Grenze lag, ſtellte ſich ein zweiter Schlaganfall ein und mit dieſem erloſch der ſchwache Lebensfunke auf immer. Herr von Staël hatte aufgehört zu ſein.

Tief erſchüttert ſtand Frau von Staël am Sarge des unglücklichen Mannes, den ſie ihren Gatten genannt.

Sie hatte ihn nicht retten, ſein Leben nicht erhalten können.

Sie nahm ihren Weg nun nach Coppet und überraſchte Necker mit der Leiche ſeines Schwiegerſohns, welche dort beigeſetzt wurde. Frau von Staël konnte den Verluſt ihres Gatten nicht betrauern; dennoch ſtimmte ſie ſein Tod auf einige Zeit ſehr ernſt. Das Abbrechen von beſtimmten Verhältniſſen läßt immer eine gewiſſe Lücke zurück, welche wir erſt innerlich durch ein richtiges in das Auge faſſen deſſen, was war und was iſt, ausfüllen müſſen. Indem ſie noch damit beſchäftigt war, das Bewußtſein ihrer jetzigen Freiheit in ſich zu erwecken, trat Benjamin Conſtant plötzlich bei ihr ein. Ueberraſcht blieb er vor ihr ſtehen, als er ſie in der ſchwarzen Trauerkleidung erblickte.

„Ich bin Wittwe!“ entgegnete ſie ihm auf ſeinen fragenden Blick und erſtaunte ſelbſt vor dem Klange dieſes Wortes, das ſie in Bezug auf ſich überraſchte. Ihre Ehe war ſo wenig eine Ehe zu nennen geweſen, daß ſie ſich kaum noch in ein Verhältniß zu Herrn von Staël zurückdenken konnte, welches den Namen ſeiner Wittwe rechtfertigte.

Benjamin Conſtant ſah ſie mit verlegener Miene an und ward roth. Es war jetzt die letzte Scheidewand zwiſchen ihnen gefallen. Er ſchlug das Auge zu Boden, beſorgt

daß ſie in ſeiner Seele leſen möchte, was er ihr ſo ſorgfältig zu verheimlichen ſuchte. Sie ſah ſeine Verwirrung. Traurig ruhte ihr Auge einen Augenblick auf ihm; dann fing ſie von gleichgültigen Dingen zu reden an. — Die politiſchen Ereigniſſe intereſſirten ſie noch immer gleich lebhaft. Sie ſchrieb an Joſeph Bonaparte in Bezug darauf:

Coppet, den 9. October 1802.

„Der Friede mit England iſt die Freude der Welt; die meinige iſt, daß Sie ihn geſchloſſen haben, und daß Sie in jedem Jahre eine neue Gelegenheit finden, um von der ganzen Nation geſchätzt und geliebt zu werden. Sie haben die wichtigſte Unterhandlung in den Annalen Frankreichs geleitet. Dieſer Ruhm iſt ohne Beimiſchung. Ein allgemeiner Beifall erwartet Sie; die Bedingungen werden vortrefflich ſein; wären ſie es weniger, ſo würde dieſer Friede ſo viel Einfluß auf das innere Wohl Frankreichs haben, daß es Ihnen tauſend Gelegenheiten böte, um Ihren Geiſt und Ihre Klugheit zu zeigen, weil, auf dieſem Grunde, ſo viele Handelsintereſſen zu bevorworten ſind, daß Sie noch weit mehr Aufſehen durch dieſen Frieden, als durch den von Lüneville erregen werden.

„Verzeihen Sie es mir, wenn ich mich bei einer ſo wichtigen Begebenheit mit Ihrem perſönlichen Wohl beſchäftige; ich gewöhne mich nach und nach daran, die

größten Ereigniſſe nur in Bezug auf Sie zu meſſen, und es befriedigt mich, meinen Geiſt in meiner Liebe zu Ihnen zu concentriren. Ich denke ſchon mit Vergnügen an Alles, was wir dieſen Winter von Ihnen ſprechen werden.

„Der erſte Conſul muß ſehr glücklich ſein; Sie dienen ihm auf Ihrem Wege, und Ihre außerordentliche Güte gewinnt alle Herzen für Ihre Erfolge.

„Adieu: Reiſen Sie der größten, der glänzendſten Begebenheit Ihres Lebens entgegen; ſeien Sie geſegnet durch die Freundſchaft, deren Wünſche wohl diejenigen aufwiegen, welche ..... (unleſerlich) ..... Ich wünſche Ihnen den Ruhm und mir Ihre Freundſchaft; bei dieſer Theilung wird der Vortheil noch auf meiner Seite ſein.

Staël.

„Ich bitte Sie, mich Madame Julie zu empfehlen; ich wünſche ihr Glück und freue mich, daß ſie den Namen des Friedensſtifters trägt, welchen man Ihnen ſo allgemein beilegt.“

Sie nahm jetzt wieder ihre literariſchen Arbeiten vor, und beſchäftigte ſich namentlich mit einer letzten Durchſicht ihrer Delphine, welche im Laufe des Winters erſcheinen ſollte. Sie wagte nicht, mit dem kommenden Herbſte nach Paris zurück zu kehren und den Druck zu überwachen; denn man hatte ihr geſchrieben, der erſte

Conſul habe geäußert, es würde gut für ſie ſein, nicht dahin zu kommen, und ein ſolches Wort von ihm deutete hinreichend an, was er im Sinne trug. Traurig ſtand ſie auf dem Balcon des Schloſſes und ſchaute nach Frankreich hinüber, wo jetzt ein ſo reges, bewegtes Leben herrſchte, das ſie ſo gern getheilt hätte. Sollte ſie es wagen, ſollte ſie dennoch nach Paris gehen, und ſich einer möglichen Ausweiſung ausſetzen? — Sollte ſie den Winter einſam in Coppet verleben, wo ſie ſo wenig Befriedigung fand?

Der Präfect von Genf hatte bis jetzt noch keinen Befehl erhalten, ihr einen Paß zu verweigern, der Weg nach der Hauptſtadt ſtand ihr demnach offen; nur fehlte ihr der Muth ihn zu betreten. Sie beſchloß endlich das Erſcheinen ihrer Delphine abzuwarten. Die Aufnahme dieſes Buches ſollte ihr erſt die in Paris für ſie herrſchende Stimmung kund thun, ehe ſie wagte, dort zu erſcheinen.

In banger Erwartung verſtrichen ihr langſam die Tage. Necker ſelbſt litt nicht wenig davon mit. Er liebte ſeine Tochter ſo ſehr, daß es ihn tief ſchmerzte, ihr etwas entzogen zu ſehen, an dem ſie Freude fand, und er trug ſich ſelbſt mit allerlei Plänen, um Napoleon zu bewegen, von ſeinen ſtrengen Maßregeln gegen ſein Kind abzuſtehen. So bejahrt er auch war, und ſo beſchwerlich ihm eine Reiſe geweſen ſein würde; ſo war er doch bereit, nach Paris

aufzubrechen und perſönlich mit dem erſten Conſul für ſie zu ſprechen.

Indeſſen rückte der Herbſt vor, und der Tag erſchien, an welchem Delphine dem Publikum übergeben wurde. Sowie das Buch bekannt wurde, war ganz Paris erfüllt davon, man ſprach in allen Salons nur darüber, wurde in jedem Café nur deſſen erwähnt, brachten alle Zeitungen in ihren Spalten nur Berichte darüber. Mit zitternder Haſt griff Frau von Staël nach dem erſten ihr zukommenden Blatte. Es war der Mercure de France, von Laharpe redigirt, der ihr in die Hände fiel. Aber ach! ſtatt über das Buch zu ſchreiben, ſchrieb er über die Verfaſſerin. Entſetzt lief ihr Auge über die Zeilen. Er ſprach ihr zuerſt alle Leidenſchaft ab, und ſchloß: „Regardez-la! elle est grosse, grasse et forte; sa figure est enluminée de trop de santé.“ — Was hatte ihre Geſtalt mit ihrem Buche zu thun? Wie konnte ſich die Kritik mit ihrer Perſon beſchäftigen.

„Welche Gemeinheit!“ rief Frau von Staël außer ſich und zog durch ihre lauten Schmerzenstöne das ganze Haus herbei. Vergeblich ſprach Necker ihr Troſt zu, vergeblich verſicherte ihr Benjamin Conſtant, daß ſolche böswillige Beſprechung eines Buches auf Niemand Eindruck mache und den Werth des Werkes in keines Vernünftigen Auge herabſetze. Keine Troſtgründe beſchwichtigten die

Arme. Grade was über ihre Perſönlichkeit, über ihren Charakter, ja über ihre Lebensverhältniſſe geſagt ward, kränkte ſie am tiefſten, tiefer vielleicht, als wenn man einfach über ihr Buch ein Verdammungsurtheil geſprochen hätte. Sie fühlte ſich in tiefſter Seele dadurch verletzt, ihr war zu Muthe, als müßten die Steine ſie anſehen, ſie bemitleiden und ſich für ſie erheben.

Indeſſen fehlte es auch an Tadel nicht. Man klagte ſie an, die Religion in ihrem Buche verleumdet, den Zweikampf empfohlen und der Eheſcheidung das Wort geredet zu haben, und verdammte das Buch als unmoraliſch.* Nur wenige Stimmen erhoben ſich zu ihrer Vertheidigung und dieſe wenigen wurden von der Maſſe überſtimmt. Lalande ſcheute ſich nicht, von dem Beau roman der Madame de Staël zu reden, und Sueur widmete ihr einen langen Artikel voll des wärmſten Lobes. Doch dieſe einzelnen Stimmen verhallten. Das Buch wurde verboten, wurde ſogar in Leipzig verboten, und von dem Kurfürſten von Sachſen jedes Exemplar mit einer Strafe von hundert Thalern belegt. — Das war zu viel! Das hatte ſie nicht erwartet!

Necker hatte das Buch ſeiner Tochter, bevor ſie es dem Drucke übergab, geleſen, und es gebilligt. Um ſo

* Journal de Paris.

ſchmerzlicher empfand er jetzt dieſe Angriffe. — Er war daher geneigt, die Schuld dieſer erneuerten Feindſeligkeit des erſten Conſuls ſich ſelbſt, und nicht dem Roman ſeiner Tochter zuzuſchreiben. Er hatte ſein Schwanenlied geſungen, wie Frau von Staël es nannte, und dieſes war betitelt: Dernières vues de politique et de finances. — Napoleon war mit dem Sinne dieſes Buches unzufrieden und äußerte, daß Frau von Staël ihren Vater über den jetzigen Zuſtand Frankreichs falſch berichte. In höchſtem Zorne dictirte er dem Conſul Lebrun einen Brief an Necker, welcher ſeinen Unwillen auf das unumwundenſte ausſprach, und damit ſchloß: daß Frau von Staël nun nicht ferner würde in Paris verweilen dürfen. — Sie war daher auf ihr Exil noch vor dem Erſcheinen ihrer Delphine vorbereitet geweſen. — Dennoch traf ſie die Gewißheit deſſen, was ſie gefürchtet, jetzt auf das ſchmerzlichſte. Nicht in Paris zu leben, hieß für ſie auf alle Freuden des Daſeins verzichten; dort lebte man, während man ſonſt exiſtirte.

Sie entſchloß ſich nun, den Winter in Genf zuzubringen. Doch, was konnte ihr Genf bieten? — Sie ließ ihre Gäſte Comödie ſpielen, Charaden aufführen, ſie verſammelte die dort verweilenden Fremden und eine große Zahl von Engländern um ſich; ſie declamirte, ſie las ihnen vor, und erregte das lebhafteſte Erſtaunen, doch ſie ſelbſt

hatte keinen Genuß von dieſer Geſelligkeit, als den der befriedigten Eitelkeit. — Eine Unterhaltung, wie ſie ſie liebte, konnte man nur in der Hauptſtadt Frankreichs führen, und dieſe Unterhaltung war für ſie der höchſte, einzige Lebensgenuß.

Als der nächſte Herbſt kam, glaubte ſie ſich von Napoleon vergeſſen. Man ſchrieb ihr von Paris, daß er mit ſeiner Expedition nach England ganz beſchäftigt ſei und ihrer kaum mehr gedächte. Dieſen Moment wollte ſie daher benutzen, ſich der Hauptſtadt zu nähern.

In Maffliers, einem kleinen Landhauſe, zehn Meilen von Paris, nahm ſie ihren Aufenthalt. Hier gedachte ſie den Winter zuzubringen, ihre Freunde bei ſich zu ſehen und dann und wann ein Theater oder eine Kunſtſammlung von hier aus zu beſuchen.

Zwei Monate hatte ſie ſchon ungeſtört in dieſem Landhauſe verlebt und begann nun mit größerer Zuverſicht um ſich zu ſchauen und ſich des Gelingens ihres Planes zu freuen; als dem erſten Conſul hinterbracht wurde, der Weg nach Maffliers ſei mit Wagen und Menſchen bedeckt, welche zu Frau von Staël eilten. Ohne Zweifel rührte dieſe Mittheilung von Frau von Genlis her, welche ihre Rückkehr nach Paris und einen Jahrgehalt einer Correſpondenz mit Napoleon verdankte, welche ihn von Vielem in Kenntniß ſetzte, was er ſonſt nicht erfahren hätte. Eine

Nebenbuhlerin zu dulden, deren literariſcher Ruhm den ihrigen weit überſtrahlte, konnte einer eitlen Frau nicht zugemuthet werden, und ſo ergriff ſie denn die Gelegenheit die Vielbeneidete zu entfernen.

Frau von Staël erhielt nun durch einen ihrer Freunde die Nachricht, daß ein Gensd'armes ihr den Befehl überbringen würde, Frankreich zu verlaſſen. — Anfangs konnte ſie die Wahrheit dieſer Mittheilung kaum glauben, ſo befremdend ſchien es ihr, daß eine Dame ſolcher Willkür Preis gegeben ſein ſolle. — Sie glaubte, daß Napoleon vor den Augen der Welt kaum den Muth haben könne, eine Frau von ihrem Range ſo zu behandeln; ja, daß er es nicht würde eingeſtehen wollen, wie ſehr er ſie fürchte.

Doch vermochte ſie ſich nicht lange über ſeine wirkliche Abſicht zu täuſchen.

Sie ließ ihren Wagen vorfahren und entfloh zu Madame de la Tour, welcher ſie durch Regnault de Saint Jean d'Angely empfohlen war. Sie kannte dieſe Dame kaum. Sie fand ſie in ihrem Landhauſe, umgeben von einer Geſellſchaft ihr faſt fremder Perſonen, denen ſie nicht verrathen wollte, welche Sorge an ihrem Herzen nagte. — Bei jedem ungewohnten Geräuſche fuhr ſie zitternd empor, die Farbe auf ihrem Geſichte wechſelte mit jeder Minute, ſie hörte kaum was man ſprach und ihre Antwort verrieth, daß ſie dem Gegenſtande des Geſpräches

nicht gefolgt war. — Wie, wenn der Gensd'armes, mit dem man ihr gedroht, ihr hierher nachfolgte? — Wie, wenn er sie vor Aller Augen abführte?

Froh, endlich dieses Zwanges los zu sein, erreichte sie ihr Zimmer. Aber Ruhe fand sie auch hier nicht. Sie öffnete das Fenster und horchte, ob nicht der Hufschlag eines Pferdes durch die stille Nacht vernehmbar sei; sie erwartete mit jeder Minute, den Boten des Tyrannen eintreffen zu sehen. Sie schrieb an Joseph Bonaparte und schilderte ihm den ganzen Umfang ihrer traurigen Lage. Sie sagte ihm, daß sie ja nur einen Zufluchtsort zehn Meilen von Paris für sich gesucht und daß sie weiter nichts begehrt. Sie bat ihn um seine Fürsprache, bat ihn, vor Allem zu verhindern, daß das fürchterliche Wort Verbannung über sie ausgesprochen werde; denn einmal verurtheilt, hielt die Zurücknahme schwer.

Ihre Tage vergingen in ängstlichem Harren. Madame Récamier, von einer Reise nach England zurückgekehrt, lud sie ein, zu ihr nach Saint Brice zu kommen. Sie nahm ihren Vorschlag dankbar an, ohne zu ahnen, wie sehr sie ihrer Freundin dadurch schade. Die angenehmste Gesellschaft war hier versammelt und noch einmal gab sie sich ganz dem Reize dieser bezaubernden Unterhaltung hin. Talma begegnete sie dort. Er las ihr eine Scene aus Othello vor. Frau von Staël sagte ihm, daß er nur mit

der Hand durch seine Haare fahren und die Augenbrauen zusammenziehen dürfe, um der Mohr von Venedig zu sein. Madame Récamier sang mit ihrer bezaubernden Stimme, und Frau von Staël spielte eine Scene aus Romeo und Julie, oder auch stellte Hagar in der Wüste vor, wobei Madame Récamier die Rolle des Engels übernahm. Die Wirkung, welche sie durch solche lebenden Bilder hervorbrachte, war unbeschreiblich. Den Ausdruck der Verzweiflung, des Schmerzes, gab sie mit einer so ergreifenden Wahrheit, daß Alle hingerissen wurden. Ihr langes, schwarzes Haar, seiner Bande entlassen, hing aufgelöst über Schulter und Nacken herab. Ihr dunkles Auge leuchtete mit überirdischem Glanze, während es den Ausdruck verzweifelnder Mutterliebe annahm. Jeder Blick hing gefesselt an ihrem Mienenspiele, jedes Auge folgte aufmerksam der geringsten ihrer Bewegungen. Ohne schön zu sein, war sie in solchen Augenblicken hinreißend schön, und man konnte es verstehen, wie sie, ohne alle körperlichen Reize, die größten Leidenschaften einzuflößen vermocht hatte.

Mehrere Tage verschwanden ihr auf diese Weise wie in angenehmem Rausche, so plötzlich und überraschend fühlte sie sich ihren alten Freuden hingegeben und dem Kreise ihrer Freunde einverleibt. Da Niemand von ihrem Exil sprach, so fing auch sie an, das Wort zu vergessen

und ſich einzureden, Napoleon habe darauf verzichtet ſie zu ſtrafen.

Man täuſcht ſich leicht über eine Gefahr, ſobald keine Symptome uns ihr Nahen verrathen.

Beruhigt kehrte ſie endlich nach ihrem Landhauſe zurück, in der Meinung, daß er ihr nur, um ihr Furcht einzuflößen, habe drohen wollen.

Heiter ſetzte ſie ſich mit mehreren Freunden zu Tiſche. Der Gartenſaal bot eine Ausſicht auf die Landſtraße und auf das Eingangsthor. Es war ein heller Septembertag; Himmel und Erde leuchteten unter dem Strahl einer hellen Sonne und das Geſicht der Wirthin glänzte nicht minder heiter, in dem Gefühle ihrer neuen Sicherheit. Vergnügt überblickte ſie den kleinen Kreis ihrer Freunde, und erfreute ſich ihres heiteren Geſpräches.

Eben ſchlug die vierte Stunde.

Da zeigte ſich ein Mann in grauem Kleide am Gitterthore und wünſchte Einlaß. Er war zu Pferde.

Kaum hatte Frau von Staël einen Blick auf ihn geworfen, ſo kannte ſie ihr Schickſal. Entſetzt fuhr ſie empor.

Er begehrte ſie zu ſehen. Sie verließ ihre Gäſte und begab ſich zu ihm in den Garten. Die Blumen dufteten ſo ſchön, die Sonne leuchtete ſo hell. Sie hielt ihre Schritte an und gab ſich einen Augenblick der Betrachtung

hin, wie verſchieden die Wirkung der Natur auf das Gemüth von der ſei, welche die Geſellſchaft auf uns hervorbringt.

Der Mann im grauen Kleide nahte ihr jetzt und ſtellte ſich als den Commandanten der Gensd'armerie von Verſailles vor; um ſie nicht zu erſchrecken, habe er ſeine Uniform nicht angelegt. Er zeigte ihr darauf einen Brief, Bonaparte unterzeichnet, welcher den Befehl enthielt, daß ſie ſich vierzig Meilen von Paris zu entfernen habe, und zwar binnen vierundzwanzig Stunden, jedoch mit aller Achtung zu behandeln ſei.

Frau von Staël zitterte und behielt mit Mühe ihre Faſſung.

„Ein ſolcher Befehl paßt für Verbrecher; aber nicht für eine Dame meines Standes, nicht für eine Frau, welche einen Haushalt aufzulöſen und ihre Kinder mit ſich zu führen hat. Begleiten Sie mich auf drei Tage nach Paris, mein Herr, damit ich meine Vorbereitungen treffe.“ Er verbeugte ſich einwilligend.

Sie kehrte nun zu ihren Gäſten zurück, entſchuldigte ihre Abreiſe, beſtellte ihren Wagen und ſtieg mit dem Offiziere und ihren Kindern ein. Bedauernd ſahen ihre Freunde ihr nach. — Wann würden ſie ſie wiederſehen?

Bei dem Landhauſe von Madame Récamier ließ ſie ihren Wagen halten und ſtieg aus, um ihre Freundin zu

ſehen. Sie traf hier den General Junot, welcher verſprach, ſeinen ganzen Einfluß bei Napoleon zu ihren Gunſten geltend zu machen. Eitles Verſprechen!

Frau von Staël hatte in Paris ein neues Haus gemiethet, in der Hoffnung, es den Winter bewohnen zu können, welches ſie jetzt, in Begleitung des Gensd'armen, zum erſten Mal betrat. Traurig durcheilte ſie die Gemächer, in welchen ſie frohe Tage mit ihren Freunden zu verleben gehofft. Jeden Morgen erſchien hier ihr Gensd'armes und erinnerte ſie an die Abreiſe und jeden Morgen begegnete ſie ihm mit der Bitte um einen Tag Aufſchub. — Sie wollte noch einmal alle ihre Freunde ſehen, noch einmal in dieſen Räumen mit ihnen froh ſein, bevor ſie von Paris und damit von allem Glücke ſchied.

Joſeph Bonaparte verſuchte am Tage vor ihrer Abreiſe abermals ſeinen Bruder zu bereden, eine Maßregel zurück zu nehmen, die, gegenüber einer Frau, ſeiner unwürdig ſchien; doch vergebliches Bemühen. Seine liebenswürdige junge Gattin eilte zu Frau von Staël und forderte ſie auf, einige Tage bei ihnen in Morefontaine zuzubringen, eine Einladung, welche ſie unter den obwaltenden Umſtänden mit wahrer Erkenntlichkeit annahm. Ihr älteſter Sohn Auguſt begleitete ſie dahin. — Indeſſen, wie dankbar ſie ſich ihren freundlichen Wirthen auch verpflichtet fühlte, ſo konnte ſie in einer Geſellſchaft nicht

mehr froh sein, welche ihr den Zwang auflegte, die bittern Gefühle, welche an ihrem Herzen nagten, verhehlen zu müssen, und so schied sie denn nach Verlauf von drei Tagen von diesem gastlichen Hause, wo sie früher so manche frohe Stunde verlebt hatte.

Aber, wohin jetzt ihre Schritte lenken? — Nach Genf zurück kehren, wo die Einförmigkeit der Gesellschaft sie erdrückte, und Jeder ihr auch schweigend zurief: Du bist zu uns zurückgeschickt! — Ihr Stolz wollte sich dieser Demüthigung nicht unterwerfen. — Sie hatte den Schweizern gegenüber stets geäußert, daß Frankreich ihr Vaterland sei, und daß sie ihnen um keinen Preis angehören möge; Frankreich hatte sie jetzt ausgestoßen, wie, wenn die Schweiz sie nun auch verleugnete?

Nach Deutschland wollte sie darum gehen. In Deutschland war ihr Name bekannt, in Deutschland ehrte man ihren Vater, die alten Fürstenhäuser würden sie dort mit Auszeichnung empfangen. Sie bat Joseph, anzufragen, ob sie Preußen besuchen dürfe, er eilte nach Saint Cloud, während sie in einem kleinen Gasthof, zwei Meilen von Paris, seine Antwort erwartete. Sie lautete bejahend. Joseph sandte ihr Empfehlungsbriefe nach Berlin und wünschte ihr auf die herzlichste Weise eine glückliche Reise.

Damit war das letzte Wort gesprochen. Sie mußte jetzt gehen.

Benjamin Conſtant begleitete ſie auf ihrer Reiſe. Traurig lehnte ſie ihr Haupt in die Ecke ihres Wagens zurück und bedauerte innerlich jeden Schritt der Pferde, welcher ſie von Paris entfernte. Nie wurde wohl eine Reiſe weniger freudig angetreten! — Erſt in Châlons gelang es Conſtant — par son étonnante conversation* ſie aus ihrer Apathie aufzurichten. In Metz erheiterte ſie die Gegenwart eines Herrn Villers ein wenig; — dennoch konnte ſie Paris nicht vergeſſen, ſich nicht an den Gedanken gewöhnen, fern von dort leben zu ſollen.

* Ihre eigenen Worte.

Neuntes Capitel.

Drei Monate in Weimar.

Frankfurt, den 3. Dec. 1803.

Frau von Staël an Herrn von Chateaubriand.

„Ah! mon Dieu, my dear Francis, von welchem Schmerze fühle ich mich beim Lesen Ihres Briefes verzehrt. Schon gestern war mir diese schreckliche Nachricht durch die Zeitungen zugekommen, und Ihr herzzerreißender Bericht sollte sie darauf mit blutigen Lettern meinem Gedächtnisse vermachen. Können Sie mir von verschiedenen Meinungen über die Religion, über die Priester reden? Giebt es zwei Meinungen, wenn es nur ein Gefühl giebt? Ich habe Ihren Brief mit heißen Thränen gelesen. My dear Francis, rufen Sie sich die Zeit zurück, wo Ihre Freundschaft für mich ihren Höhepunkt erreicht hatte;

vergeſſen Sie dabei nicht der Momente, wo Ihnen mein ganzes Herz gehörte, und ſagen Sie ſich dann, daß dieſe ſelben Gefühle, nur in höherem Grade, noch im Grunde meiner Seele für Sie herrſchen. Ich liebte, ich bewunderte den Charakter der Frau von Beaumont; ich kannte keinen großmüthigeren, dankbareren, liebevolleren. Seit ich in die Welt trat, war ich in ſteter Beziehung zu ihr geblieben, und ſelbſt inmitten mancher Widerwärtigkeiten hörte ich nie auf, mich im Grunde zu ihr hingezogen zu fühlen. Mon cher Francis, geben Sie mir einen Platz in Ihrem Leben. Ich bewundere Sie, ich liebe Sie, ich liebte diejenige, welche Sie betrauern. Ich bin eine treue Freundin, ich werde Ihnen eine Schweſter ſein. Mehr denn je werde ich Ihre Anſichten ehren: Mathieu, der ſie theilt, iſt gütig wie ein Engel gegen mich, bei allem was mich Uebles trifft. Geben Sie mir neue Veranlaſſung Sie zu ſchonen, laſſen Sie mich Ihnen nützlich ſein, oder Ihnen Angenehmes erweiſen. Hat man Ihnen geſchrieben, daß ich vierzig Meilen von Paris verbannt bin. Ich will dieſe Zeit zu einem Ausflug nach Deutſchland benutzen; aber im Frühling kehre ich nach Paris zurück, wenn ich darf, oder weile wenigſtens in ſeiner Nähe, oder auch in Genf. Laſſen Sie uns dann irgend wo zuſammentreffen. Fühlen Sie nicht, daß mein Geiſt und meine Seele die Ihrige erfaſſen, fühlen Sie nicht, daß wir uns ähnlich ſind, trotz der Verſchiedenheit?

„Herr von Humboldt hat mir vor einigen Tagen geſchrieben und Ihres Werkes mit einer Bewunderung gedacht, welche Ihnen von einem Manne ſeines Verdienſtes und ſeiner Anſichten ſchmeicheln muß. Doch, darf ich Ihnen in dieſem Augenblicke von Ihren Erfolgen reden? Sie liebte jedoch dieſe Erfolge, ſie legte Werth darauf. Fahren Sie fort, den Ruhm desjenigen zu vergrößern, der ihr ſo theuer war. Adieu, mein lieber François. Ich werde Ihnen von Weimar, in Sachſen, ſchreiben. Antworten Sie mir dahin, adreſſirt an M. M. Desport, Banquier. — Welche herzzerreißende Worte finde ich in Ihrem Briefe? Und dieſer Entſchluß, den armen Saint Germain zu behalten! Sie werden ihn einmal in mein Haus führen.

„Noch einmal ein zärtliches, ein ſchmerzliches Lebewohl.“

N. de Staël.

Frau von Staël fand ſich wieder Erwarten längere Zeit in Frankfurt durch die Krankheit ihres jüngſten Kindes, eines kleinen Mädchens von fünf Jahren, feſtgehalten.

Das Journal de Paris enthielt die Nachricht, daß ſie Paris verlaſſen habe, mit der Bemerkung, der Zweck ihrer Reiſe ſei, in Berlin eine neue Auflage ihrer Delphine zu veranſtalten, mit einer Vorrede, welche Abſicht und

Inhalt des Buches rechtfertigten. Benjamin Conſtant wurde als ihr Begleiter genannt, und als Verfaſſer einiger Broſchüren und einer Ueberſetzung Kant's aufgeführt, dont la doctrine est au-dessus de la portée de l'esprit humain, hieß es.

In demſelben Momente hielt Friedrich Schlegel jeden Sonntag-Morgen Vorleſungen in Paris, und ſuchte das Publikum mit dem Geiſt der deutſchen Wiſſenſchaften bekannt zu machen; es blieb ihm, nach dieſer Ankündigung zu urtheilen, ein noch weites Feld für ſeine Mittheilungen über deutſche Literatur und Philoſophie übrig.

Frau von Staël erhielt aber auch andere Zeitungsblätter nachgeſandt, welche ihrer Reiſe in weniger anſtändigen Ausdrücken erwähnten und mit Verleumdungen ſchloſſen, bei denen ihr das Herz ſtill ſtand. Sie mußte aus dem Becher des Lebens den Honig und den Wermuth trinken; von beiden war ihr ein übervolles Maß beſchieden. Wer die goldene Mittelſtraße verſchmäht, darf ſich nicht wundern, wenn er auf Pfade geräth, wo ſein Fuß ſich wund ritzt.

In Deutſchland war der Name der Frau von Staël ſchon lange mit Auszeichnung genannt und ihre Schriften mit Bewunderung geleſen worden. Schon im Jahre 1795 ſchrieb Sophie la Roche an Wieland:

„Sagen Sie mir, würde es Sie freuen, der Madame de Staël, Tochter von Necker, reflexions sur la paix zu leſen, welche ſie neben dem Stricken ſchrieb und Pitt und der franzöſiſchen Nation dedicirte? — Und ſoll ich Ihnen Zulma mittheilen, Fragment eines ſehr intereſſanten Werkes, von eben dieſer außerordentlichen Frau? Da ſie über den Einfluß der Leidenſchaften auf unſer Glück ſchreiben wollte, machte ſie natürlich den Verſuch zuerſt mit dem Artikel Liebe und Zulma erſchien. Ich bekenne, mich freut es, die Werke von Vater, Mutter und Tochter zu beſitzen, und alle drei perſönlich zu kennen.“

Man war in Weimar bereits auf ihre Ankunft vorbereitet und erwartete ſie mit Ungeduld, während eine ſo traurige Veranlaſſung ſie in Frankfurt feſthielt. Es war die erſte deutſche Stadt, in welcher ſie ſich aufhielt und die Sorge um das Leben ihrer kleinen Tochter Albertine trug nicht bei, ihr den Eindruck angenehmer zu machen, den die Stille des Ortes, der Klang der fremden Sprache, die Sehnſucht nach Paris und ihren Freunden in ihr hervorrief. Die Aerzte ſprachen in jener Zeit ſelten nur franzöſiſch und dadurch entſtand eine Schwierigkeit ſich mitzutheilen, welche eine ſorgende Mutter lebhaft fühlte.

Täglich kamen Briefe von Coppet, mit Rath und Troſt, und ärztlichen Vorſchriften von ihrem Doctor in Genf. Necker begleitete mit ſeinen Gedanken ſeine Tochter,

wo sie auch weilte, und theilte mit ihr jede Sorge, wie jede Freude.

Sie schrieb von hier an ihn:

„Was würde eine Mutter werden, welche für das Leben ihres Kindes besorgt ist, ohne das Gebet? Diese Lage würde zur Entdeckung der Religion führen, wenn man sie bis dahin auch noch nicht gekannt hätte.“ — Sie athmete erst wieder auf, als der Arzt jede Gefahr überstanden erklärte.

Die Tage hatten sich indessen verkürzt, der Schnee deckte mit kaltem Tuche die Erde, und alle Schrecken des Winters stellten sich ein. Mühsam setzte sie endlich ihre Reise fort, froh, wenn jeder Tag sie um wenige Meilen auf ihrem Wege förderte und sie ihrem Ziele um etwas näher brachte.

Benjamin Constant war kein Fremder auf diesem Boden. Er hatte diese Gegenden früher schon durchreist, mit leichterem Herzen freilich, und einem Ziele, das ihn mit glänzenden Hoffnungen winkte. Jetzt blickte er mit umdüsterten Auge auf diesen öden Fluren, und schien der Gegenwart nicht froh zu werden. Es lag etwas Unstätes in seinem Blicke, eine gewisse Aengstlichkeit hatte sich seiner bemächtigt, seit sie diesen Boden betraten, die Frau von Staël auffiel.

Ihr leuchtendes Auge ruhte forschend auf ihm. — Er

bemerkte es, und ſuchte durch eine angefangene Unterhaltung ihre Gedanken von ihm abzulenken. Da er wußte, was ſie vorzugsweiſe intereſſirte, ſo gelang es ihm meiſtens immer, ſie in eine Unterhaltung zu ziehen, ſo oft es ihm daran gelegen war, und dann ſprach ſie wiederum ſo ſchön, ſo hinreißend, daß auch er ſeinen eigenen Gedanken entſagen mußte, um an ihren Lippen zu hängen.

Frau von Staël wünſchte Deutſchlands Dichter kennen zu lernen und nahm darum ihren Weg nach Weimar. An die Ufer der Ilm hatten ſich damals die Muſen geflüchtet, um dem kleinen Lande einen Glanz zu verleihen, mit dem es über die Welt leuchten ſollte. Aus allen Theilen der Erde pilgerte man bereits hierher, um an dieſem Schreine zu opfern.

An einem düſtern Abend erreichte ſie das Städtchen, das keine Laterne erleuchtete, außer der an ihrem Reiſewagen befindlichen, und richtete ſich in dem nicht allzubequemen Gaſthof ein. Schon in der Stunde ihrer Ankunft lief das Gerücht von Haus zu Haus, die berühmte Frau ſei endlich da, und beim Erwachen des nächſten Morgens war es der erſte Gedanke eines Jeden, wie und wo man ihr begegnen würde. So begierig man war, ſie zu ſehen, ſo wenig begehrte man gleichwohl ihr entgegen zu kommen, aus Furcht, in der fremden Sprache nicht zu beſtehen.

Frau von Staël war dem Hofe zu Weimar dringend empfohlen und gleich nach ihrer Ankunft wurde sie zur Tafel geladen und mit allen Ehren eines ausgezeichneten Gastes überhäuft. Nach dem Mahle stellte ihr der Herzog persönlich seinen Schiller vor. — Forschend ruhte das Auge der berühmten Frau auf dem Gesichte des deutschen Gelehrten, während sie ihm mit stolzem Selbstbewußtsein entgegen trat. Seltsam stach ihre starke Gestalt, allerwegens rund von Fleisch,* gegen den hagern, bleichen Dichter, mit den markirten Zügen ab, welche seinen, dem Höchsten zugewandten Sinn aussprachen, während die befremdende Erscheinung vor ihm sichtlich der Erde angehörte.

Als sein helles, blaues Auge ihrem glühenden Blicke begegnete, schlug er es fast erschreckt vor diesem blendenden Strahle zu Boden.

Mit ihrer schönen, tiefen Stimme redete sie ihn jetzt in einer Sprache an, die ihm nicht geläufig war, und nur durch ihre klare Betonung der Worte und ihr Mienenspiel ihm verständlich ward. Aufmerksam lieh er ihr sein Ohr, während seine hohe gedankenvolle Stirne noch gedankenvoller aussah.

„Setzen Sie sich zu mir," sagte sie, und winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen, „ich kenne Sie schon lange,

---

* Frau von Stein.

wir ſind alte Bekannte und c'est ma nature ainsi alle begabten Männer als meine Freunde zu behandeln. Ich bin nach Deutſchland gekommen, um mich mit Ihrer Philoſophie bekannt zu machen. Ich möchte Ihren Kant, Ihren Fichte kennen lernen. Erzählen Sie mir von ihnen! Wem geben Sie den Vorzug? Wen ſtellen Sie höher?"

Schiller fand es ſchwierig, auf dieſe ſich häufenden Fragen zu antworten. Dennoch ſah er ſich ſehr bald in ein lebhaftes Geſpräch gezogen, und in philoſophiſche Discuſſionen vertieft, welche in dieſen Räumen vielleicht nie zuvor gehört waren. Erſtaunt horchte der Hof von ferne auf den Gang einer ſo ſeltſamen Unterhaltung! — Immer lebhafter wurden beide Theile, immer lauter erhob Frau von Staël ihre ſchöne Stimme, und ließ deren metallreichen Klang auf das Ohr der Hörer wirken. Plötzlich aber ſprang ſie, wie von einem raſchen Impuls geleitet, von ihrem Sitze auf, und ſchritt mit ihrem kühnen, feſten Gange auf den Herzog zu, wobei ihr weißes Atlasgewand mit ſeiner langen Schleppe hinter ihr herrauſchte. Verwundert ruhten aller Blicke auf ihr und warteten der zu kommenden Dinge.

„Ich höre ſo eben, daß Monſieur Göthe in Jena iſt," ſagte ſie lebhaft, „und nachdem ich Monſieur Schiller gebeten mir ihn vorzuſtellen, erwiedert er, dies ſei unmöglich, weil er nicht nach Weimar zurückkehren würde,

und meinen Beſuch dort erwarte. Iſt dies in allem Ernſte deutſche Etikette, Sire? — Iſt es an Ihrem Hofe Sitte, daß die Damen den Herrn auf ſolche Weiſe huldigen? — Wenn ſo, dann freilich muß ich mich dieſer befremdenden Convention fügen."

Der Herzog blickte verlegen auf Schiller, um in deſſen Mienen die Beſtätigung dieſer Anklage zu leſen und erwiederte nach augenblicklicher Ueberlegung: — „Ihre Wünſche, Madame, werden von allen Perſonen, die mir nahe ſtehen, geehrt werden; es wird Göthe ſchmeichelhaft ſein, daß Sie ihn kennen lernen wollen, und ich ſelbſt werde ihn morgen von ſeinem Glücke in Kenntniß ſetzen!"

Durch dieſe Antwort beruhigt, ließ Frau von Staël es ſich gefallen, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet gelenkt zu ſehen, und damit endigte dieſer für Weimar merkwürdige Tag.

Am folgenden Morgen ließ Schiller ſich bei ihr melden, um ihr Wieland vorzuſtellen, deſſen Perſönlichkeit ihr einen ſehr angenehmen Eindruck verurſachte. Indeſſen ſchickte der Herzog einen Expreſſen an Göthe ab, um ihn zur Rückkehr nach Weimar zu bewegen; doch, was dieſer früher ſchon gegen Schiller geäußert, wiederholte er auch jetzt in ſeiner Antwort an den Fürſten, nur in ehrerbietigeren Ausdrücken: „um die berühmte Frau zu genießen, müſſe er tête-à-tête mit ihr ſein, und werde darum

eine Privatwohnung im Loderiſchen Hauſe für ſie einrichten.*

Dieſe Antwort wagte der Herzog ihr nicht mitzutheilen und meldete Göthe lieber als krank, worauf Frau von Staël ihren Aufenthalt zu verlängern beſchloß.

War Weimar auch nicht Paris, ſo bot ſich hier doch ihrem Geiſte mancherlei Anſprache und es blieb ihr ſo vieles zu erfragen, daß ſie immer noch Stoff zu den lebhafteſten Debatten fand.

Schiller ſchrieb an Körner: „Sie iſt das gebildetſte und geiſtreichſte weibliche Weſen, und wenn ſie nicht wirklich ſo intereſſant wäre, ſo ſollte ſie mir auch ganz ruhig hier ſitzen. Du kannſt aber denken, wie eine ſolche ganz entgegengeſetzte, auf dem Gipfel franzöſiſcher Cultur ſtehende, aus einer ganz andern Welt zu uns herübergeſchleuderte Erſcheinung, mit unſerem deutſchen und vollends mit meinem Weſen contraſtiren muß. Die Poeſie leitet ſie mir beinahe ganz ab; und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich ſehe ſie oft und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Franzöſiſchen ausdrücke, ſo habe ich wirklich harte Stunden. Man muß ſie aber ihres ſchönen Verſtandes, ihrer Liberalität und

---

* Schiller an Körner.

ihrer vielſeitigen Empfänglichkeit wegen hochſchätzen und verehren.“*

Indeſſen Frau von Staël dieſe Triumphe feierte, empfing Benjamin Conſtant einen Brief, der ihn ſehr in Verlegenheit ſetzte. Fräulein von Hardenberg ſchlug ihm darin vor, ihn in Weimar zu beſuchen, um ſeine großmüthige Beſchützerin kennen zu lernen. Daß dieſer Beſchützerin ihre Exiſtenz unbekannt war, unbekannt bleiben mußte, hatte er ihr nicht mitgetheilt und befand ſich jetzt in der äußerſten Verlegenheit, wie er dieſer Anmeldung ausweichen ſollte. Einmal in Deutſchland, ſchien es ſo natürlich, daß er die Dame ſeines Herzens aufſuchte, von der andern Seite aber konnte er keinen Vorwand finden, um Frau von Staël jetzt zu verlaſſen, wo ſie ſeiner, ihrer Unkenntniß der deutſchen Sprache halber, ſo nothwendig bedurfte. Er ſeufzte ſchwer. Es war eine peinliche Lage, in der er ſich befand.

Tauſend Banden ketteten ihn an die geiſtreiche Frau, ſie war von ſo großer Güte für ihn, ihre Stellung in der Geſellſchaft, die ihr erwieſene Ehre, alles ließ ſie ihn theilen und zum Danke ſollte er ſie immer nur täuſchen und hintergehen! — In dieſer Rolle wollte ſeine Eigenliebe ſich ſelbſt oft nicht gefallen.

---

* Schiller an Göthe.

Nach mehreren unruhig verlebten Tagen ſchrieb er an Fräulein von Hardenberg, daß ſeine Ungeduld, ſie wieder zu ſehen, ſich nicht beſchwichtigen laſſe und er auf dem Punkte ſtehe zu ihr zu eilen. Damit war ihrem Beſuche zuvorgekommen, doch nun ſollte er ſeine Worte auch zur Wahrheit machen und das war freilich minder leicht. Unter welchem Vorwande konnte er dieſe Reiſe antreten? Er ſann und ſann.

Da er jetzt, wo die Politik ſchwieg, wieder ernſthaft mit ſeinem Werke über die Religionen beſchäftigt war, ſo glaubte er, dies zum Vorwande nehmen zu können. — „Ich muß auf einige Tage nach Göttingen gehen," ſagte er zu Frau von Staël, „um dort einige Werke durchzugehen."

Sie ſah ihn mit ihren klugen Augen groß an.

„Wäre es dazu nicht noch Zeit, während wir in Berlin ſind?" fragte ſie mit forſchendem Blicke.

„Würde ich mich dann jetzt von Ihnen entfernen wollen?" erwiederte er empfindlich. „Verdiene ich dies Mißtrauen, mit welchem Sie alle meine Schritte bewachen? — Verdiene ich es, daß Sie überall einen Grund ſehen, an meiner Zuneigung für Sie zweifeln zu wollen? — Haben ſo viele Jahre unſerer Bekanntſchaft noch nicht hingereicht, Sie von meiner dauernden Anhänglichkeit zu überzeugen, welche mich, was auch vorgefallen ſei, ſtets

mächtig zu Ihnen zurück führt, und mich alle Unbill verzeihen läßt, sobald ich Sie nur wieder sehe."

„Ich finde, daß Sie ohne jegliche Veranlassung diese Scene herbeiführen," versetzte Frau von Staël groß und ernst. „Vertrauen verdient Vertrauen. Ich gestatte Ihnen den vollen Einblick in mein Herz, Sie kennen die Motive aller meiner Handlungen. Kann es Sie Wunder nehmen, Benjamin, wenn meine Freundschaft für Sie mir das Recht geben will, gleich tief in Ihre Seele zu blicken?"

„Gewiß nicht," versetzte er, von dem sanften Tone ihrer Stimme gerührt, „gewiß nicht, Germaine. Doch Vertrauen wünschen und Mißtrauen hegen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Einem Manne geziemt es nicht wohl, von jedem seiner Schritte Rechnung ablegen zu müssen, selbst nicht an die Frau, welche er am höchsten schätzt. Es kränkt ihn, beleidigt ihn, wenn sie es fordert."

„Gut denn! So gehen Sie, Constant, und ich frage nicht weiter nach dem Warum Ihrer Reise."

Dankbar küßte er ihre Hand und verließ sie mit erleichtertem Herzen, um seinen Platz auf der Post zu sichern.

Er fühlte sein Unrecht. Traurig und wehmuthsvoll ruhte sein Auge während des ganzen Abends auf ihr. — Sie war kaum vierzehn Tage in Weimar, war noch ganz fremd in diesem Orte und er konnte sie verlassen, der er so tief verschuldet war. Es schien ihm, als sei es unmöglich,

ſich von ihr zu trennen. Schiller und Wieland waren gekommen, ein lebhaftes Geſpräch wurde geführt, die glänzende Beredtſamkeit ſeiner Freundin bezauberte ſein Ohr. Wie, wenn er dieſe Stimme nie mehr hören ſollte!

Die Arme gekreuzt, lehnte er an der Thüre, und ſchaute traurig auf die Gruppe vor ihm. Der Diener meldete ihm jetzt, daß es Zeit ſei, ſich auf die Poſt zu begeben. Er zog ſeine Uhr aus der Taſche und fand, daß ſie die ihm beſtimmte Stunde erreicht hatte. — Empört warf er ſie auf die Erde und trat ſie mit Füßen.*

„Warum das?“ fragte ihn Wieland verwundert.

„Sie iſt meine Feindin, denn ſonſt hätte ſie mir die Minute nicht gezeigt, welche mich von hier abruft.“ Wie in Verzweiflung umarmte er Frau von Staël und ſtürzte aus dem Zimmer.

„Die Luft in Deutſchland bekommt ihm nicht,“ ſagte dieſe ſcherzend, während ihr Auge ihm befremdet folgte. „Er iſt zu alt für eine Sturm- und Drangperiode und ſpielt, wie mir ſcheint, eine Comödie mit ſich ſelbſt. — Da er das Weihnachtsfeſt mit ein paar alten Manuſcripten verbringen will, ſo mag er beim Scheiden wohl empfinden, wie viel er hier verläßt; indeſſen, er hat es ſo gewollt und muß nun auch ſein Ziel im Auge halten.“

---

* Frau von Stein an ihren Sohn.

Dieſe kleine Scene wurde ſchnell in der kleinen Stadt bekannt und viel beſprochen. Auch Göthe hörte davon und wurde täglich neugieriger, die wunderbare Frau zu ſehen, von welcher Schiller ihm ſchrieb, daß ſie aus einem Stück, und daß kein fremder, falſcher und pathologiſcher Zug an ihr ſei.

Er entſchloß ſich endlich gegen Ende December auf einen Tag nach Weimar zu kommen. Frau von Staël war auf ſeinen Beſuch vorbereitet und empfing ihn mit mehr Kälte, wie ſie ſonſt zu zeigen gewohnt war, denn trotz ſeines Unwohlſeins fühlte ſie ganz richtig, daß ſein guter Wille ſchon lange ſo viel über ſeine Geſundheit vermocht hätte, um ihr entgegen zu eilen. Sein geringer Eifer, ſie aufzuſuchen, ſtimmte ſie kalt.

Göthe ſprach ſehr gut franzöſiſch und trat ihr ohne Befangenheit entgegen. Schon durch die vielen Berichte ſeiner Freunde mit ihrem Aeußeren vertraut, überraſchte es ihn nicht mehr ſie ſo wenig ſchön zu finden. Bald waren ſie in einem eifrigen Geſpräche begriffen, während deſſen ſie einen kleinen grünen Zweig zwiſchen ihren ſchönen weißen Fingern hin- und herwand, eine Gewohnheit, von der ſie nicht mehr laſſen konnte. Sie verſtändigte ſich weit beſſer mit ihm, als wie mit Schiller, deſſen Idealphiloſophie, die nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führte, ihr eine entſetzliche Scheu einflößte. Sie wollte

alles mit ihrem Geiſte durchdringen, alles erklären, einſehen, ausmeſſen, ſie ſtatuirte nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten konnte, das war für ſie nicht vorhanden.*

Göthe wurde mit jeder Minute mehr für ſie eingenommen und verſprach beim Abſchiede, nächſtens nach Weimar zurück zu kehren und dort bis zu ihrer Abreiſe zu verweilen; wenn ſie jetzt ſeiner Einladung folge und auf einige Tage zu ihm nach Weimar komme, wo er ſie mit einem Gaſt bekannt zu machen gedenke, der alles überbieten werde, was ſie noch in Deutſchland geſehen, und ſie tiefer in das myſteriöſe Reich des Menſchengeiſtes blicken laſſe, als alle Philoſophie von Kant und Fichte es zu thun vermöge.

„Aber wer kann das ſein?“ fragte ſie ſo erſtaunt, als verwundert. „Von wem können Sie reden? — Sie haben keinen Caglioſtro oder Saint Germain aufzuweiſen, ſo viel ich weiß?“

„Nein; aber Beſſeres — einen wirklichen Geiſt, ein unkörperloſes Etwas, eine echte deutſche Spukgeſtalt ſollen Sie dort mit Ihren eigenen wunderſchönen Augen ſehen.“

„Aber wo finde ich dies namenloſe Weſen, wo hauſt es, wo geht es um. — In dieſem Lande der Mährchen

* Göthe an Schiller.

und Sagen möchte ich wohl auch die Stätten ſehen, wo ihre Geſpenſter ſich anſiedeln."

„Aus dieſer Rückſicht habe ich Ihnen eine Wohnung in einem Hauſe eingerichtet, wo ein Männchen, wie unſere Dichter es ſchildern, allnächtlich ſein Weſen treibt und ſich Ihnen perſönlich vorzuſtellen die Ehre haben wird. — Wollen Sie den Gaſt nicht ſcheuen?"

„Keineswegs! — Ich freue mich auf ſeine Bekanntſchaft und komme nun ganz beſtimmt."

„Alſo, was Sie mir ſelbſt nicht gewährten, das erreiche ich durch einen Spuk," ſagte er, ſich lächelnd empfehlend.

Aber ſei es, daß Frau von Staël ſich eines zu geſunden Schlafes erfreute, ſei es, daß der Geiſt ſich vor der berühmten Fremden fürchtete, deren Sprache er vielleicht nicht verſtand; genug, er ließ ſich während ihres Aufenthaltes in Jena nicht blicken und ſie erzählte bei ihrer Rückkehr, daß nur deutſche Augen deutſche Geſpenſter zu ſehen vermöchten, denn der Glaube verſetze ja Berge.

Schiller nahm ſolche Aeußerungen nie gut auf. — Er verſtand keinen Scherz und keine Art von Raillerie; er ſah in Allem gleich eine perſönliche Anſpielung und wurde empfindlich, wo er hätte lachen ſollen. — Allein, zu lachen verſtand er nicht. So äußerte er denn auch jetzt in höchſtem Zorn über Frau von Staël, weil ſie ſich

gerühmt, die deutſchen Geſpenſter liefen vor ihr davon: — „das wundere ihn gar nicht, denn ſelbſt Satan's Geſelle würde mit der nichts zu ſchaffen haben mögen.“*

Göthe ſtellte ſich in ein beſſeres Verhältniß zu ihr. Er geſtand ein, daß er einen ſo bedeutenden Geiſt noch nie in einer Frau geſehen und eben ſo wenig für möglich gehalten hätte. Ihre Wärme, ihr glühender Enthuſiasmus berührten ihn wohlthätig, er nährte ſich gern von einer ſolchen Flamme, und wurde dadurch wieder für den Umgang edler Frauen gewonnen, wie Frau von Stein rühmte.

Faſt ein Monat verſchwand indeſſen, bevor Göthe ſich wieder in Weimar einrichtete und die berühmte Fremde bei ſich empfing. Ihre große Lebhaftigkeit, ihr beſtändiges Fragen, Streiten, Bekämpfen der Meinungen Anderer, ermüdete auch ihn mitunter; denn er fühlte nur zu deutlich, wie vergeblich es ſei, ſich gegenſeitig überzeugen zu wollen, wenn man von ſo verſchiedenen Punkten ausgehe.

Conſtant war indeſſen plötzlich wieder eingetroffen und ſein Verſchwinden, wie ſein Erſcheinen, beſchäftigte die Leute in dem kleinen Orte auf das Lebhafteſte, um ſo mehr, weil er ein gewiſſes myſtiſches Dunkel über dieſe Reiſe verbreitete. Frau von Staël, welche ſeine Abweſenheit ſtets entbehrte, empfing ihn mit warmer Herzlichkeit.

---

* Erinnerungen von Henriette Herz.

Verlegen saß Constant ihr gegenüber; denn die Lüge wohnte abermals auf seiner Lippe.

„Sie haben mich vermißt, mon cher Benjamin, ich weiß es," redete sie ihn an. „Wo Sie sich auch befinden, so finden Sie doch Niemand, der Ihnen meine Stelle ersetze. Ist dem nicht so?"

Er konnte hierauf wenigstens mit aller Wahrheit bejahend antworten. Fräulein von Hardenberg hatte ihn mit ihrem Mysticismus gelangweilt und ihm endlich ein wahres Heimweh nach seiner geistreichen Freundin eingeflößt. Er liebte Jene, um sich an ihrem Herzen auszuruhen; — es zog ihn zu Dieser zurück, um seinem Geiste eine frische Spannkraft zu verleihen.

„Ich wünsche einen Abend anzusetzen, wo ich meinen Freunden vorlese," sagte Frau von Staël, „und es ist mir doppelt lieb, Sie hier zu wissen, weil Ihr Urtheil bei der Auswahl eines Stückes maßgebend für mich ist. Was soll ich wählen?"

„Spielen Sie ihnen Lady Macbeth vor; oder seien Sie Julie, die Sie so unübertrefflich vorstellen," erwiederte er.

„Wenn es keine Frauen in Weimar gäbe! Diese aber betrachten mich ohnehin schon mit ungünstigem Auge. Weil sie selbst so wenig sind, so gönnen sie mir meinen

Geiſt nicht. Ach! Benjamin, gäbe es mehrere meines Geſchlechtes mit dem Grade meiner Bildung, mit einem mir analogen Verſtande, wie ganz anders würde es um die Männer ſtehen! — Die Geſellſchaft der Frauen hat in Paris jenen Geiſt der Converſation geſchaffen, welcher ſo unnachahmlich, ſo verführeriſch, ſo entzückend iſt. Der Einfluß, welchen wir auf Euer Geſchlecht ausüben, iſt unberechenbar! Hier aber — verſtehen die Frauen ihre Stellung nicht, hier verſuchen ſie es nicht einmal, durch ihren Geiſt, durch ihren Tact, durch ihre Liebenswürdigkeit zu herrſchen. — Hier wählen ſie nur Männer, um Mütter zu ſein und vergeſſen, daß ſie mit ihrem Geiſte ihrem Vaterlande Bürger erziehen ſollen."

„Sie dürfen ſich durch ihr Mißwollen nicht ſtören laſſen," erwiederte Conſtant. „Sobald der Fuchs eine Traube nicht erreichen kann, findet er ſie ſauer."

„Das Wort haben Sie von mir gelernt, Conſtant," ſagte Frau von Staël lächelnd.

„Wollen Sie mich darum tadeln, wenn ich die Perlen aufzuleſen verſtehe?"

Sie ſah ihn zärtlich an.

Von Woche zu Woche ſchob Frau von Staël ihre Abreiſe hinaus und aus einem Beſuche von Tagen wurden Monate. Man zeichnete ſie bei Hofe aus, die Herzogin Mutter ſah ſie häufig bei ſich, Concerte und Feſte wechſelten

und immer mehr gewöhnte man ſich an die befremdende Erſcheinung, welche in ihrer Bedeutendheit jeden Nimbus verſchmähte, den der Schein und die Heuchelei zu verleihen vermag. Worin ſie ſich am weſentlichſten von andern Frauen unterſchied, das war die grade Offenheit ihres Weſens, und was ihr eigenes Geſchlecht am meiſten an ihr ſcheute, das war das Wort der einfachen Wahrheit auf ihrer Lippe.

Johannes von Müller traf jetzt ein, auch dieſen wünſchte ſie noch kennen zu lernen und verſchob wiederum ihre Abreiſe. Schiller wollte darüber faſt ungeduldig werden. — Auf eine kurze Zeit hatte er es ertragen, ſich in ſeinem eigentlichen Weſen durch dieſe fremde Erſcheinung beirren und ſtören zu laſſen; aber auf die Dauer verſtimmte es ihn, aus ſeiner erträumten Welt mit ſo vielem Geiſte in die Wirklichkeit zurückverſetzt zu werden, das ſein Wort: Die Erde iſt für mich nicht da — ſchwach dem gegenüber verhallte. Wie alle Idealiſten, vertrug er keinen Widerſpruch, und wurde reizbar, ſo wie man ſeinen Standpunkt nicht anerkannte; und dazu wollte und konnte Frau von Staël ſich nicht verſtehen.

„Je marche avec des sabots sur la terre quand on veut me forcer à vivre dans les nuages," ſagte ſie lächelnd, nach einem lange Streite mit ihm, als er aufgeregt von ihr geſchieden war.

Nach ihrer Abreiſe ſchrieb Frau von Stein an ihren Sohn:

„Ich glaube, Frau von Staël hat Göthe das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei ſich zu ſehen, als bisher es ſeine Umgebung war.“

Zehntes Capitel.

Der hyperboräiſche Eſel.

Noch lagerten Winternebel auf der Hauptſtadt Preußens, als Frau von Staël Berlin erreichte. Joſeph Bonaparte hatte ſie auch für dieſe Stadt mit den beſten Empfehlungen verſehen und namentlich an den Geſandten, Monſieur la Foreſte, geſchrieben, daß er ihr den Aufenthalt möglichſt angenehm machen möchte; denn des erſten Conſuls Unwille vermochte ſeine perſönliche Freundſchaft nicht zu vermindern.

Frau von Staël ward ſogleich nach ihrer Ankunft dem Hofe vorgeſtellt und mit großer Auszeichnung empfangen. Die ſchöne Königin Louiſe trat ihr mit all ihrer Grazie entgegen, und ſagte in ihrer liebenswürdigen Weiſe:

„J'espère, Madame, que vous me croyez trop bon goût pour n'être pas flattée de votre arrivée

à Berlin.* Il y a longtemps que je vous ai admirée et j'ai été impatiente de faire votre connaissance."

Auch der König bemühte ſich, in ſeiner lakoniſchen Weiſe artig zu ſein. Trotz ihrer Schwärmerei für eine Conſtitution und eine freie Regierung, wurde Frau von Staël in dem Grade von dem preußiſchen Hofe eingenommen, daß ſie äußerte: „Berlin était un des pays les plus heureux de la terre et les plus éclairés."

Sie lernte den Prinzen Auguſt kennen; — vor Allem aber nahm der Prinz Louis Ferdinand ſie durch ſein ſchönes ritterliches Weſen für ſich ein. Seine Wärme, ſein Enthuſiasmus entzückten ſie; wie ſie ſelbſt, ſuchte auch er les émotions qui peuvent agiter la vie; wie ſie ſelbſt, haßte er Bonaparte, nicht nur als Uſurpator, ſondern wegen des moraliſchen Todtſchlages, womit er diejenigen, welche ſein Haß traf, ohne daß ſein Arm ſie erreichen konnte, durch Verleumdungen vernichtete. „Je lui permets de tuer, mais assassiner moralement, c'est là ce qui me révolte,"** ſagte er.

---

* „Ich hoffe, Madame, daß Sie mir Geſchmack genug zutrauen, um durch Ihre Ankunft in Berlin geſchmeichelt zu ſein. Ich habe Sie lange bewundert, und mit Ungeduld Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft entgegen geſehen."

** „Ich erlaube ihm zu tödten; aber moraliſchen Todtſchlag zu üben, das empört mich."

Die gelehrte Welt, damals so reichlich in Berlin vertreten, drängte sich bald um sie und das bewegte Leben einer Hauptstadt nahm sie nach allen Seiten hin in Anspruch. Bald ward es bekannt, daß die berühmte Fremde sich in Berlin befinde, und Jeder wollte sie nun kennen lernen, Jeder ihr vorgestellt sein.

Das geistreiche Berlin besaß auch damals schon seine Coterien, seine Theetische, und gebildete Frauen, deren Lebensaufgabe es war, einen kleinen Kreis angenehmer Menschen um sich zu versammeln. Die Hofgesellschaft lebte jedoch ganz getrennt von dieser Sphäre, und nur die Prinzen suchten hier einzeln Zutritt in diesen Gesellschaften zu gewinnen.

Das Haus des Buchhändlers Sander bot einen solchen Vereinigungspunkt; ein anderer fand sich bei der schönen und geistvollen Henriette Herz, und außerdem empfingen Nicolai und Kotzebue alle ausgezeichneten Fremden bei sich. In diesen Kreisen wurde Frau von Staël nun auch bekannt, und fand dadurch Gelegenheit, nach allen Seiten hin mit den gebildetsten Leuten der Hauptstadt Preußens in Berührung zu kommen.

Kotzebue stand im Zenith seines Ruhmes. Er war vor nicht langer Zeit aus Sibirien zurückgekehrt, hatte seine Reise veröffentlicht und dies hatte ihn zum gefeierten Helden des Tages erhoben. Seine Stücke wurden außerdem

mit großem Beifall gegeben; er war der Scribe seiner Zeit und sein Talent verdiente die ihm gezollte Anerkennung.

Er bewohnte in der Jägerstraße eine zweite Etage, und lebte auf sehr anständigem Fuße, wozu ein Geschenk des Kaisers Paul, das aus dreihundert Bauern bestand,* ihm die Mittel an die Hand gab. — Seine Wohnung war der Sammelplatz aller Fremden, und bot die angenehmste Gastlichkeit dar.

Hierher lenkte denn auch Frau von Staël sehr bald ihre Schritte. Sie liebte die Bühne vorzugsweise, und spielte selbst sehr gern. Sie hatte in Weimar wieder fleißig Deutsch getrieben und war schnell dahin gelangt, einer Vorstellung folgen zu können. Die ihr unverständlichen Scherze mußte man ihr erklären und herzlich lachte sie dann mit, sobald sie sie verstand. Den Verfasser so vieler komischen Scenen kennen zu lernen, und seine Stücke von Iffland gespielt zu sehen, war einer ihrer Hauptwünsche bei ihrer Ankunft in Berlin. — Sie sandte daher unverzüglich Benjamin Constant mit einem Billet an ihn ab und erwartete nun ungeduldig den Besuch des berühmten Bühnendichters.

Schon am nächsten Morgen fuhr seine stattliche

* Memoiren von Friedrich Laun.

Equipage vor und Herr von Kotzebue wurde gemeldet. — Mit einem unwillkürlichen Ah! der Ueberraſchung trat Frau von Staël bei ſeinem Eintritt einen Schritt zurück. — Sie hatte, wie das ſo häufig geht, ſich ein ſo ganz anderes Bild von dem berühmten Bühnendichter entworfen, und ſtand nun vor einem Manne, deſſen Geſichtszüge, den Ausdruck der Schlauheit ausgenommen, durchaus unbedeutend und ausdruckslos waren.

Sie bat ihn, Platz zu nehmen, und hoffte nun, durch den Witz ſeiner Unterhaltung für dieſe Enttäuſchung entſchädigt zu werden. Doch weit gefehlt! Kotzebue gehörte zu jenen in ſich gekehrten Menſchen, welche nur dem Papiere gegenüber in Witz und Laune überſprudeln; im Verkehr mit der Welt jedoch ſchweigſam, einſilbig und wenig heraustretend ſind. Somit blieben denn ihr allein les frais de la conversation überlaſſen.

Ihren directen Fragen mußte er jedoch Rede ſtehen, und ſie zögerte nicht, Auskunft über die verſchiedenartigſten Dinge von ihm zu begehren. „Kann ich Ihnen in irgend einer Art gefällig ſein, Madame?“ fragte Kotzebue im Laufe der Unterhaltung.

„Gewiß, Monſieur,“ erwiederte ſie fein, „wenn Sie mir recht oft das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft gönnen wollen.“

„Sie ſind ſehr gütig. Aber auch in anderer Weiſe,

auch ohne perſönlich zu profitiren? Ich bitte, befehlen Sie über mich.“

„Ich möchte gern Tieck kennen lernen, der ſo vortrefflich leſen ſoll. Er iſt bisweilen in Berlin, wie ich höre. Und Auguſt Wilhelm Schlegel, von dem man mir ſagt, daß er die Andacht am Kreuze nach Calderon irgendwo vorlieſt.“

„Leider kann ich Ihnen beide Herren nicht vorſtellen; denn ſie gehören zur neupoetiſchen Schule, welche ich in einem von mir gegründeten Blatte zu ſtürzen ſuche,“ erwiederte er bedauernd.

„Alſo Krieg, offener Krieg!“ rief Frau von Staël. „Das gefällt mir! Das iſt etwas Lebendiges. Man greift an, man vertheidigt ſich und kommt zu neuen Reſultaten. Darf ich aber fragen, um was es ſich dabei handelt? Darf ich die Urſache der Fehde kennen?“

„Sie werfen uns vor, auf dem Boden der Wirklichkeit zu ſtehen, während ſie die Poeſie in das Bereich ſchöner Träume verſetzt wiſſen wollen. Sie beabſichtigen, eine romantiſche Schule zu gründen.“

„Ah! Iſt dem ſo, dann trete ich auf Ihre Seite, Monſieur,“ rief Frau von Staël lebhaft. „Auch ich werde mich nie mit jenen Luftgeſtalten befaſſen, welche in Oſſian's Nebeln hauſen, und aus einer Welt zu uns herüber kommen, welche unſer Auge nicht geſehen hat. Wie und wo

kann ich dieſen Herrn begegnen; denn kennen möchte ich ſie demungeachtet."

„Bei Madame Bernardi, wo Auguſt Wilhelm Schlegel wohnt, findet ſich dieſe Clique zuſammen, und nur eines Winkes von Ihnen bedarf es, Madame, um dort eingeführt zu werden."

„Allein Iffland, den finde ich doch bei Ihnen, Monſieur?"

„Ganz gewiß, wenn Sie mir das Vergnügen gewähren wollen, einen Abend bei mir zuzubringen, ſo treffen Sie ihn und den Capellmeiſter Rhigini dort an."

„Dann müſſen Sie mir auch über Fichte noch Rede ſtehen. Fichte wünſchte ich beſonders kennen zu lernen, um in den Geiſt ſeiner Philoſophie einzudringen. Sie müſſen mir Ihre Anſichten über ihn mittheilen."

„Damit bin ich freilich nicht ſo vertraut, wie mit der Bühne," verſetzte Kotzebue lächelnd. „Wer ſelbſt producirt, findet nicht ſo viel Muße, um allen neuen Erſcheinungen in der Literatur folgen zu können. Dafür möchte ich Ihnen aber empfehlen, meinen hyperboräiſchen Eſel zu leſen. Er wird Sie belehren, auf welchem Standpunkte ich ſtehe und was ich bekämpfe."

„Das iſt ja ein entſetzliches Wort! Und ſein Sinn?"

„Die Hyperboräer opferten dem Apollo Eſel, an deren Sprüngen er Gefallen fand. — Eben ſo ergötzt ſich

die Welt an den sinnlosen Phrasen unserer Gegner, deren unverständlicher Jargon von ihnen Poesie genannt wird. Friedrich Schlegel hat in seiner Lucinde diesen Unsinn in eine Form gebracht, und der Literatur ein Denkmal gesetzt, das sie beschämt. Mein hyperboräischer Esel ist seine Strafe dafür. Man muß poetische Gerechtigkeit üben, Madame."

„Sie sind ein strenger Richter," sagte Frau von Staël verwundert. „Es ist bei Ihnen also tout comme chez nous. — Jeder glaubt die Wahrheit gefunden zu haben und haßt den, der ihm das bestreiten will. Die Philosophie wird hoffentlich weiser sein. Die Philosophen sind hoffentlich Brüder, und suchen gemeinsam nach dem Lichte."

„Einer muß es doch immer zuerst finden und was wird dann aus den Uebrigen?"

Als er sich entfernt hatte, ließ Frau von Staël Benjamin Constant rufen und bat ihn, ihr gleich den hyperboräischen Esel zu besorgen und August Wilhelm Schlegel um seinen Besuch zu bitten.

Das gefürchtete Thier erschien in Gestalt eines kleinen Büchleins von achtundfünfzig Seiten, und enthielt in Form eines Dramas einen Angriff auf die Lucinde, diesen verpönten Roman Friedrich Schlegel's, der die Emancipation des Fleisches predigte. Sie mußte daher erst diese lesen, bevor sie jenes begreifen konnte und dazu bedurfte sie eines

Lehrers. — Indem ſie die Bücher betrachtete und darüber nachſann, wen ſie erwählen ſolle, ſie ihr zu verdolmetſchen, ließ ſich Auguſt Wilhelm Schlegel melden.

Schmiegſam, mit dem Weſen und Anſtand eines Stutzers, trat er ein und verbeugte ſich tief vor der berühmten Frau. Dieſe war aufgeſtanden und ihm einen Schritt entgegen getreten, um ihm ihren Dank für die Erfüllung ihrer Bitte auszuſprechen.

„Sie haben mich zum glücklichſten Sterblichen gemacht," ſagte er, betheurend ſeine Hand auf die Bruſt legend. „In dies Auge zu blicken, deſſen Gluth einen Himmel verſpricht, iſt ein Gewinn, den ein halbes Leben nicht theuer genug bezahlt. Ich habe Ihre Delphine geleſen, und die Verfaſſerin anbeten gelernt. — Darf ich heute die Hand, welche ſo ſchöne Worte ſchrieb, ehrfurchtsvoll an meine Lippen führen?"

Frau von Staël bewilligte ſeine Bitte, etwas verwundert über die ſteife Art, mit welcher der deutſche Gelehrte franzöſiſche Galanterie übte. Sie bat ihn, Platz zu nehmen und fragte ihn dann zuerſt nach Fichte und ſeiner Philoſophie. — Er hätte lieber von ſich und ſeinen Werken geſprochen, doch, da die Dame es ſo begehrte, ſo bemühte er ſich, ihr mit all ſeiner Beredtſamkeit ein Bild von deſſen Anſichten zu entwerfen. Sie hörte ihm auf-

merkſam zu, unterbrach ihn mit manchen Fragen und ſchien ſchließlich mit ihm zufrieden zu ſein.

„Sie haben eine ſchöne Gabe Ihre Gedanken in Worte zu kleiden, Monſieur Schlegel," ſagte ſie, „ich habe Niemand in Deutſchland geſprochen, deſſen Unterhaltung mir gleich ſehr zugeſagt hätte, und, wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, ſo können Sie mich noch über Vieles belehren. Ich verſtehe Sie ſehr gut und Ihre Art, die Dinge zu beleuchten, gefällt mir. Wie, wenn Sie mich auf meiner Reiſe begleiteten? Ich ſuche Jemand, der meinem älteſten Sohne als Gouverneur zur Seite ſtehe. Wenn Sie eine ſolche Verpflichtung übernehmen wollten, ſo wäre der Gewinn doppelt groß für mich, durch den perſönlichen Vortheil Ihres Umganges."

„Es iſt mir unendlich ſchmeichelhaft," ſagte Schlegel überraſcht, „und nichts könnte dem Glücke gleichen, in Ihrer Nähe zu leben; doch muß ich meinen literariſchen Arbeiten zu viel Zeit zuwenden, um Ihrem Sohne nützlich ſein zu können. Ich bin mit einer Ueberſetzung Shakeſpeare's beſchäftigt, die mir, wie ich hoffe, einen Namen machen ſoll; darauf möchte ich nicht gern verzichten."

„Die Zeit dazu bleibt Ihnen völlig, Monſieur. Zwei bis drei Stunden täglich wäre alles, was meine Kinder Ihnen koſten könnten. Es wird Ihnen außerdem jede Rückſicht gewidmet werden, die ein geehrter Gaſt

meines Hauſes beanſpruchen kann. — Das Einzige, was mir in Bezug auf meinen Sohn bei deſſen Gouverneur beſonders am Herzen liegt, iſt: qu'il ait fait l'amour et ne le fasse plus.* Dieſe Bedingung glaube ich indeſſen bei Ihnen erfüllt zu ſehen. Sie kennen die Welt und das Leben und haben abgeſchloſſen."

Schlegel wurde ſichtlich verlegen und zögerte mit der Antwort.

„Freilich mögen Sie ſo urtheilen, Madame, mit Bezug auf meine Heirath; dennoch — ein Mann in meinen Jahren, der ganz frei iſt — verſprechen möchte ich Ihnen in dieſer Hinſicht nicht gern etwas."

„Gut denn," ſagte Frau von Staël lächelnd, „ſo laſſen wir den Punkt für jetzt unerörtert, und Sie denken der Sache nach. Wollen Sie einſtweilen jeden Morgen eine Stunde mit mir leſen, ſo werden Sie mich aufrichtig verbinden und können dann, während Sie mich näher kennen lernen, auch beſſer beurtheilen, ob Ihnen mein Umgang Erſatz für das gewährt, was Sie in Berlin zurück laſſen."

„Völligen, zweifeln Sie daran nicht," rief Schlegel lebhaft, „mein Bedenken hat einen ganz andern Grund — ich bin erſt Schriftſteller und dann Menſch. Einſtweilen

* Allonville, S. 312.

werde ich mich glücklich ſchätzen, Sie mit dem bekannt zu machen, was unſer Deutſchland Ihnen bieten kann, und bitte, nur Zeit und Stunde zu beſtimmen, wenn ich Ihnen aufwarten ſoll."

„Morgen um zehn Uhr, wenn ich bitten darf; ich wünſche den hyperboräiſchen Eſel mit Ihnen zu leſen, den ich allein, wegen den darin enthaltenen Anſpielungen, nicht verſtehen kann."

„Wie, den hyperboräiſchen Eſel?" rief Schlegel überraſcht. „Das Buch meines Antagoniſten. — Wie kommen Sie darauf, Madame?"

„Der Verfaſſer hat es mir empfohlen, und ich möchte doch gern ſehen, um was es ſich bei Ihren literariſchen Fehden handelt. Warum man Krieg führt?"

„Es iſt Neid, nichts als Neid," rief Schlegel warm. „Aber, wir haben uns zu rächen gewußt. Dieſe frivolen Comödien, ohne Ernſt, ohne Inhalt, ohne den geringſten Dialog, welcher die moderne Cultur repräſentirte, begeiſtern das Publikum für den Verfaſſer und machen ihn zum Helden des Tages. Das darf nicht ſein: Wir werden ihn vernichten; wir müſſen ihn vernichten."

„Das würde mir leid thun, denn er unterhält mich angenehm und ich lache gern," ſagte Frau von Staël.

„Wenn dem ſo iſt, wenn dieſe trivialen Comödien

Sie unterhalten können, dann schweige ich," erwiederte Schlegel empfindlich und verabschiedete sich.

„Sonderbar!" sagte Frau von Staël kopfschüttelnd, als er das Zimmer verlassen hatte. Trotz dem, daß sie den Geist, welcher solche Feindseligkeit eingab, nicht billigen konnte, unterhielt es sie, und, der Fehde nachzuspüren, wohin sie jetzt ging, fragte sie stets, ob die neue oder die alte Poesie vertreten sei. So oft sie aber bei sich empfing lief alles bunt durch einander, und die bittersten Feinde standen sich plötzlich gegenüber. — So schrieb sie denn nach einer solchen Gesellschaft an Wieland:

Berlin, den 31. März 1804.

„Ja, mein lieber Vielande, hier bin ich in Berlin, inmitten einer bewegten Geselligkeit, doch im Grunde meines Herzens die Sehnsucht nach dem angenehmen Leben in Weimar mit mir tragend. Man hat mich hier sehr zuvorkommend empfangen; aber es bleibt keine Zeit, um sich zu sehen und sich zu kennen, und die völlige Trennung der beiden Gesellschaften, der des Hofes und der der Gelehrten, verleiht der ersteren eine bisweilen höchst ermüdende Frivolität. Man spricht hier französisch, man macht hier französische Calembourgs, und ich, die kein Deutsch versteht, sehne mich nach Ihrem Humor im französischen Sprechen, weil ich überzeugt bin, daß Deutschland dabei

nicht gewinnen kann, wenn es unsere Pariser Grazie nachahmen will.

„Ich habe die Gelehrten gesehen: Fichte, Ancillon, Spalding und Schlegel interessiren mich unter diesen am meisten. Ich habe Kotzebue und Schlegel in dasselbe Zimmer gebracht, wie man es von einer Fremden erwarten kann, welcher die Privatstreitigkeiten unbekannt sind, und ich habe Schlegel gesagt, daß er ein Unrecht begehe, nicht an Ihnen, aber an sich selbst, wenn er die bekanntesten literarischen Größen Europas angriffe. Wie sehr bedaure ich jene Zeit, wo zwischen den Gelehrten und den Schriftstellern Deutschlands noch ein Wetteifer herrschte. Noch einmal: man muß Franzose sein, um sich Beleidigungen zu sagen; man muß dem Lande angehören, wo alles sich vergißt.

„Ich kann hier nichts vornehmen, als mit Schlegel Deutsch zu lesen, seit er so gütig gewesen ist, mein Lehrer sein zu wollen. Die Uebersetzungen, die Studien, alles geht unter bei vier Einladungen par jour. Man versichert mir jedoch, daß der Monat Juni ruhiger sein werde.

„Sagen Sie mir, daß Sie mich noch lieben, und daß Sie mein Leben immer noch mit Ihren Wünschen und Ihrer Freundschaft beschützen. Ich habe Ihrer verführerischen Herzogin geschrieben, wie Sie sie nennen, und Mademoiselle de Goechhausen hat drei Mal Nachricht von

mir erhalten, mit dem Zuſatze, Ihnen von mir zu ſprechen. Hat Sie es gethan?

„An Göthe habe ich noch nicht geſchrieben. Sie nennen ihn meinen Liebling, ohne zu bedenken, daß ich Ihnen mehr geneigt ſein muß, weil Sie liebefähiger ſind, als er. Adieu, adieu; geben Sie mir Ihren poetiſchen Segen, er iſt mir lieber als der von Capuzinern und Idealiſten.

Adieu!

N. de Staël."

Elftes Capitel.

Ein Abend bei Henriette Herz.

Frau von Staël hatte das Rez-de-Chauſſée eines Hauſes an den Ufern der Spree bezogen, das ſie an die Quais der Seine erinnerte, und darum auf Minuten in die glückliche Täuſchung verſetzte, als befände ſie ſich in dem ihr ſo theuren Paris.

Eines Morgens, als ſie noch in feſtem Schlummer verſunken lag, weckte ihre Jungfer ſie mit der Nachricht, der Prinz Louis Ferdinand halte zu Pferde unter ihrem

Fenſter, und wünſche mit ihr zu ſprechen. Es war noch nicht um die achte Stunde. In höchſtem Erſtaunen über dieſe ungewöhnlich frühe Zeit ſeines Beſuches, erhob ſie ſich ſchleunigſt, um an das Fenſter zu treten und mit ihm zu ſprechen.

Der Prinz nahm ſich vorzüglich gut auf dem Pferde aus. Die friſche Morgenluft, ſowie eine gewiſſe Aufregung, erhöhten heute noch den Adel ſeiner Miene. Frau von Staël ließ ihr Auge mit Vergnügen auf ſeiner ſchönen ritterlichen Geſtalt ruhen, während er ſie begrüßte.

„Ich muß Ihnen mittheilen," begann er, „daß der Herzog von Enghien auf dem Gebiete Badens aufgehoben und vor eine Militär-Commiſſion geſtellt worden iſt, um vierundzwanzig Stunden nach ſeiner Ankunft in Paris füſſilirt zu werden. Ich bin außer mir darüber."

„Welche Geſchichte!" antwortete ihm Frau von Staël. „Sehen Sie nicht ein, mein Prinz, daß die Feinde Frankreichs die ganze Sache erfunden und in Umlauf geſetzt haben?" *

„Wenn Sie an dem, was ich ſage, zweifeln," erwiederte der Prinz, „ſo werde ich Ihnen den Moniteur ſenden, worin das Urtheil enthalten iſt."

Mit dieſen Worten gab er ſeinem Pferde die Sporen,

---

* Dix années d'exil par Madame de Staël.

mit einer Miene, welche Rache oder Tod aussprach, und galoppirte davon.

Frau von Staël zog sich gedankenvoll vom Fenster zurück.

Eine Viertelstunde darauf brachte ein Diener die Nummer des Moniteurs, worin die Nachricht enthalten war, mit einem Billet vom Prinzen, das folgendermaßen lautete:

„Der Louis von Preußen Genannte sendet Frau von Staël das versprochene Blatt, und freut sich, ihr heute bei der Herzogin von Kurland zu begegnen."

Er schrieb auf diese Weise aus Empörung über die dem königlichen Blute angethane Schmach.

Frau von Staël überzeugte sich nun von der Wahrheit seiner Mittheilung. — Aufgeregt wanderte sie in ihrem Zimmer auf und ab und redete laut mit sich selbst, um ihrem Unwillen Luft zu machen. Noch voll von dieser Begebenheit, kleidete sie sich endlich an, um zu der Herzogin von Kurland zu fahren, wo sie zum Mittagsessen geladen war.

Das Diner bestand heute nur aus wenigen Personen.* Sie traf, außer dem Prinzen Louis Ferdinand, Johannes Müller und Henriette Herz, deren schön gehaltene

* Erinnerungen von Henriette Herz.

Erſcheinung ihr den angenehmſten Eindruck verurſachte. — Man ſprach lange nur von dem unglücklichen Herzog von Enghien; und erſt nach Tiſche, als Prinz Auguſt und noch einige Herren erſchienen, wurde die Unterhaltung heiterer.

Frau von Staël redete jeden Gaſt darauf an, daß er ihr etwas über die Philoſophie Fichte's mittheilen möge, die ſie zu verſtehen wünſchte. — Dies war oftmals unbequem und oft am unrechten Orte begehrt, denn in heiterer Geſellſchaft erörtert ſich ein ſo ernſter Gegenſtand nicht leicht; noch läßt er ſich mit wenigen Worten erſchöpfen. Als Prinz Auguſt ſie heute begrüßte, fragte er ſie daher in ſcherzhaftem Tone: ob ſie denn nun ſchon glücklich in den Beſitz der ganzen Fichte'ſchen Philoſophie gelangt ſei? „Oh! j'y parviendrai!“ antwortete ſie mit großer Entſchiedenheit, zugleich aber auch mit einer Schärfe des Tones, welche bewies, daß ſie die Meinung des Fragenden wohl verſtanden hatte.

Da ſie wußte, daß Henriette Herz ſehr befreundet mit Auguſt Wilhelm Schlegel war, ſo benutzte ſie die Gelegenheit, ihr mitzutheilen, daß ſie den Wunſch hege, dieſen Herrn als Lehrer ihrer Kinder mitzunehmen, und nicht ergründen könne, was ihn abhalte, ihren Vorſchlag anzunehmen, da ſie bereit ſei, jede ihr geſtellte Bedingung zu erfüllen.

„Vous avez quelque ascendant sur lui!“ ſagte

sie im Laufe des Gespräches zu ihr. „Ich will ja nichts von ihm, als daß er meinen Sohn und meine Tochter im Deutschen unterrichte, alle übrige Zeit soll ihm bleiben! Er schützt die Uebersetzung Shakespeare's vor; aber ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein," rief sie mit großer Lebhaftigkeit, „den englischen Dichter eben in der Hauptstadt Preußens zu bearbeiten? Reden Sie ihm zu, daß er einen Entschluß zu meinen Gunsten fasse."

Allerdings war Schlegel nicht durch den englischen Dichter an Berlin gefesselt, sondern durch eine Berliner Dame; Schlegel hing mit zärtlicher Freundschaft an Sophie Bernardi, geborne Tieck, nachherige Frau von Knorring. Sobald Frau von Staël dies erfuhr, bat sie Henriette Herz, daß sie Schlegel und seine Freundin eines Abends zu sich einladen möge, damit sie die letztere kennen lerne. — Sophie Bernardi sprach nun aber kein Wort Französisch, eine Unterhaltung war daher für beide Damen eine Unmöglichkeit, und das Peinliche ihres Beisammenseins im Voraus empfindend, sträubte sich Henriette Herz, den Wunsch der berühmten Fremden zu erfüllen. Frau von Staël ließ sich jedoch nicht zurückweisen und so wurde denn ein Tag festgesetzt, wo das Begegnen statt finden sollte.

„Je la verrai parler!" rief Frau von Staël mit ihrer überwältigenden Lebhaftigkeit, und sah ungeduldig

der Stunde entgegen, wo sie die von Schlegel bewunderte Dame kennen lernen sollte.

Henriette Herz hatte eine größere Gesellschaft dazu geladen, um die Absicht der Frau von Staël möglichst zu maskiren; indessen wäre es ein Wunder gewesen, wenn Sophie Bernardi diese nicht dennoch errathen hätte. Denn kaum begann sie ein Wort an Schlegel zu richten, so rief Frau von Staël diesen auf das Lebhafteste mit einem: qu'est-ce qu'elle dit an,* und da er hinter ihrem Stuhle stand, so konnte er nicht umhin, ihr das Gesagte zu übersetzen. Dabei verfuhr er denn aber aus Treue höchst treulos. Hatte Sophie Bernardi irgend etwas gesagt, das Frau von Staël mißfallen konnte, so gab er etwas Anderes dafür. Dies erregte dann in der Gesellschaft ein Lächeln und Henriette Herz fürchtete endlich, daß Frau von Staël dies bemerken und befremdlich finden möchte. Um daher einer möglich größeren Unannehmlichkeit vorzubeugen, benutzte sie eine Gelegenheit, dem trügerischen Dolmetscher in scherzendem Tone das Handwerk zu legen. Sophie Bernardi behauptete nämlich, die französische Sprache sei eine durchaus unmusikalische und darum für den Gesang im mindesten nicht geeignet; Schlegel aber übersetzte auf das qu'est-ce qu'elle dit? der Frau von

* Erinnerungen von Henriette Herz.

Staël der Anderen eine Aeußerung, welche einen Lobſpruch auf das melodiſche Element der franzöſiſchen Sprache nicht unähnlich ſah, worauf Henriette Herz den Ueberſetzer berichtigte und ſomit den Fragen der Frau von Staël ein Ende machte, die ſich darauf in der That, hinſichtlich der Sophie Bernardi, mit dem voir parler begnügte.

Frau von Staël gab während ihres Aufenthaltes in Berlin an jedem Freitag eine Soirée, wozu ſie jedesmal nur drei Damen einlud.* Häufig befand ſich Henriette Herz unter dieſen und auch an ihrem letzten Geſellſchaftsabend war dies der Fall. Die Wirthin hatte außerdem noch die Herzogin von Kurland und Frau von Berg geladen und die Unterhaltung war äußerſt belebt, angeregt, und geiſtreich. Beſonders liebenswürdig erwies ſich Prinz Louis Ferdinand, welcher ſogar ſo freundlich war, ſich zu erbieten, ſeinen Flügel zu Frau von Staël bringen zu laſſen und am nächſten Freitag den Gäſten vorzuſpielen.

Doch — der Menſch denkt und Gott lenkt. — Der nächſte Freitag ſollte Frau von Staël ſchon nicht mehr in Berlin ſehen. — Ihr Aufenthalt erreichte ein plötzliches Ende durch die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters. Nur ſechs Wochen hatte ſie in der Hauptſtadt Preußens zugebracht, als dieſe ſchmerzliche Botſchaft

* Leben von Henriette Herz.

sie traf und mit einem Male allen ihren Plänen ein Ziel setzte. Die deutsche Philosophie war augenblicklich vergessen, der hyperboräische Esel bei Seite geworfen, die vielen neuen Beziehungen abgebrochen, und schleunigst wurden ihre Koffer gepackt und ihre Rückreise nach Coppet angetreten. — Sie ahnte noch nicht, welcher Schlag sie bereits getroffen, sie lebte noch der Hoffnung, und gab sich dieser um so unbedingter hin, je mehr die Sorge sie zur Furcht aufrief.

Erst als sie Weimar erreichte, wurde ihr durch einen zweiten Brief die volle Wahrheit bekannt. Entsetzlich war der Ausbruch ihres Schmerzes, Verzweiflung sprach aus ihren Worten, ihren Thränen, sie hatte Krämpfe und Convulsionen, sie schrie und tobte und war im eigentlichen Sinne des Wortes zum Rasendwerden traurig.

Weimar, den 29. April 1804.

Frau von Stein an ihren Sohn:

„Frau von Staël kam eher wieder von Berlin zurück, als Göthe ihren Brief beantworten konnte, weil ihr Vater indessen gestorben ist. Sie ist im eigentlichen Sinne des Wortes zum Rasendwerden traurig, hat Krämpfe, schreit unter Thränen. Es ist betrübt, daß zu all den außerordentlichen Gaben, die ihr die Natur verlieh, sie ihr nicht

auch ein wenig Weisheit gab. Die iſt ihr ganz verſagt. Wilhelm Schlegel hat ſie als Hofmeiſter ihres Sohnes mitgebracht. Morgen geht ſie von hier ab nach Coppet."

Sich zu faſſen war ihr ganz unmöglich. Der Schmerz hatte ſie ſo durchaus überwältigt, daß ihr phyſiſches Unbehagen der Seele keine Beruhigung geſtattete.

Wilhelm Schlegel und Conſtant ſaßen ihr im Wagen gegenüber und verſuchten alle möglichen Troſtgründe, doch vergebliches Bemühen! Sie fühlte, daß Niemand ſie ſo lieben würde, wie ihr Vater ſie geliebt hatte, daß Niemand ſo ſorgend, vertrauend und rathend ſie ferner auf allen Lebensſchritten begleiten würde, wie er es gethan hatte, und die fürchterlichſte Einſamkeit, die Einſamkeit des Herzens, ſtellte ſich wie ein graues Schattenbild vor ihre Seele.

Ein Tag, ein einziger Tag noch, flehte ſie, um noch einmal ihn ſehen, noch einmal ſeine liebe Stimme hören zu können, um in ſeinem Auge zu leſen, daß er den Schmerz ſeines Kindes gewahre und bedaure; aber dieſer eine Tag — wer hätte ihn im Laufe ſeines Lebens nicht für ſich erbeten und nicht das fürchterliche Nein gehört!

Zum erſten Male flößte ihr das grauenerregende Schweigen des Grabes Schrecken ein, zum erſten Male zitterte ihre unruhige, bewegliche Seele vor ſolcher Stille,

ſolcher Einſamkeit. Ihr Auge richtete ſich dabei ſuchend auf die Natur um ſie her, um in ihr etwas zu entdecken, das ihrem Schmerze ein analoges Bild biete; ſie betrachtete die Bäume des Waldes in ihrem Schmucke, in dem lieblichen Grün des Maies, und beneidete ſie um das ſich in ihnen erneuernde Leben, das über ein Jahrhundert ſie fortträgt. Und dem Menſchen, deſſen Geiſt Zeit und Ewigkeit umfaßt, ſollte eine ſo kurze Spanne gewährt ſein, die kaum hinreicht, das Gute zu erkennen, nicht aber um es zu erfaſſen!

Bettina an Göthe's Mutter:

„Diesmal hat ſie mir's recht gemacht, Frau Rath; warum ſchickt ſie mir Göthe's Brief nicht? Ich hab' ſeit dem 13. Auguſt nichts von ihm und jetzt haben wir ſchon Ausgang September. Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau iſt was curioſes, keine andere kann ſich mit ihr meſſen, ſie iſt wie Branntwein, mit dem kann ſich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht iſt. So Branntwein kitzelt auf der Zung' und ſteigt in den Kopf, das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen iſt mir doch lieber, den ſäet der Säemann in die gelockerte Erd', die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen

locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren, da giebt's zuletzt noch ein luſtig Erntefeſt; ich will lieber ein einfaches Weizenkorn ſein, als eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brod breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre. Jetzt will ich Ihr nur ſagen, daß ich geſtern mit der Staël zu Nacht gegeſſen habe in Mainz; keine Frau wollt' neben ihr ſitzen bei Tiſch, da hab' ich mich neben ſie geſetzt; es war unbequem genug, die Herren ſtanden um den Tiſch und hatten ſich alle hinter uns gepflanzt, und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu ſprechen, und ihr in's Geſicht zu ſehen; ſie bogen ſich weit über mich; ich ſagte: „Vos adorateurs me suffoquent," ſie lachte. Sie ſagte, Göthe habe mit ihr von mir geſprochen; ich blieb gern ſitzen, denn ich hätte gern gewußt, was er geſagt hat, und doch war mir's unrecht, denn ich wollt' lieber, er ſpräch' mit Niemand von mir, und ich glaub's auch nicht — ſie mag nur ſo geſagt haben; es kamen zuletzt ſo viele, die alle über mich hinaus mit ihr ſprechen wollten, daß ich's gar nicht länger konnte aushalten; ich ſagt ihr: „Vos lauriers me pêsent trop fort sur les épaules." — Und ich ſtand auf und drängt' mich zwiſchen den Liebhabern durch. Da kam der Sismondi, ihr Begleiter, und küßt' mir die Hand, und ſagte, ich hätte viel Geiſt, und ſagt's den Andern, und ſie repetirten es

wohl zwanzig Mal, als wenn ich ein Prinz wär'; von denen findet man auch immer alles ſo geſcheut, wenn es auch das Gewöhnlichſte wäre. Nachher hört' ich ihr zu, wie ſie von Göthe ſprach; ſie ſagte, ſie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein ſie habe ſich geirrt, ſowohl ſein Benehmen wie auch ſeine Figur paſſe nicht dazu, und ſie bedauerte ſehr, daß er ihn ganz verfehle. Frau Rath, ich wurde zornig über dieſe Reden, ich wandt' mich an Schlegel und ſagt' ihm auf Deutſch: die Frau Staël hat ſich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung; wir Deutſchen erwarten, daß Göthe zwanzig Helden aus dem Aermel ſchütteln kann, die den Franzoſen ſo imponiren, wir meinen, daß er ſelbſt aber noch ein ganz anderer Held iſt. Der Schlegel hat Unrecht, daß er ihr keinen beſſern Verſtand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorbeerblatt, womit ſie geſpielt hatte, auf die Erde; ich trat darauf und ſchubſte es mit dem Fuße auf die Seite und ging fort. — Das war die Geſchichte mit der berühmten Frau; hab' Sie keine Noth mit Ihrem Franzöſiſch, ſprech' Sie die Fingerſprache mit ihr, und mach' Sie den Commentar dazu mit Ihren großen Augen; das wird imponiren; die Staël hat ja einen ganzen Ameiſenhaufen Gedanken im Kopf, was ſoll man ihr noch zu ſagen haben? Bald komm ich nach Frankfurt, da können wir's beſſer beſprechen."

Als sie den Bergen der Schweiz nahten, zeigte ihr Constant auf den Höhen eine Wolke, welche sich in der Gestalt eines riesenhaften Mannes auf eine Felsenspitze gelagert hatte und mit dem sinkenden Abend in Nacht zerfloß. Frau von Staël hielt es für ein ihr vom Himmel gesandtes Zeichen, sie nahm es für ein Symbol von dem Leben ihres Vaters, dessen Dasein jetzt ebenfalls eine ewige Nacht ihrem Blicke verhüllte.

Herzzerreißend erschien ihr Jammer, als sie Coppet erreichte und die Räume betrat, die er bewohnt, wo Alles sie an ihn erinnerte, wo Alles von ihm zu ihr sprach. Hier sollte sie ohne ihn jetzt weilen, dessen Liebe sie hier so warm umgeben und der ihr diesen Aufenthalt allein zu beleben vermocht hatte. Bis zum letzten Augenblicke seines Daseins hatte er sich sorgend mit ihr beschäftigt, während seiner neuntägigen Krankheit hatte er nur ihren Namen genannt, und um sie gesorgt, nur die größte Unruhe über ihre Zukunft ausgesprochen und es bereut, seine letzte Schrift veröffentlicht und dadurch ein Exil für seine Tochter hervorgerufen zu haben, daß sie jetzt doppelt schwer empfinden mußte, wenn in Coppet nur noch die Gräber ihrer Eltern ihr ein Willkommen boten. Mit zitternder Hand hatte er noch im heftigsten Fieber an den ersten Consul geschrieben und ihm versichert, daß Frau von Staël keinen Theil an der Herausgabe dieses Buches gehabt,

daß sie vielmehr gewünscht, es möge nicht im Druck erscheinen.

Das Wort eines Sterbenden besitzt eine überzeugende Kraft! Die letzte Bitte eines Mannes, welcher eine so große Rolle in Frankreich gespielt, und der, als eine Gnade, die Rückkehr seines Kindes in ihr Heimathland erfleht, schien nicht wohl eine abschlägige Antwort erfahren zu können. Mit dieser Hoffnung hatte Necker sein Auge geschlossen.

Als seine Tochter jetzt diesen Schritt ihres Vaters erfuhr, dankte sie ihm mit Thränen für seine liebende Sorge, die ihr den Weg nach ihrem theuren Paris mit seinem letzten Athemzuge zu bahnen bemüht gewesen war.

Sie konnte es nicht glauben, daß der erste Consul einer solchen Bitte ein taubes Ohr leihen würde. Als sie nun aber erfuhr, daß der Brief ihres Vaters ihn kalt gelassen, da lächelte sie bitter über die Thorheit ihrer Erwartung, daß der Haß eines Napoleon vor dem Tode eines Menschen schweige.

Zwölftes Capitel.

Die Reise nach Rom.

Es ist ein schmerzliches Gefühl, in einer Umgebung zu weilen, wo alle Gegenstände uns an den Verlust einer uns theuren Person erinnern. Wie wir auch kämpfen mögen gegen unsern Kummer, so reichen alle Gründe der Vernunft nicht aus, wo die Gewohnheit mit ihrer mächtigen Stimme spricht. Wir reden mit dem Todten, wo unser Herz sich warm der Gegenwart zuwenden sollte und wir gebieten unseren Gefühlen nicht.

Das Ordnen ihrer Angelegenheiten hatte Frau von Staël auf einige Zeit Zerstreuung gewährt. Sie wurde dadurch gewaltsam aus sich selbst herausgerissen und dem Positiven zugewendet; sie mußte gezwungen ihre Gedanken von dem Gegenstande ihrer Trauer entfernen.

Bis zu dem Tode ihres Vaters hatte er alle Geschäfte für sie besorgt und jede damit verbundene Unannehmlichkeit von ihr fern gehalten. Es war ihr daher eine ganz fremde Aufgabe, die Verwaltung der bedeutenden Capitalien zu übernehmen, welche jetzt als Vermögen ihr zufielen; außerdem, daß Frankreich ihrem Vater immer noch die zwei Millionen schuldete, welche er zur Zeit der Revolution dem Staate vorgestreckt.

So wenig gemäß ihr auch diese Art von Geschäften waren, so nahm sie sich doch vor, diese Pflicht Niemand sonst zu übertragen, und allein für das ihren Kindern zu hinterlassende Vermögen einzustehen, das unverkürzt ihnen zufallen sollte.

Mit großer Umsicht widmete sie sich dieser Aufgabe. Man sollte von ihr nicht sagen, daß ihr großer Verstand sie nicht befähigt, auch den praktischen Erfordernissen des Lebens nachzukommen. Sie mußte ihren Kindern den Vater ersetzen und sie wollte es.

Ihr Sohn, August, dem Jünglingsalter nahe, war bis dahin ganz der Leitung des Großvaters überlassen gewesen. — Sie hatte nun seine Erziehung zu leiten, seine Studien zu überwachen. Der Unterricht, welchen Schlegel ihm ertheilte, genügte zu seiner Ausbildung nicht, und da sie Paris jetzt nicht bewohnen durfte, so zog sie einstweilen nach Genf, wo gute Schulen und Lehrer aller Art ihr zu Gebote standen.

Diese Pflichten und Beschäftigungen waren ihrer Stimmung günstig, dies Sorgen und Denken für Andere wirkte wohlthätig auf sie, und beförderte ihre innere Ruhe. — So lange sie in dieser fortwährenden Thätigkeit blieb, so lange diese dringenden Anforderungen der Außenwelt an ihre Thüre klopften, vergaß sie ihres Schmerzes und fühlte eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken, den

Wünſchen des ihr ſo theuren Verſtorbenen entſprechend zu handeln, und ſeiner Billigung gewiß zu ſein. Dies innere Bewußtſein that ihr wohl und verlieh ihr neue Kräfte.

Endlich aber war Alles geordnet, Advocaten und Gerichte drängten ſie nicht mehr und es wurde ſtille um ſie herum. Ihre Kinder lagen ihren Studien ob, Schlegel arbeitete mit ihnen, oder auch für ſich, Benjamin Conſtant las die Zeitungen, warf ſehnſuchtsvolle Blicke zu den Wolken hinauf, die für ihn alle nach Paris zogen, und blätterte in Schiller und Göthe, um vielleicht, wie Schlegel durch Shakeſpeare, durch die Ueberſetzung eines deutſchen Dichters einen Namen zu erwerben; denn ſeine Eitelkeit bedurfte des Beifalls, er konnte das Leben nicht ertragen, das ohne Handlung an ihm vorüberging, er mußte ſeine Rolle ſpielen, und als Schauſpieler auf der politiſchen Bühne ſeine Lorbeeren ernten.

Frau von Staël konnte durch ſeine Nähe nicht getröſtet und beruhigt, ſondern nur unterhalten und aufgeregt werden. — Er hatte die Sprache in ſeiner Gewalt, er ſtritt mit ihr, ſtellte Paradoxen auf und ließ ſie wieder fallen und dieſe Gymnaſtik des Geiſtes zerſtreute ſie Beide auf Stunden.

Ein Buch in die Hand zu nehmen, war ihr jetzt noch unmöglich. — So oft ſie ſich lebhaft bewegt fühlte, ſo oft ein Schmerz, ein Kummer ſie traf, befand ſie ſich außer

Stand, ihre Gedanken auf etwas zu richten, das damit in keinem Bezug ſtand. So auch jetzt. — Sie ſchlug Seite nach Seite um und wußte nicht was ſie las.

Nur ſchreiben konnte ſie in ſolcher Stimmung. Aber auch dazu gebrach ihr jetzt der Muth. Ihr Vater konnte nicht mehr leſen, was ſie ſchrieb, konnte ſich nicht mehr freuen, wenn ihr Name rühmend genannt wurde; er allein hatte dieſen wahren, warmen Antheil an ihr genommen, ohne ihn fühlte ſie ſich verlaſſen und allein.

„Warum klagen Sie über Einſamkeit?“ fragte ſie Conſtant. „Iſt Ihnen denn die Freundſchaft nichts! Bin ich denn nicht da, um den Sonnenſchein, wie den Sturm mit Ihnen zu theilen, ſtehe ich Ihnen nicht zur Seite, um mich Ihrer Erfolge zu erfreuen? Gilt mein Beifall Ihnen ſo wenig, daß Sie, ihn zu gewinnen, nicht ſchreiben können? — Iſt Ihre Muſe ſtumm, ſobald ſie vor mir ihre Zither ertönen laſſen ſoll?“

Frau von Staël ſchüttelte wehmüthig ihr Haupt. „Nur ein Vater vermag rein und uneigennützig zu lieben,“ ſagte ſie traurig; „nur er konnte ſich wahrhaft an meinen Erfolgen freuen! Sie, Benjamin, mit aller Freundſchaft für mich, ſind darin allen Männern gleich, daß die Selbſtliebe im Cataloge Ihrer Leidenſchaften die erſte Stelle einnimmt.“

Damit verließ ſie das Zimmer.

Betroffen sah Benjamin Constant ihr nach. Er mochte wohl fühlen, daß sie nicht so ganz Unrecht hatte.

Freilich wäre er der erste Mann gewesen, welcher einer Frau den Ruhm gegönnt hätte, durch ein Talent zu glänzen, in irgend einer Wissenschaft etwas zu leisten und Frau von Staël kannte ihn genug, um keine solche Ausnahme von ihm zu erwarten.

Man schildere den Schmerz nicht, wenn man behaupte, daß man den Tod diesem peinlichen Gefühle vorziehen würde, sagte sie oft; denn um wie kleiner Dinge wäre nicht die gleiche Versicherung gegeben worden? Aber Armuth, Blindheit, jedes Unglück, das den Menschen treffen könne, nannte sie gering, sobald ihr Vater ihr dabei zur Seite stehe, und keine Lage des Lebens schien ihr, ohne ihn, noch begehrenswerth. — Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt; denn Verzweiflung ist das Gefühl gänzlicher Hoffnungslosigkeit auf irgend ein zu kommendes Glück.

Ihre Gesundheit litt.

Ein Arzt wurde gerufen und erklärte, daß nur Veränderung des Ortes, ein anderes Klima, andere Menschen, andere Gegenstände, ihren Schmerz zerstreuen, und ihren Nächten Ruhe geben könnten. Er rieth daher eine Reise nach Italien und einen Winteraufenthalt in Rom, dessen Kunstschätze, hoffte er, sie aus jener Apathie ziehen würden, welche der Schmerz, wenn er dauernd ist, nach sich zieht. —

Sie mußte ſich dieſer Anordnung fügen; doch beſtand ſie darauf, nicht früher von Coppet ſcheiden zu wollen, bis ſie eine Biographie ihres Vaters abgefaßt habe, welche der Welt zeigen ſollte, welche Tugenden er beſeſſen, aus welchen Beweggründen er gehandelt, was er als Gatte und Vater geweſen, und wie ſehr er ſeine Tochter geliebt. Nach Vollendung dieſer Aufgabe war ſie bereit, eine Reiſe zu unternehmen, welche ſie ohne Hoffnung und ohne Freude, mit dem Gedanken an ihren Tod, antrat.

Wie ein irrender Geiſt wanderte ſie in den Nächten umher. Um dieſer ſich ſteigernden Aufregung ein Ziel zu ſetzen, rieth ihr der Arzt den Gebrauch des Opium, den ſie ſeit dem Augenblicke leider! nie wieder aufgeben konnte.

Auguſt Wilhelm Schlegel hatte ſich ſchnell bei ihr eingewohnt. — Seine Aufmerkſamkeiten für die geiſtreiche Frau waren ſo ausgeſucht, ſein Lob ihres Talentes ſo überſchwenglich, daß Benjamin Conſtant ſich im Stillen des Argwohnes nicht erwehren konnte, der deutſche Gelehrte wünſche ihr mehr noch zu ſein, als ein Freund und Lehrer ihrer Kinder. Der Augenblick war indeſſen für das Anbauen eines näheren Verhältniſſes höchſt ungünſtig. Ihre Trauer war ſo tief, daß ſie ſeine Bemühungen als einen Ausdruck ſeines Mitleids hinnahm, und in dieſem Sinne ſie ihm dankte.

Der älteſte Sohn der Frau von Staël reifte bereits

zum Jüngling heran und ſtand ſeiner Mutter wie ein Freund zur Seite; auch behandelte ſie ihn ſo und forderte bei allen Vorkommniſſen ſeinen Rath und ſeine Billigung. Seine unbegrenzte Liebe lohnte ihr dies Vertrauen.

Die Sommermonate waren auf dieſe Weiſe langſam verſtrichen. Benjamin Conſtant hatte ſie benutzt, eine Ueberſetzung von Schiller's Wallenſtein zu beginnen. Während ſie an der Biographie ihres Vaters arbeitete, und in den Morgenſtunden daher ſeiner nicht bedurfte, konnte er ſich ungeſtört dieſer Aufgabe widmen.

Mit verweinten Augen erſchien ſie dann am Mittage in ihrem Familienkreiſe. Die Erinnerung der vergangenen Tage, das Aufzeichnen jeder einzelnen Aeußerung der Liebe, aus den letzten Lebenstagen ihres Vaters, ließ den Quell ihrer Thränen immer auf's Neue ſtrömen.

In demſelben Cabinette des Schloſſes in Coppet, wo Necker gearbeitet, an dem Fenſter, wo ſein Schreibtiſch geſtanden, verzeichnete ſie dieſe Erinnerungen. Von hier aus überſah ſie das kleine Gehölz, wo ſein Grabmal aufgerichtet war, ſowie die lange Allee, wo er ihr bei jedem Scheiden ein letztes Lebewohl zuwinkte, und ſein weißes Taſchentuch noch in weiter Ferne ihr ſeine letzten Grüße nachſandte.

Sie entſann ſich hier des vergangenen Herbſtes, wo ſie an einem Abend an dieſem nämlichen Platze ihm zur

Seite geſeſſen, und vielleicht in momentaner Vorahnung ihres Verluſtes, ihm die Frage geſtellt hatte, was aus ihr werden ſolle, wenn ſie jemals ohne ihn zu leben gezwungen ſein würde?

„Mein Kind!“ hatte er mit gebrochener Stimme erwiedert, „Dieu mésure le vent aux brebis dépouillées.“

„Ach!“ ſagte ſie ſich jetzt. „Dies Leid iſt mir nicht erſpart worden; ich bin ohne Vaterland und ohne Vaterhaus; das Grab meiner Eltern iſt meine einzige Heimath.“

Aber ſo tief ihr Kummer auch war, nie machte er ſie theilnahmlos, nie vergaß ſie ihrer Freunde, und wurde gleichgültig gegen das, was ſie betraf. — So ſchrieb ſie an Madame Récamier, als dieſe ihr Vermögen verloren hatte:

Genf, den 17. November 1804.

„Ach! meine liebe Juliette, welchen Schmerz hat mir dieſe entſetzliche Nachricht verurſacht; wie verwünſche ich mein Exil, daß mir nicht geſtattet, zu Ihnen zu eilen und Sie an mein Herz zu drücken! Sie haben Alles verloren, was das Leben leicht und angenehm macht; wären Sie aber auch noch mehr geliebt, noch intereſſanter, wie Sie ſind, es hätte Sie dennoch getroffen. Ich werde an Herrn Récamier ſchreiben, ihm zu ſagen, wie ich ihn beklage und ehre. Aber, ſagen Sie mir, hieße es träumen,

Sie dieſen Winter hier zu ſehen? — Wenn Sie ſich entſchließen könnten, drei Monate in einem kleinen Kreiſe zuzubringen, wo man Sie auf Händen trüge; doch auch in Paris geſchieht Ihnen das Gleiche. Enfin, wenigſtens nach Lyon, oder an die Grenze meiner vierzig Meilen, komme ich Sie zu ſehen, zu umarmen, und Ihnen zu ſagen, daß ich für Sie mehr Zuneigung hege, als für irgend eine Frau der Welt. Ich weiß Ihnen zum Troſte nichts zu ſagen; außer, daß man Sie jetzt noch mehr lieben und ſchätzen wird, und daß die ſchönen Züge Ihrer Großmuth und Wohlthätigkeit durch Ihr Unglück erſt recht gekannt ſein werden. Ohne Zweifel ſind Ihre Verhältniſſe für Sie nicht mehr das, was ſie waren; dennoch, könnte ich beneiden, wen ich liebe, ſo würde ich Alles hingeben um Sie zu ſein. Eine Schönheit, die in Europa nicht ihres Gleichen hat, ein fleckenloſer Ruf, ein ſtolzer und großmüthiger Charakter, welche Quellen des Glückes noch in dieſem Leben, où l'on marche si dépouillé.

„Theure Juliette! Möge unſere Freundſchaft ſich befeſtigen; möge ſie nicht nur von großmüthigen Dienſten, die Sie mir erwieſen, ſich nähren, ſondern durch einen fortgeſetzten Briefwechſel, ein gegenſeitiges Bedürfniß des Austauſches, eines gemeinſamen Lebens. Chère Juliette, Sie könnten mich nach Paris zurückkommen laſſen, denn Sie ſind ſtets eine allmächtige Perſon, und wir werden

uns alle Tage ſehen; und da Sie jünger ſind als ich, ſo werden Sie mir die Augen ſchließen, und meine Kinder werden Ihre Freunde ſein. Meine Tochter hat heute über meine und Ihre Thränen geweint. Chère Juliette, dieſer Luxus, welcher Sie umgab, hat uns zur Annehmlichkeit gedient; Ihr Vermögen iſt das unſrige geweſen, und ich fühle mich ruinirt, weil Sie nicht mehr reich ſind. Glauben Sie es mir, man iſt noch glücklich, wenn man ſo geliebt wird.

„Benjamin will Ihnen ſchreiben; er iſt ſehr bewegt. Mathieu de Montmorency ſchreibt mir einen ſehr rührenden Brief über Sie. Theure Freundin, möge Ihr Herz inmitten ſo vielen Schmerzes ruhig ſchlagen. Hélas! weder der Tod noch die Gleichgültigkeit Ihrer Freunde droht Ihnen, und das nur ſind ewige Wunden. Adieu, lieber Engel, Adieu! Ich küſſe Ihr liebes Geſicht mit Ehrfurcht.“

Am 25. October 1804 hatte Frau von Staël endlich die nachgelaſſenen Papiere ihres Vaters völlig geordnet und übergab dieſe, mit ihrem Berichte über ſeinen Charakter und ſein Privatleben, dem Drucke; dann erſt brach ſie nach Italien auf.

Sie hatte bis dahin keinen Sinn für die ſchönen Künſte bewieſen. Die Muſik ausgenommen, welche ſie leidenſchaftlich liebte, war ſie gleichgültig gegen Alles,

was nicht den Geist in Anspruch nahm. Jetzt erst, unter dem milden Himmel des glücklichen Italiens, sollte sie zu andern Anschauungen übergehen, und mit dem Auge genießen lernen. Eine neue Welt der Anschauung ging ihr damit auf; ein neues Leben begann für sie.

Sie besuchte, von Schlegel, Benjamin Constant und ihren Kindern begleitet, Rom und Neapel. — So traurig gestimmt sie ihre Reise auch angetreten hatte, so überwältigend wirkte das Neue der Scene auf sie und entriß sie gewaltsam ihren Erinnerungen. Die schönen Künste verfehlten ihre Macht nicht. — Paris, die Politik, die Sehnsucht ihres vereinsamten Herzens, alles Vergangene, aller Schmerz der Gegenwart, verlor sich bei dem Anschauen des vielen Schönen, welches die Jahrtausende hier aufgehäuft. — Sie athmete eine andere Luft, sie hörte eine andere Sprache, die vergangenen Jahrtausende redeten mit ihr, und lenkten ihren Blick in die weiteste Ferne. Sie traf in Rom den jugendlich blonden Canova, den sie früher schon in Paris bei sich empfangen hatte, sie traf die beiden Humboldt's, Elise von der Recke, eine Menge Gelehrter und Künstler aus allen Gegenden der Erde, und schließlich hatte sich auch Sophie Bernardi aus Berlin noch eingefunden, vielleicht nur, um nachzusehen, ob der geistreiche Schlegel seine Flamme für sie unter den Glutaugen der interessantesten Frau der Welt, wach zu erhalten

vermocht habe. Ob ſie eine Täuſchung erfuhr, ob ſeine Treue die Probe nicht beſtanden hatte, geſtand ſie nur ſich ſelbſt ein.

Joſeph Bonaparte hatte Frau von Staël auch hierher mit Empfehlungen verſehen, um ihren Aufenthalt ſicher und angenehm zu machen; ſie wurde daher auf das Zuvorkommenſte empfangen. — Bald ward ihr Haus der Sammelplatz aller Perſonen von Auszeichnung und inmitten der glänzenden Geſellſchaft leuchtete ihr Geiſt wie ein heller Stern und belebte alles, was ihr nahte.

Ihr Talent zum Improviſiren, ihre Gabe der Declamation, des Vortrags von Rollen, das Alles erwachte hier zu neuer Blüthe und wie in einem fortwährenden Rauſche befangen, theils durch den ihr gezollten Beifall und durch die gewonnene Bewunderung; theils durch den ihr neuen Enthuſiasmus für die Künſte genährt — vergaß ſie ſich ſelbſt und was ihrem Leben an eigentlichem Glücke fehlte, und ihr Schmerz ſtand eine Weile ſtill.

Was ſie hier erlebte, geſtaltete ſich in ihr zu einem Kunſtwerke, und „Corinna," ein Buch, das jedem Leſer bekannt iſt, war die Frucht ihres Aufenthaltes in Rom.

Dreizehntes Capitel.

Der Haß Napoleon's.

Reich an Erinnerungen kehrte Frau von Staël im Sommer 1805 aus Italien zurück und wählte abermals Coppet zu ihrem Aufenthalte. Die Zeit hatte ihren mildernden Einfluß geübt. Sie hatte es lernen müssen, der ewig wachen Fürsorge ihres Vaters zu entbehren, sie hatte sich daran gewöhnen müssen, daß sein Auge sie nicht mehr auf allen ihren Schritten begleitete, daß sein Beifall sie nicht länger spornte. Wehmuth allein erfüllte jetzt noch ihre Seele, als sie Coppet betrat und in seinem Zimmer den Platz leer fand, wo er so oft mit zärtlichem Blicke und trostreichem Worte sie willkommen geheißen.

Indem sie die gewohnten Stätten betrat, indem die alten Beziehungen sich wieder anknüpften, kehrten ihre Gedanken freilich auch häufiger in die Vergangenheit zurück und weilten bei dem Geschiedenen; doch läuterten sich ihre Empfindungen zugleich mehr und mehr von jener Selbstsucht, welche bei einem Verluste nur sich bedauert. An die Stelle der Trauer trat die Dankbarkeit für so viele empfangene Liebe, für das viele gewährte Glück der entschwundenen Jahre, und erwärmte ihr Herz mit einer neuen, edleren Flamme. Um ihrem Schmerze nicht auf's Neue

nachzuhängen, begann ſie jetzt eifrig an ihrem Romane, Corinna, zu ſchreiben. Dieſe Beſchäftigung, nebſt dem Unterrichte ihrer Kinder, den ſie zum Theil ſelbſt leitete, füllte ihre Morgenſtunden aus, während der Nachmittag und Abend ihren Freunden gehörte.

An Gäſten fehlte es ihrem Hauſe nicht; das Jedem die gaſtlichſte Aufnahme zu Theil werden ließ. Der Name von Frau von Staël war bereits weit und breit bekannt. Jeder Fremde, deſſen Fuß nur entfernt in ihr Bereich kam, ſcheute den Umweg über Coppet nicht, um die berühmte Frau zu ſehen. Der Sommer und Herbſt führte daher einen beſtändigen Wechſel von Fremden zu ihr, und nur die Wintermonate brachten jene Einförmigkeit, welche dem Bewohner der Städte ſo läſtig iſt. Um dieſer Stille zu entgehen, ſiedelte ſie, ſo wie die Wege für den Reiſenden unfahrbar wurden, nach Genf über.

Die Geſelligkeit dieſer Stadt bot ihr keinen Gewinn; denn die ſtrengen Republikanerinnen mißachteten ſie und ihre Prüderie wurde durch das offene Weſen der genialen Frau zurückgeſchreckt. Ihre Anſichten des Wohlanſtändigen waren einſeitig und ſtrenge, der Ton der Pariſer Salons klang ihnen befremdend, die Gewohnheiten des dortigen Lebens erregten ihnen Anſtoß.

Den Vorurtheilen Anderer Conceſſionen zu machen, ward Frau von Staël unmöglich. Ihr Wahlſpruch

war: „fais ce que dois, advienne que pourra.“* Sie kannte keinen anderen Maßstab für ihr Thun und Lassen als ihre Neigung und ihren Geschmack, und wollte keine Beschränkung von Personen dulden, welche ihr geistig so wenig ebenbürtig waren. Dieser Stolz machte sie unbeliebt.

Wer nicht mit der Menge geht, wird sie gegen sich haben; und dann ist sie ein gefährlicher Opponent.

Die schönen, strengen Genferinnen besuchten die Gesellschaften der Frau von Staël; aber nur um bittern Tadel an der Wirthin zu üben, die vorlas, declamirte, Comödie spielte, kurz Alles aufbot, um sich selbst und Andere so angenehm, wie nur möglich, zu unterhalten. Weil sie diese Talente nicht besaßen, darum sollte jene sie nicht vor ihnen üben.

Der ewig rege Geist der Frau von Staël trieb auch ihre Umgebung an, einen höhern Maßstab an die eigenen Kräfte zu legen. Die geistige Atmosphäre, in der man sich bewegte, wirkte vernichtend auf ein schwaches Gemüth; wer aber mitzugehen vermochte, der sah sich gefördert. Dies war auch der Fall mit August Wilhelm Schlegel, dessen Energie und Schwung sich steigerte, seit er zu der bedeutenden Frau in Beziehung getreten war, welche es ver-

* Thue was du kannst und dann komme was da will.

ſtand, ſchlummernde Talente zu wecken, verborgene Schätze zu heben.

Waren keine Gäſte da, ſo trug Jeder am Abend vor, was er am Tage gearbeitet, und hörte das Urtheil der Zuhörer. Dieſer Austauſch ſpornte und förderte.

Auch „Corinna" wurde in einzelnen Capiteln dem kleinen Kreiſe vorgeleſen, und mit Beifall und Staunen angehört. Jeder erkannte in der Heldin die Verfaſſerin, wie ſie ſelbſt zu ſein wünſchte, und zum Theil auch war; die Schönheit ausgenommen. — Die Kämpfe des eigenen Herzens, ſo wie deſſen Täuſchungen, ihre Liebe zum Ruhme, ihre Stellung zu der Welt, die Schwäche der Männer, das Alles trat hier idealiſirt in ſchöner künſtleriſcher Form zuſammengefaßt vor den Hörer hin, und machte ihn oft in ſeinem Urtheil im Beiſein der doppelt betheiligten Verfaſſerin verlegen.

Benjamin Conſtant vor Allem, erkannte ſich nur zu häufig in Lord Nelvil wieder, ohne es jedoch laut zugeſtehen zu wollen. Ein eigenthümlich unbehagliches Gefühl beſchlich ihn dann oft. Er richtete ſein Auge mitunter forſchend auf Schlegel hinüber, ob auch er die bezeichnete Perſon errathe; dieſer jedoch ſchien nur die künſtleriſche Darſtellung in das Auge zu faſſen, ohne ſich um die Quelle, aus der der Stoff hervorgegangen, zu bekümmern. In beredten Worten ſprach er ſeinen Beifall gegen die

Verfasserin aus und prophezeite ihr einen Ruhm, wie ihn noch vor ihr keine Frau erworben.

Schlegel ahnte freilich nicht, wie tief innerlich Benjamin Constant sich an dem Werke betheiligt fühlte und ermahnte ihn daher oft, in sein Lob mit einzustimmen; — aber das war vergebliches Bemühen. Er schwieg beharrlich, weil er sich innerlich verletzt fühlte, selbst ohne es sich mit Bestimmtheit einzugestehen. Das Bild seiner Schwäche trat ihm bei dieser Schilderung Lord Nelvil's so deutlich vor die Seele, daß er eine Art Erbitterung gegen Frau von Staël empfand, deren er vergeblich Herr zu werden sich bemühte. Seine gekränkte Selbstliebe ließ sich durch nichts beschwichtigen.

Um sich von dieser drückenden Empfindung frei zu machen, begann er seinerseits einen Roman zu schreiben, welchen er Adolphe benannte.* In diesem schilderte er seine Seelenkämpfe, und machte aus sich das Opfer einer von ihm unerwiederten Liebe; doch, trotz allen Bemühens, die ganze Schuld eines drückenden Verhältnisses auf die Heldin zu wälzen, erblicken wir auch hier abermals einen schwachen Charakter, der das Eine will und das Andere nicht lassen kann. — Ihm selbst aber blieb es verborgen, wie sehr ähnlich ihm sein männlicher Doppel-

* Dieser Roman erschien 1816.

gänger wurde, und er genoß, während er schrieb, des stillen Triumphes seiner völligen Rechtfertigung auf dem Papiere. Unter mancherlei kleinen Reibungen zwischen ihm und Frau von Staël schwand der Winter, und mit dem Frühlinge brach sie von Genf auf, um ihr liebes Frankreich wieder zu sehen.

Sie war von Paris noch immer exilirt; doch durfte sie vierzig Meilen von der Hauptstadt entfernt wohnen, und in diesem Bereiche suchte sie jetzt einen Aufenthaltsort, um den Druck ihres Buches zu überwachen.

Ihr ältester Sohn, August, den ihr Vater ganz erzogen hatte, und der ihm im Aeußern, wie dem Charakter nach sehr ähnlich war, besuchte die polytechnische Schule; von ihm brauchte sie sich auf diese Weise nicht ganz zu trennen, er konnte sie wöchentlich besuchen und eine Fahrt nach Paris durfte auch ihr Niemand versagen; denn eine so strenge Aufsicht herrschte an den Thoren der Stadt nicht, um sie bei ihrer Ankunft zurückzuweisen. Fouché haßte ja alle unnöthige Strenge. Bonaparte, im Zenith seiner Macht, hatte von einer Frau, welche sich jetzt noch dazu nur mit Literatur beschäftigte, wenig zu fürchten und seinem persönlichen Hasse lieh er sich wenigstens das Mal nicht so weit, um Maßregeln der äußersten Härte zu ergreifen.

Zuerst ließ sich Frau von Staël nur in Auxerre nieder;

nachdem sie hier einige Zeit unbeachtet gewohnt, versuchte sie Rouen, und, als immer noch kein Schritt gegen sie erfolgte, um ihrer Annäherung an die Hauptstadt vorzubeugen, wagte sie es, Paris wieder etwas näher zu kommen und in Auberge en ville ihren Aufenthalt zu nehmen, wo ihre Freunde sie bequemer und öfter aufsuchen konnten, als eine weitere Entfernung es ihnen zu thun gestattet hätte.

Hier sah sie Mathieu de Montmorency bei sich, hier kam ihre schöne Freundin, Madame Récamier, zu ihr, hier überließ sie sich wieder dem ganzen Zauber des Pariser Gesellschaftslebens. August Wilhelm Schlegel erblickte sie jetzt zum ersten Male ganz in ihrem Elemente. — Alle Erinnerungen ihrer glücklichen Tage wachten wieder in ihr auf, alle Träume ihrer Kindheit erstanden vor ihr. Das Glück, dessen Ahnung sie in sich trug, trat mit neuem Hoffnungsglanze vor ihre Seele, der Ruhm, nach dem sie einst so lebhaft gedürstet, erfüllte wieder mit ganzer Sehnsucht ihre Brust. Wie, wenn das Erscheinen ihrer Corinna ihre stolzesten Träume verwirklichen sollte?

Täglich, ja stündlich konnte sie jetzt Nachricht von ihren Freunden aus Paris erhalten, zu jeder Minute war es ihr gestattet, mit ihren Bekannten zu verkehren, auf dem Balcon ihres Landhauses sitzend, blickte sie die Straße entlang und erspähte, wer sie mit seinem Besuche über-

raſche. Mit einem Gefühle der Wonne nahm ſie dieſe Veränderung ihrer Lage hin und baute auf das errungene Gute die Hoffnung noch größerer Vergünſtigungen. War ſie Paris ſchon ſo nahe gerückt, ſo würde ſich endlich auch kein Hinderniß mehr bieten, dort ganz wieder heimiſch zu werden.

„Ah! Conſtant!“ ſagte ſie eines Tages, als ſolche Gedanken lebhaft vor ihre Seele traten, „die Zukunft wird mich endlich doch noch für ſo vieles Leid, für ſo manche Entbehrungen entſchädigen! Ich denke mir es ſo ſchön, mit meiner Corinna zugleich in mein liebes Paris einzuziehen, und den Eindruck meines Buches auf das Publikum mit eignen Augen zu ſehen.“

„Es giebt dort kein Capitol!“ ſagte er ſpöttiſch; „man krönt dort keine Dichterinnen, nur Helden gewinnen den Lorbeer.“

„Der Beifall meiner Freunde wird mich krönen; ich werde mein Lob in ihren Mienen leſen, und glücklich ſein; ſie werden mich meines Talentes wegen lieben, und ihre wachſende Zuneigung wird mir die ſchönſte Lorbeerkrone reichen.“

„Daran zweifle ich,“ erwiederte er.

„Warum das?“ fragte ſie verwundert.

„Weil Corinna, trotz ihrer Triumphe, am gebrochenen Herzen ſtarb,“ erwiederte er hart.

„Das ſagen Sie mir, Benjamin!“ rief Frau von Staël leidenſchaftlich. „Das machen Sie mir zum Vorwurfe? — Fühlen Sie denn nicht die Unwürdigkeit ſolcher Sprache, einer Frau gegenüber, die Ihnen hätte ihr ganzes Glück verdanken mögen, und weil ſie es nicht konnte, ſich Troſt ſuchte, wo ſie ihn zu finden vermochte! Sie ſind grauſam!“

„Sie kennen ſich ſelbſt nicht, Germaine!“ erwiederte Conſtant mit ungewöhnlichem Ernſte. „Sie ſuchen die Urſache Ihres unſtäten Sinnes, Ihres nach Glück lechzenden Herzens, in dem Mangel eines beſtimmten, unauflöslichen Bandes, das ſie aus Neigung an einen Mann knüpfe; und Sie irren. Die Ehe iſt ein Zuſtand der Ruhe, und die Ruhe haſſen Sie. Die Ehe führt alle Empfindungen in ein gewiſſes Maß zurück, und Sie lieben nur das Ueberſchwengliche; die Ehe fordert eine gegenſeitige Berückſichtigung, während Sie den Mann Ihrer Wahl zu Ihren Füßen ſehen und ihn beherrſchen wollen. Dieſes Joch fürchtet ein Jeder. Sie haben mich, den jüngeren Gefährten, auf die Bahn des Ruhmes geführt, Germaine, ich habe Ihren Geiſt bewundert, ich bin durch Ihre Unterhaltung bezaubert worden, und ſo oft ich es auch verſucht habe, mich von Ihnen zu entfernen, ſo hat es mich immer wieder zu Ihnen zurückgezogen, und immer auf's Neue habe ich Sie ſuchen müſſen, die ich

fliehen wollte. In diesem Kampfe sind meine schönsten Jahre entschwunden, daß ich Sie Ihnen opferte, — wollen Sie es mir zum Vorwurfe anrechnen? — Glauben Sie es mir, es war besser für uns Beide, daß keine unauflösliche Fessel uns band, das wir einander frei gegenüber standen. An einander gekettet, wäre aus dem Muß unseres Zusammenlebens vielleicht der Haß emporgewachsen, während jetzt, wenn die Jahre der Leidenschaft geschwunden sind, ein schönes Freundschaftsverhältniß für den Abend unseres Lebens bleibt."

„Bleibt, Constant? Wer aber sagt mir, daß Sie mir bleiben?" rief Frau von Staël leidenschaftlich aus. „Ist nicht Alles im Leben dem Wechsel unterworfen? — Wer steht mir dafür, daß auch Sie nicht neue Beziehungen finden, daß auch Sie sich nicht von mir entfernen und was dann? — Durch die Gewohnheit so vieler Jahre an Sie gekettet, bleibe ich dann einsam zurück, mit dem trostlosen Gefühle des Verlassenseins! — Diesen Zustand habe ich stets, wie den größten Fluch, gefürchtet, und ihn im Voraus durchgekostet, indem ich ihn in meiner Corinna geschildert. Für eine Frau giebt es kein Glück als in der Ehe. Sie muß eines Freundes gewiß sein, sie muß eine Beziehung im Leben kennen, die keinem Wechsel unterworfen ist, sie muß auf dieser kleinen Erde, wo alles

wechſelt, irgendwo ihren Anker werfen! Wer ſteht mir jetzt dafür, daß Sie mich nicht verlaſſen, Conſtant?"

„Ich ſelbſt," erwiederte er mit ungewiſſem Tone, — „Ich ſelbſt, Germaine."

Sie maß ihn einen Augenblick nachdenklich mit ihrem großen, klugen Auge.

„Sie ſelbſt?" wiederholte ſie dann gedehnt. — „Wenn Sie für ſich ſelbſt verantwortlich ſein können! — Ich habe Ihretwegen den Tadel der Welt hingenommen, Benjamin, ich habe das Glück, Sie um mich zu haben, mit mancher Thräne erkauft, um die meine Kinder vielleicht einſt noch mit mir rechten werden — ich habe meinem herrlichen Vater manche trübe Stunde durch meine Beharrlichkeit verurſacht, und — werde vielleicht noch die bittere Erfahrung machen müſſen, daß ich auf Sand gebauet. — Eine Ahnung ſagt mir, es ſeien mir noch bittere Stunden durch Sie aufbehalten."

„Warum dies Mißtrauen?" rief Conſtant verlegen. „Worauf begründet es ſich?"

„Auf Ihren Charakter, Benjamin, Sie bedürfen, um feſt zu ſtehen, eines Anhaltepunktes, einer Stütze. Sie ſind ein Kind des Augenblickes, jeder neue Eindruck reißt Sie hin, Sie können für ſich ſelbſt nicht verantwortlich ſein; ſeit unſerer Rückkehr aus Italien finde ich Sie überdem unendlich verändert! Was fehlt Ihnen?"

„Aufrichtig geſagt, Germaine, Sie haben mich durch den Charakter des Nelvil beleidigt. Ich verdiene eine ſolche Schilderung nicht.“

„Warum ſich in einem ſolchen Bilde erkennen, wenn es Sie nicht trifft?“ fragte ſie lächelnd. „Sie ähneln ihm nur, wenn Sie ihm gleichen wollen.“

Er wußte darauf keine Antwort zu finden, und ſuchte nach einer Ausflucht, welche er endlich darin fand, ihr vorzuwerfen, daß ſie Auguſt Wilhelm Schlegel ihm vorziehe. Sie lachte laut. „Dann haben Sie ſich wenigſtens einen Nebenbuhler ausgeſucht, der die Künſte zu Hülfe ruft um mir zu gefallen,“ erwiederte ſie, auf Schlegel's gemachte Toilette anſpielend, die ihm geckenhaft ſtand und Frau von Staël zu mancherlei Scherzen Veranlaſſung gab. Ein Beſuch unterbrach ſie bei dieſem Theile ihrer Unterhaltung und ließ ſie ſobald nicht wieder darauf zurückkommen. Der jugendliche Oehlenſchläger ließ ſich melden, und mit Verwunderung erblickte Frau von Staël einen Dichter aus dem fernen Norden vor ſich, mit dem ihre Bekanntſchaft mit der Dichterin Friederike Brun aus Kopenhagen, ſie zum erſten Male bekannt gemacht.

Auf das Herzlichſte hieß ſie ihn willkommen und forderte ihn auf, ſie auf ſeiner Reiſe durch die Schweiz in Coppet aufzuſuchen und einige Zeit bei ihr zuzubringen.

„Sie müſſen auch Schlegel kennen lernen,“ ſagte ſie,

mit einem lächelnden Blick auf Conſtant, welcher deſſen Eiferſucht zum Gegenſtande hatte. „Herr von Rebecque wird vielleicht ſo gütig ſein, ihn zu rufen.“

Schlegel erſchien und wurde von Frau von Staël auf eine Weiſe vorgeſtellt, welche ihr Bemühen verrieth, ihn hervor zu heben, denn ſeine Eitelkeit hätte es nicht ertragen, als der Lehrer ihrer Kinder in ihrem Kreiſe aufgenommen zu werden, das fühlte ſie, und ließ es ſich darum angelegen ſein, jedem Gaſte ſogleich ſeine Verdienſte um die Literatur und ſein Talent als Schriftſteller zu nennen, bevor ihm die Verpflichtungen bekannt wurden, welche er ihr und ihren Kindern gegenüber zu erfüllen verſprochen. — Ihre Großmuth, ſowie ihr gutes Herz, ließen es nicht zu, daß die kleinliche Anſicht der Welt an Schlegel rächen ſollte, was er ihr und ihrem Hauſe Gutes und Nützliches erwies.

Corinna ging nun aus der Preſſe hervor, und wurde ausgegeben. Mit athemloſer Ungeduld erwartete Frau von Staël den Eindruck dieſes Buches auf das Publikum, und die Früchte, welches es ihr dem Kaiſer gegenüber reifen würde. — Sie ahnte nicht, wie trügeriſch ihre Hoffnungen ſich erweiſen ſollten!

Höchſt peinlich wurde ſie daher überraſcht, als die Nachricht einlief, ein neues Exil bedrohe ſie, und als der Jahrestag, welcher ihr ihren unvergeßlichen Vater geraubt hatte, den erneuerten Befehl brachte, von Heimath und

Freunden noch einmal ſcheiden zu ſollen. Sie konnte es lange nicht glauben, daß dieſe Botſchaft Wahrheit ſei.

Wie eine Verzweifelnde nahm ſie dieſen neuen Schlag des Schickſals hin. Händeringend wanderte ſie in ihren Gemächern auf und ab, und fand vor Schluchzen keine Worte, um ihren Schmerz auszudrücken. Wenn ſie nicht in Paris ſein durfte, wenn ſie ſich dort nicht des Beifalls ihrer Freunde und Zeitgenoſſen erfreuen ſollte, ſo hatte das Leben keinen Reiz mehr für ſie, ſo fühlte ſie ſich geiſtig ertödtet.

Man beging an ihr eine Ungerechtigkeit, und ſie hatte keine Waffe zu ihrer Vertheidigung. Eine Frau fühlt in ſolchen Fällen auf das Schmerzlichſte ihre Abhängigkeit. Grade ihrer Schwäche halber erwartet ſie es, ſich von den Männern beſchützt zu ſehen, und es kränkt ſie in ihrem tiefſten Innern, wenn dieſe die ihnen verliehene Macht mißbrauchen.

Napoleon war jetzt ſo groß, die Welt lag ihm zu Füßen, wie konnte es ſeinen Ruhm beeinträchtigen, wenn Paris ſich eine kleine Weile mit einer Frau beſchäftigte, weil ſie ein gutes Buch geſchrieben hatte?

Doch, Vernunft und Recht müſſen ſchweigen, wo die Macht gebietet. Ihre Klagen rührten den nicht, der dies Schickſal über ſie verhängt hatte; ihre Thränen ließen ihn kalt. Sie ſah ſich genöthigt Frankreich zu verlaſſen und

wiederum in Coppet ihren Aufenthalt zu nehmen. Mit schwerem Herzen, mit Klagen und Thränen, fügte sie sich dieser Nothwendigkeit.

Wie oft war sie jetzt schon hierher zurückgekehrt und jedes Mal mit wie verschiedenen Empfindungen!

Schlegel und Constant begleiteten sie, der letztere mit niedergeschlagener Miene; denn er schied ungern von Frankreich, das auch er als Heimath betrachtete, das auch ihm in vielem Bezug eine Lebensnothwendigkeit war.

„Ich möchte noch wieder zurückkehren," sagte Frau von Staël, als sie die Grenze des französischen Gebietes erreichten, und warf einen sehnsüchtigen Blick auf das Land zurück, von dem sie jetzt scheiden sollte, das sie auf lange, wer konnte wissen, ob nicht auf immer, hinter sich ließ. „Il y a comme une jouissance physique dans la résistance à un pouvoir injuste," fügte sie hinzu. Aber wie hier widerstehen?

„Frankreich trauert, indem seine Muse ihm den Rücken wendet," sagte Schlegel mit jenem emphatischen Tone, den er sich als öffentlicher Redner angewöhnt hatte. „Es ist die höchste Schmeichelei, daß ein Napoleon durch Sie so sehr verdunkelt wird, um Sie aus seiner Nähe entfernt zu wünschen."

„Ich werde jetzt nicht mehr singen," sagte Frau von

Staël traurig. „Das Lied der Nachtigall ſchweigt, wenn ſie eine Gefangene wird. Ich bin es durch mein Exil.“

„Und Andere ſind es mit,“ ſagte Conſtant gereizt. „Hätten Sie Napoleon gelobt, ſtatt ihn zu tadeln, ſo ſäßen wir jetzt vergnügt in Paris.“

„Und ich hätte meine Geſinnung meinem Vortheile geopfert und meine Selbſtachtung eingebüßt. Wünſchen Sie, daß ich ſo handelte?“

„Von den Frauen verlangt man nur, daß ſie liebenswürdig ſind und uns Männern gefallen wollen,“ erwiederte Conſtant leicht hin. „Die ernſteren Geſchäfte des Lebens werden wir ſchon allein beſorgen.“

Frau von Staël richtete ihr Auge auf Conſtant, ſein Blick begegnete dem ihrigen und er ſah zu Boden. Sie betrachtete ihn noch eine Minute, während er beſchämt ihr gegenüber ſaß; dann wandte ſie ſich, ohne ein Wort mehr zu ſprechen, von ihm ab, und fing mit Schlegel ein anderes Geſpräch an.

Vierzehntes Capitel.

Prinz August in Coppet.

Der Friede war geschlossen. Europa seufzte auf und blickte mit erneuter Hoffnung auf dessen Segnungen. Die Krieger eilten heim, sich im Schooße ihrer Familien von dem erlittenen Ungemach auszuruhen und die Gesellschaft bildete sich zu neuen Vereinen. Prinz August von Preußen benutzte diese Zeit zu einem Umweg über Coppet, um Frau von Staël, die er in Berlin kennen und schätzen gelernt hatte, in ihrer eigenen Häuslichkeit zu begrüßen.

Ganz unerwartet traf er bei ihr ein.

Seit ihrer Rückkehr nach der Schweiz war Frau von Staël eifrig mit einem großen Werke über Deutschland beschäftigt gewesen, das bedeutende Vorstudien erforderte. Ihr erstes Capitel war geschrieben und sie stand im Begriff es Schlegel und Constant zur Prüfung vorzulesen, als der Prinz sich melden ließ; mit einem vergnügten Ah! der Ueberraschung stand sie auf, um dem hohen Gaste entgegen zu eilen.

Nicht förmlich, sondern mit ganzer Herzlichkeit empfing sie ihn. Prinz August stand damals noch im schönsten Mannesalter, seine Uniform kleidete ihn vortrefflich und es lag überhaupt etwas Ritterliches, Cavalier-

mäßiges in seinem Wesen, das einen angenehmen Eindruck verursachte, wogegen Frau von Staël nicht unempfindlich war. Sie sprach mit ihm von Berlin, von ihrem dortigen Aufenthalt und den vielen gemeinsamen Bekannten, denen sie, bei der Eile ihrer Abreise, kaum ein freundliches Abschiedswort zu sagen vermocht hatte, und die doch alle warm in ihrer Erinnnerung lebten.

Sie hatten nicht lange beisammen gesessen und von der Vergangenheit und Gegenwart, von Berlin und Paris geplaudert, als die Thüre sich öffnete und eine reizende Frauengestalt herein schwebte. Furchtsam und erröthend blieb sie stehen, als sie den fremden Gast erblickte; schon wollte sie mit schüchterner Verschämtheit sich der Thüre wieder zuwenden, als Frau von Staël, mit einem heimlich triumphirenden Blick auf den Prinzen, sie zurück hielt und sie an die Hand nehmend, den Gast um die Erlaubniß bat, ihm ihre Freundin, Madame Récamier, vorstellen zu dürfen.

Dieser Name war dem Ohre des Prinzen nicht fremd; denn die seltene Schönheit seiner Trägerin hatte ihn bereits durch ganz Europa bekannt gemacht. Um so mehr fand er sich von ihrer Erscheinung überrascht, die so gar nicht dem Bilde glich, das er sich von ihr entworfen.

Diese mädchenhafte Schüchternheit bei einer Frau, welche an die Triumphe ihrer Reize gewöhnt war, über-

raſchte ihn. Dieſe Furchtſamkeit, wo Alles ſie zum Selbſtbewußtſein aufrief, konnte er ſich nicht erklären.

Wie bezaubert blieb er vor ihr ſtehen. — Ihm war zu Muthe, als ob er vor dieſem lieblichen Weſen hätte hinknieen und es anbeten mögen. Mühſam faßte er ſich und verbarg, was in ihm vorging.

„Das Glück will mir wohl," ſagte er endlich. „Nach den Mühſalen des Krieges wollen mir Geiſt und Schönheit, in ihrer edelſten Form, Erſatz bieten. Wie ſoll man dieſer Vereinigung widerſtehen?"

„Bleiben Sie bei uns, Sire," rief Frau von Staël. „Ergeben Sie ſich unſerer Pflege und verſuchen Sie, ob ſie Ihnen Erholung biete."

„Gewiß die ſchönſte, — aber — auch die gefährlichſte," erwiederte der Prinz, mit einem bedeutſamen Blick auf Madame Récamier, die ihn mit lieblicher Unbefangenheit anblickte.

Er blieb, nicht Tage nicht Wochen, ſondern Monde, und glaubte ſich niemals von hier losreißen zu können. Es war nicht das geſellige Leben in Coppet, nicht die bezaubernde Unterhaltung ſeiner Wirthin, was ihn hier feſthielt, ſondern die Schönheit ihrer Freundin. Mehr und mehr fühlte er ſich von dieſer gefeſſelt, bis er bereit war, ihrem Beſitze Alles zu opfern. — Aber auch mit dieſem Allen konnte er den gewünſchten Sieg nicht erreichen. Ma-

dame Récamier war viel zu fromm, um in eine Scheidung von ihrem Gatten zu willigen und viel zu tugendhaft, um ohne Gesetz und Kirche dem Prinzen angehören zu wollen.

Sie nahm seine Huldigungen hin, ohne dabei von ihrer Würde oder Lieblichkeit einzubüßen; sie sah ihn zu ihren Füßen und hob ihn mit der Anmuth eines Engels empor, ohne daß ihre Miene Kampf oder Schmerz verrieth, und ohne daß ihre Eitelkeit den hochgestellten Freier zu fesseln wünschte. Sie freute sich, daß er sie liebte, und lohnte ihm mit einer gewissen demüthigen Dankbarkeit dafür, daß er sie so liebenswürdig fand. — Frau von Staël freute sich, ihre Juliette so bewundert zu sehen, und liebte doppelt den, der ihre Freundin verehrte. —

Man hat es oft bezweifelt, ob Frauen einer aufrichtigen Freundschaft fähig sind. Frau von Staël lieferte den Beweis, daß eine solche Empfindung in dem weiblichen Herzen einen Raum findet. — Sie bedauerte stets lebhaft, nicht schön zu sein; denn sie wußte wohl, wie leicht das Aeußere besticht, wie leicht es Liebe erwirbt, und nicht aus Eitelkeit, sondern um geliebt zu werden, begehrte sie diesen Vorzug. — Dennoch beneidete sie ihn nie; ja sie duldete die schönste Frau der Erde neben sich, zog sie fast mit Gewalt in ihren Kreis, hob ihre Vorzüge immer noch mehr an das Licht, und freute sich aufrichtig, wenn sie Beifall fand. Ihr edles, großes Herz war aller kleinlichen Ge-

fühle unfähig; die Mißgunst blieb ihr so fremd wie der Haß. —

Drei Monate verweilte Prinz August in Coppet, unermüdlich in seiner Bewerbung um die schöne Frau; doch immer mit gleich geringem Erfolge. Frau von Genlis hat diese Episode zu einem Roman benutzt, Mademoiselle de Clermont genannt,* den sie nach Coppet verlegt, in das Bereich einer Nebenbuhlerin, die ihr Neid bis an das Ende ihres Lebens verfolgte.

Madame Récamier schied endlich aus diesem Kreise und sowie sie sich entfernt hatte, nahm auch der Prinz Abschied, um in dem Geräusche der Welt seine Liebe zu vergessen.

Frau von Staël selbst begab sich hierauf nach Wien, um ihre Studien zu ihrem Werke über Deutschland zu vollenden, und widmete die Wintermonate dieser Aufgabe. Benjamin Constant ging mit ihrem ältesten Sohne August nach Paris, wo er seine Uebersetzung des Wallenstein vorlas.*

Man hat ihr vorgeworfen, daß sie die deutsche Literatur nur oberflächlich gekannt habe; doch war dem nicht so. Erwies Schlegel sich gleich als ein nützlicher Rath-

---

* Chateaubriand, Mémoires.
** Memoiren von Morellet.

geber bei ihrer Arbeit und ſtimmte ſie auch manchen ſeiner Anſichten bei, ſo blieb ihr Urtheil im Ganzen doch ein ſelbſtſtändiges. Sie las jeden Morgen regelmäßig einen Band durch und kannte ſeinen Inhalt dann vollkommen, wie ſich auch aus ihren Geſprächen darüber erwies, die allerdings dann ihre Anſichten darüber noch läuterten und vervollſtändigten.

Dieſe ernſte Beſchäftigung und ein angenehm geſelliges Leben, wirkten wohlthätig auf ſie und trugen zu ihrer innern Beruhigung bei. Sie hatte den Winter ohne bedeutende Stürme zugebracht, ſie war in Wien auf das Artigſte aufgenommen worden, ſie hatte neue angenehme Beziehungen gefunden und heiter kehrte ſie jetzt nach Coppet zurück, wo ihre Freunde aus Paris ſie bald darauf aufſuchten.

Mit Madame Récamier hatte ſie während der Zeit einen lebhaften Briefwechſel unterhalten, deſſen Inhalt von ihrer Seite ſo warm, ſo herzlich, ſo der unmittelbaren Empfindung entſprang, das er ein ſchöneres Document für ſie liefert, als alle ihre Werke zuſammen. Jetzt waren die Freundinnen wieder beiſammen und genoſſen gemeinſam die ſchönen Sommertage, wobei noch oft von ihnen des Prinzen Auguſt und ſeiner Liebe gedacht wurde.

Zum Herbſte fanden ſich Hausfreunde ein, welche die trüben Monate mit ihnen verlebten. Baron Voigt aus Altona befand ſich unter dieſen und verkürzte ihr die Win-

tertage durch die Lectüre ernster Bücher, zu denen auch Nathan der Weise gehörte. Oehlenschläger fand sich jetzt ebenfalls wieder ein. Auf seiner Rundreise war er endlich in Coppet angelangt, und sogleich von Frau von Staël veranlaßt worden, mit allem Gepäck zu ihr auf das Schloß zu ziehen.

Freundlich und lachend trat sie ihm hier entgegen und lud ihn ein, einige Wochen bei ihr zuzubringen.* Scherzend bemerkte sie, wie viel besser er jetzt französisch spreche, als bei seinem ersten Besuche in Auberge en ville und sie wiederholte ihm dabei einige seiner damaligen Aeußerungen, die ihm selbst jetzt sehr possierlich klangen und ihn zwangen, auf seine Kosten mit zu lachen.

Oehlenschläger fand jedoch bald, daß er sich ihr gegenüber der deutschen Sprache bedienen konnte, die sie vollkommen gut verstand; aber nicht gern sprach. Ihr Sohn August drückte sich dagegen völlig geläufig darin aus und ihre jetzt halberwachsene Tochter Albertine ebenfalls.

Der junge Däne fand sich bald ganz heimisch in Coppet. Die Gesellschaft ließ ihm keinen Wunsch übrig und die behagliche Eleganz des Lebens gefiel ihm ungemein. Der berühmte Historiker Sismonde de Sismondi und der Graf de Sabran trafen jetzt auch noch ein; so wurde denn

* Oehlenschläger's Briefe.

der häusliche Kreis immer belebter, je mehr man sich auf das Zimmer zu beschränken Ursache fand. Oehlenschläger verhielt sich dabei meistens schweigsam. C'est un arbre, sur lequel il croit des tragédies, sagte Sismondi eines Tages über ihn zu Frau von Staël,* eine Aeußerung, welche dem jungen Poeten sehr wohl gefiel. Schlegel behandelte ihn kalt, vielleicht weil sein Talent ihm noch nicht der Beachtung werth schien. Er ritt alle Tage, um sich eine Motion zu machen, eine Stunde auf einem zahmen Pferde spazieren. Einst wollte man ihm ein unbändiges geben; er weigerte sich, es zu reiten. Frau von Staël neckte ihn. Benjamin Constant erbot sich darauf, das Roß zu reiten, nur um Schlegel zu beweisen, daß keine Gefahr dabei sei. Es war eine Demüthigung, die er ihm gönnte.

Die ganze Gesellschaft ging in den Thorweg hinunter, um Zeuge dieses Vorganges zu sein, bei dem Jeder Partei nahm.

Constant bestieg das Pferd und galoppirte von dannen. Aller Augen folgten ihm dabei; kaum aber war er eine Strecke Weges geritten, so wurde er in einen nassen Graben geworfen und das Pferd lief davon und kehrte in seinen Stall zurück.

Höchst beschämt fand er sich bei der Gesellschaft wie-

* Es ist ein Baum, auf dem Tragödien wachsen.

der ein, um von Schlegel mit tiefem Mitleid, das ihm wie bitterer Hohn klang, empfangen zu werden. — Unmuthig ging er auf sein Zimmer. — Die Zurückbleibenden folgten ihm mit Lachen und Scherz. —

Der junge Oehlenschläger war hingerissen von dem Geist, Witz und der Liebenswürdigkeit seiner Wirthin. Er hatte nie eine ähnliche Frau gesehen und bewunderte, mit der Empfänglichkeit seines Alters, ihr seltenes Genie. Sie freute sich seiner Hingabe, wie man sich an einer Blume erfreut; denn die Begeisterung für menschliche Vollkommenheit ist die schönste Blüthe eines reinen Gemüthes.

Der schweigsame, ernste Nordländer horchte aufmerksam, sobald sie sprach, und staunte immer aufs Neue über das Treffende und Pikante ihrer Aeußerungen, wodurch sie zu einer so angenehmen Gesellschafterin wurde. Wo sie sich zeigte, mußte Jugend und Schönheit vor ihr zurück stehen, so völlig umstrickte ihre geistvolle Unterhaltung alle Männer.

Sie war reich, sie war gastfrei, und thronte, nach seiner Meinung, wie eine Königin, wie eine Art Fee in ihrem Zauberschlosse, wohin die Männer ihr nachzogen, um von ihr beherrscht zu werden.* Ihr Zepter war der kleine Blätterzweig, welchen der Bediente jeden Tag neben ihr

* Oehlenschläger's Briefe.

Couvert legte, weil er ihr zum Spiel ihrer Hände eben ſo nothwendig war, wie Meſſer und Gabel zum Genießen der Speiſen.

Im Spätherbſte traf auch Zacharias Werner eines Tages unerwartet ein, mit einer großen Schnupftabaksdoſe in der engen Weſtentaſche, mit vielem Schnupftabak in den Naſenlöchern und mit tiefen Verbeugungen. Oehlenſchläger freute ſich, daß er nicht beſſer franzöſiſch ſprach, wie er ſelbſt und lachte über ſeine Mißverſtändniſſe. Dabei bewunderte er ſeine Schriften, wenn gleich nicht mit jenem Enthuſiasmus, den Frau von Staël dafür hegte, und ſo ſchloſſen ſich beide vertraulich einander an und machten täglich weite Promenaden nach allen Richtungen hin.

Eines Tages trat Frau von Staël in das Zimmer, als Beide eben ſehr lebhaft ſprachen. Sie fragte wovon die Rede ſei. „Ich ſchelte auf Werner," ſagte Oehlenſchläger. „Ich habe ihm meinen Plan zu meiner Tragödie mitgetheilt und jetzt will er mir den ſeinigen vorenthalten. Iſt das nicht arg? Iſt das redlich zu nennen?"

„Ah," antwortete ſie ganz ernſthaft und zurechtweiſend — „c'est une autre chose, vous êtes encore jeune; vous avez besoin de vous former."

Ohne ihr zu antworten kehrte Oehlenſchläger ihr ſchnell den Rücken und verließ das Zimmer. Vergeblich erwartete ſie ſeine Rückkehr. Als ſie endlich einen Diener

nach ihm ſandte, hörte ſie, daß er einpacke, um abzureiſen. — Ihre Worte hatten ihn beleidigt.

Jetzt begab ſie ſich ſelbſt zu ihm in ſein Zimmer und ſuchte ihn durch Verſicherungen ihrer Achtung und Freundſchaft zu beſchwichtigen. — Seine Eitelkeit war gekränkt. Sie hatte noch nichts von ihm geleſen und er ließ ſich endlich überreden zu bleiben, bis ſein Aladdin und Hakon Jarl angekommen ſeien, und ihr ſeine Begabung als Dichter vor das Auge geführt hätten. — Er hatte Beide verſchrieben, und als das Packet wenige Tage darauf eintraf, wurde er durch das ihm warm ertheilte Lob ganz wieder verſöhnt, und dachte nicht weiter an ſeine Abreiſe.

Er wollte den Winter in Italien zubringen; Frau von Staël ſtellte ihm vor, daß es beſſer ſei, bei ihr zu bleiben und Italieniſch zu lernen und dann im Frühling, wenn er der Sprache mächtig ſei, über die Alpen zu ſteigen. Was man gern thut, davon läßt man ſich leicht überzeugen. So blieb er denn willig bei ihr und zog mit ihr und all ihren Gäſten nach Genf, wo er Unterricht im Tanzen nahm,* um mit den ſchönen Genferinnen zu walzen, was er nicht verſtand.

Diners und Soupers folgten hier einander, theatraliſche Vorſtellungen fanden ſtatt, Frau von Staël decla-

* Oehlenſchläger's Briefe.

mirte und las vor, und wieder einmal ſtaunten die pedantiſchen Frauen der Republik den glänzenden Kometen an, deſſen Lauf ſie nicht zu faſſen vermochten und darum ſeinen Vorübergang mit Kopfſchütteln begleiteten.

Benjamin Conſtant hatte ſeine Ueberſetzung des Wallenſtein jetzt endlich völlig zu Stande gebracht. Er hatte dieſe Tragödie nach dem Muſter Racine's bearbeitet und war nun ungeduldig, ſeine Production beurtheilt zu ſehen, denn es wurmte ihn, neben Schlegel in den Schatten zu treten, ſeine Eitelkeit duldete es nicht, unbeachtet zu bleiben und da er kein productives Talent beſaß, ſo mußte er ſich in ſeiner Verbannung damit tröſten, der Bearbeiter eines Schiller'ſchen Dramas zu werden. Es wurde daher ein Abend feſtgeſetzt, an welchem er ſie den verſammelten Freunden vorleſen durfte.

Das Lob, welches ihm zu Theil ward, ſchien ihm viel zu kühl. Er vergaß, daß es kein eigenes Product ſei, welches man richten ſollte, und daß man in der andern Sprache immer wieder den Meiſter ſelbſt zu beurtheilen hatte. Die Anerkennung, welche ihm zu Theil ward, genügte ihm daher nicht, und mißvergnügt blickte er die Geſellſchaft an.

Es iſt eine ſchlimme Stellung für einen Mann, neben einer berühmten Frau eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Conſtant hatte bei ſeinem erſten Auftreten in Paris zu viel

Aufſehen erregt, war dann als Redner zu ſehr bewundert worden, um jetzt befriedigt zu ſein, wenn ihm auf dem Felde der Literatur, das ſein Fach nicht war, ein Körnchen Weihrauch zufiel. Je länger man jetzt über das Drama ſprach, je mehr wurde es ihm verſtändlich, daß er es eigentlich nicht geſchrieben hatte, und ſeine Enttäuſchung wuchs.

Schon lange hatte er ſich innerlich verſtimmt gefühlt, und nur mit Mühe ſeinen Mißmuth verborgen gehalten. Dieſe Vorleſung aber brachte ihn plötzlich zu einem Entſchluſſe.

Frau von Staël hatte keine Ahnung von dem, was in ihm vorging. Sie war beſchäftigt mit der Probe zu einer muſikaliſchen Aufführung, und bemerkte ſeine Entfernung nicht gleich. Die herrliche Muſik von Schulz, zu den Geſängen der Racine'ſchen Athalie, ſollte zum Abſchiede noch einmal das Ohr Oehlenſchläger's erfreuen, den dieſe Herzenstöne des Nordens, wie er es nannte, ſo unendlich tief bewegten! Es entging ihr daher, daß Conſtant nicht gegenwärtig war, und als er auch während des Abends nicht wieder erſchien, hielt ſie ſeine Abweſenheit für eine Laune, die ihn oftmals überfiel.

Ganz mit Oehlenſchläger beſchäftigt, dachte ſie nicht einmal daran, nach ihm zu ſenden. Als die Gäſte alle geſchieden waren, wünſchte der nordiſche Dichter noch von

den Freunden des Hauſes ein Stammblatt zu beſitzen, und ſo ſchrieb ſie ihm denn in ſein Album:

J'introduis pour la premiére fois le français dans ce livre; mais bien que Göthe l'ait appelé une langue perfide, j'espère, mon cher Oehlenschläger, que vous croirez à mon amitié pour vous et à ma vive estime pour l'auteur d'Axel et Valborg.*

Herzlich ſchieden ſie dann von einander, um ſich nach vielen Jahren nur durch Zufall und ganz flüchtig noch einmal wieder zu ſehen.

So führt uns das wechſelvolle Leben zuſammen, ſo trennt es, was eben erſt ſich gefunden, und fort und fort ſtehen wir zwiſchen Erinnerung und Hoffnung getheilt.

Als auch am nächſten Tage Benjamin Conſtant unſichtbar blieb, ließ Frau von Staël fragen, was ihn in ſeinem Zimmer feſt halte, und erfuhr als Antwort: daß er nirgends aufzufinden ſei und daß er ſein Bett dieſe Nacht ganz unberührt gelaſſen habe.

Verwundert hörte ſie dieſen Bericht. Sie ſann nach, was vorgefallen, ſie wiederholte ſich, wovon in den letzten

* Zum erſten Male erſcheint durch mich die franzöſiſche Sprache in dieſem Buche; aber, obgleich Göthe es eine treuloſe Sprache genannt hat, ſo hoffe ich doch, mein lieber Oehlenſchläger, daß Sie an meine Freundſchaft für Sie glauben, ſowie an meine Achtung für den Verfaſſer des Axel und Walborg.

Tagen die Rede gewesen sei; aber nirgends wollte sich ein Aufschluß finden. Sie konnte durchaus nicht verstehen, warum er sich entfernt habe, noch wohin er gegangen sei.

Boten wurden überall nach ihm ausgesandt, doch ohne Erfolg. — Sie schrieb an Frau von Récamier, an Herrn von Montmorency, ob er zu ihnen gegangen sei, sie ließ in Paris Nachforschungen anstellen; doch Niemand wußte ihr etwas über ihn mitzutheilen. Er blieb wie verschwunden.

Indessen zog sie wieder in Coppet ein und hoffte hier eines Tages von ihm überrascht zu werden; doch vergebliches Harren! Eine unendliche Traurigkeit bemächtigte sich ihrer. Was konnte ihn veranlaßt haben, auf diese Art von ihr zu scheiden, die sie seinem Glücke jedes Opfer brachte? — Sie begriff ihn nicht.

Ihre Arbeit blieb jetzt wieder ihr einziger Trost bei dem Verschwinden des langjährigen Freundes. Indem sie sich dieser mit allem Ernste widmete, fand sie allein noch Vergessenheit und Ruhe. Das Peinlichste für sie blieben dann immer die Nächte, denen ihre Aufregung den Schlummer raubte, und wo keine Beschäftigung ihre Gedanken von dem ablenken konnte, was sie zu vergessen bemüht war. — So mußte sie denn wieder und wieder zu dem Mittel greifen, daß ihr eine künstliche Ruhe verschaffte, so mußte sie langsam das Gift nehmen, das sie einem frühen Ende zuführte.

Der Frühling war faſt unbemerkt an ihr vorüber geſtrichen. Schon fing ſie an, Conſtant wie einen Todten zu betrauern. Da erzählte ihr zufällig ein Bekannter, daß er auf der Reiſe von Luzern nach Interlaken Herrn Benjamin Conſtant de Rebecque in Begleitung einer Dame geſehen und geſprochen habe.

Dieſe Nachricht traf Frau von Staël zu unerwartet. Es war ihr zu Muthe, als zerriſſe etwas in ihrer Bruſt und ohnmächtig ſtürzte ſie zur Erde nieder.

Als ſie ihre Beſinnung zurück erhielt, war der Ausdruck ihres Schmerzes wahrhaft fürchterlich, ſo daß ihre Umgebung für ihr Leben zu zittern begann. Er lebte, während ſie um ihn trauerte; er lebte, um ſie zu hintergehen! — Das war mehr, als ſie zu ertragen vermochte. — Dieſer Gedanke brach ihr Herz.

Sie beſtellte ihren Wagen, bat Schlegel, Sorge für ihre Kinder zu tragen, und fuhr weg, ohne zu hinterlaſſen, wohin ſie ginge, oder wenn ſie wiederkehren würde. Sie konnte auch eigentlich nichts darüber beſtimmen; denn das Ziel ihrer Reiſe lag nur dunkel noch vor ihr. Sie wollte ihn aufſuchen, wo er auch ſei und dies Wo ließ ſich noch gar nicht beſtimmen.

Sie ſchlug denſelben Weg ein, welchen jener Fremde ihr bezeichnet hatte, ohne eine Spur von dem Geſuchten zu finden. Nach mehreren Tagen erreichte ſie endlich in der

Dämmerung des Abends Interlaken. Das schneeige Haupt der Jungfrau war schon von Wolken umhüllt, im Westen mischten sich noch einzelne Purpurstreifen am Horizonte, die Luft war, trotz des Sommertages, kühl und der Ort so einsam, als ob kein fremder Fuß sich hierher verirre.

Frau von Staël hüllte sich in einen warmen Shawl und wanderte allein durch die Straßen. Sie hatte keine bestimmte Ursache zu vermuthen, daß sie den treulosen Freund hier finden würde und dennoch ließ ein Etwas ihr keine Ruhe, suchend irrte ihr Auge umher, als müsse sie ihn in jedem Vorübergehenden erkennen, ihn hinter jedem Baumstamme hervortreten sehen.

In einer niedern Gartenwohnung brannte Licht und erleuchtete durch die noch offenen Fenster die Straße. Sie nahm den Weg darauf zu, sie wußte nicht warum. War es Ahnung, war es Schicksal, genug, es zog sie eine Macht dahin, die über sie gebot.

Ein Herr und eine Dame saßen im Zimmer sich gegenüber an einem Tische. Sie schienen in ein Gespräch vertieft zu sein. Plötzlich stand die Dame auf, nahte sich ihm, lehnte sich auf seine Schulter und hauchte zärtlich einen Kuß auf seine Stirne.

Ein tiefer, gellender Schrei vor ihrem Fenster schreckte sie plötzlich auf, so daß sie zuckend zusammenfuhr. Der Herr war geisterbleich vor dem Klange dieser Stimme ge-

worden und blickte entſetzt und verwirrt um ſich. — Dann faßte er einen plötzlichen Entſchluß und eilte hinaus.

Er fand Frau von Staël ohnmächtig unter ſeinem Fenſter liegen.

Durch den Schrei gelockt, eilten mehrere Perſonen aus dem Hauſe herbei, man hob die fremde Dame auf und da Frau von Staël ſich nach ſolchen Gemüthserſchütterungen ſchnell wieder zu erholen pflegte, ſo ſtand ſie auch jetzt nach wenigen Minuten mit vollem Bewußtſein wieder aufrecht da.

Mit einem langen, ſchmerzlichen Blicke maß ſie Conſtant. „Alſo hier waren Sie, Benjamin," ſagte ſie mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme. „Alſo hier mußte ich Sie ſuchen und in ſolcher Geſellſchaft Sie finden? Ach! Wohl ahnte es mir, daß Sie eines Tages ſo treulos von mir ſcheiden würden!"

„Laſſen Sie mich Sie in Ihre Wohnung führen, Germaine," erwiederte er, tief bewegt von ihren Worten, mit halber Stimme. „Dort erkläre ich Ihnen Alles. Ich bitte Sie, folgen Sie mir."

Er bot ihr ſeinen Arm und ſich auf ihn ſtützend, ſchritt ſie langſam ihrem Hotel zu. Sie ſprachen auf dem Wege nicht. Beide waren bemüht, ſich zu ſammeln und zu überlegen, was dem Andern vorzuwerfen ſei. Conſtant

ſann auf neue Rechtfertigung und neue Ausflüchte und dieſe zu finden, war diesmal nicht leicht.

Unbefriedigt ſchieden ſie endlich von einander, als die Nacht ſchon weit vorgerückt war.

Er fühlte, daß Frau von Staël nicht zu überzeugen, daher nicht zu täuſchen ſei. Sie wollte nicht glauben, daß Graf Hardenberg ihn zum Beſchützer ſeiner Nichte aufgerufen habe, um ſie auf einer Badereiſe zu begleiten, und daß er ihr dieſe Reiſe verheimlicht, weil er überzeugt geweſen, daß ſie ihm aus Eiferſucht ihre Einwilligung dazu verſagen würde.

Aber auch die Dame, welche Conſtant in dem Gartenhauſe zurück gelaſſen hatte, war über dieſes Abenteuer ſehr beſtürzt zurück geblieben. Er forderte bei ſeiner Nachhauſekunft von ihr, daß ſie ſeine Ausſage beſtätige, daß ſie jedes Begegnen mit Frau von Staël, ſo lange dieſe ſich hier aufhalte, vermeide und ſelbſt, im Fall er ſie bei ihrer Abreiſe begleite, ſich ruhig dieſer Maßregel füge und geduldig ſeiner Rückkehr harre.

Sie brachte eine ſchlafloſe Nacht zu.

Lange vor Conſtant war ſie am Morgen angekleidet und auf dem Wege zu Frau von Staël, ohne ihn von ihrer Abſicht in Kenntniß zu ſetzen. Sie ließ ſich als Frau von Rebecque melden und wurde angenommen, denn Frau von

Staël war eben so begierig, die Fremde zu sehen, wie diese nach einer Zusammenkunft mit ihr verlangt hatte.

Bleich und ernst stand die blonde Deutsche ihr gegenüber.* Mit vor Bewegung zitternder Stimme bat sie sie, ihr zu sagen, warum Constant sich fürchte, ihr mitzutheilen, welche Rechte sie auf ihn habe.

„Rechte!" rief Frau von Staël und wurde roth und bleich. „Rechte! — Mon Dieu —" sie verstummte. Sie fühlte es zu peinlich, daß sie keine Rechte auf ihn hatte.

„Ich soll Ihnen verschweigen, daß ich seine Gattin bin," fuhr die Andere fort.

„Gattin!" rief Frau von Staël. „Unmöglich! — Was wäre denn ich?" — Sie zitterte.

„Hier der Beweis!" sagte die Fremde, den Trauring vorzeigend. „Am 5. Juni wurden wir verbunden."

„Entsetzlich!" rief Frau von Staël. „Entsetzlich. Wie kämen Sie dazu, ihm anzugehören, da er mein seit langen Jahren ist, und auch mein bleiben soll."

„Sie wollen ihn mir nicht lassen?"

„Nimmermehr! — Welche Ansprüche haben Sie an ihn? Seine Liebe? Die gehörte mir seit Jahren. — Das Wort der Kirche? Dem gegenüber habe ich, ich —

---

* Westend-review.

Ach! Entſetzlicher Verrath! — Wie konnten Sie ihn mir entreißen?"

„Es wird mir plötzlich Alles klar, Alles!" ſagte die Andere. — „Seine Unſchlüſſigkeit, ſein ſcheinbarer Wankelmuth — Alles, Alles. — Ich kannte ihn, bevor ſein Auge Sie je erblickte, ich hatte ſein Wort, bevor Sie ſeine Stimme je vernahmen. — Jahr nach Jahr verging und immer noch ſchob er den Augenblick hinaus, wo er mir angehören wollte. Jetzt endlich kommt er, löſt er ſein mir gegebenes Wort — um mich aufs Neue zu verlaſſen. — Den Schimpf ertrage ich nicht. Lieber endige ich mein Leben hier zu Ihren Füßen; mit dieſem Vorſatze kam ich zu Ihnen, entweder iſt er mein, oder ich höre auf, Ihnen im Wege zu ſtehen."

Mit dieſen Worten ergriff ſie raſch ein neben ihr ſtehendes Glas, ſchüttete etwas hinein und verſchluckte es, bevor Frau von Staël ſie daran verhindern konnte.

„Unglückliche, was haben Sie gethan!" rief dieſe entſetzt aus und eilte auf ſie zu, um ihr den Trank zu entreißen; doch war es ſchon zu ſpät.

„Sie ſind von Ihrer Nebenbuhlerin befreit!"* rief die Unglückliche reſignirt und ließ ſich in den Stuhl ſinken, mit der Erwartung eines nahen Todes.

---

* Westend-review.

In dem Moment ſtürzte Conſtant athemlos in das Zimmer.

„Was iſt hier vorgefallen?“ rief er mit irrem Blicke und ließ ſein Auge von der Einen auf die Andere gleiten, um in ihren Mienen zu leſen.

„Schaffen Sie Hülfe, einen Arzt herbei!“ rief Frau von Staël außer ſich. „Sie hat Gift genommen! Sie ſtirbt! Um Gotteswillen, Eile!“

Wie ein Wahnſinniger ſtürzte Conſtant auf dieſe Nachricht fort. Schnelle Hülfe wurde geſchafft und brachte zum Glücke noch Rettung. Die unglückliche Frau ward einem Leben erhalten, das ihr leider wenig frohe Tage brachte. An der Seite eines ſo unbeſtändigen Mannes blühte ihr kein Glück.

Beruhigter und milder geſtimmt nach dieſer entſetzlichen Kataſtrophe waren jetzt alle Drei zur Nachgiebigkeit geneigt, und Frau von Staël, gütig wie immer, wenn ihr Herz ſprach und ihre Leidenſchaft ſchwieg, beklagte wahrhaft die arme Frau und verſicherte ihr aus eigener, freier Eingebung, daß ſie ſie nicht in ihren Rechten kränken würde, daß Conſtant ihr angehören ſolle, ſoweit ſie ſelbſt ihn an ihrer Seite feſtzuhalten im Stande ſei. Mit dieſem Troſte ſchied ſie von ihr und kehrte, nachdem ſie auch Conſtant ein verſöhnendes Lebewohl gewünſcht, allein nach Coppet zurück.

Traurig langte sie hier an, küßte ihre Kinder und schloß sich dann in ihrem Zimmer ein.

Diese Reise nach Interlaken bildete einen Abschnitt in ihrem Leben. Sie hätte eine Wandelbarkeit der Neigung leicht verziehen, denn sie kannte das menschliche Herz und wußte, daß der beste Wille dessen Schläge nicht immer zu regeln vermag; darum auch baute sie auf keine Neigung, welche nicht ein Gebot der Pflicht zugleich mit fesselte.

Aber Verrath — Verrath an ihrem heiligsten Gefühle, Verrath, wo sie auf Treue baute, Verrath, wo sie sich die sichersten Rechte auf eine aufrichtige, dauernde Freundschaft erworben, das war eine zu herbe Erfahrung. Diese Prüfung hielt sie nicht aus. Sie rüttelte an ihrem Glauben an die Menschen.

Und dennoch, trotz seines unwürdigen Benehmens, konnte sie den Mann nicht hassen, der sich auf diese Weise an ihr vergangen. — Eben so wenig konnte sie ihn verachten. —

Sie kannte sein Naturell, sie war überzeugt, daß er selbst am meisten dabei litt, diesen Verrath begangen zu haben, sie beklagte ihn aufrichtig und bemitleidete seine Schwäche!

Die Lüge im Herzen, war er ihr während so vieler Jahre mit offener Stirn entgegen getreten, und sie hatte

ihm geglaubt! — Sie war ſelbſt ſo wahr; wie konnte ſie ahnen, daß der Andere ſie mit falſchen Worten täuſche!

Sie mochte ihn nicht wieder ſehen. Gott! Gott! ſchenke mir Vergeſſenheit! betete ſie, um des nagenden Wehs los zu werden.

Da pochte es leiſe an ihrer Thüre. Sie hörte es nicht. Es pochte wieder und wieder. Sie wurde aufmerkſam. Es war eine ſpäte Stunde. Mitternacht war vorüber. Sie öffnete endlich mit eigener Hand.

Da ſtand Benjamin Conſtant geiſterbleich, mit verſtörter Miene vor ihr.

„Unglücklicher! Sie hier!“ rief Frau von Staël entſetzt aus.

Er ſank zu ihren Füßen.

„Sie verzeihen mir, oder ich hauche hier meinen Geiſt aus! Sie ſchenken mir Ihre Freundſchaft wieder, oder ich habe genug gelebt!“ rief er leidenſchaftlich aus.

„Um Gottes willen! laſſen Sie mich in Ruhe!“ rief Frau von Staël empört. „Ich habe genug durch Sie gelitten. — Ihr Anblick ruft alle Schmerzen wieder wach. Bleiben Sie jetzt bei ihr, an die ſie die Pflicht kettet.“

„Nicht ohne Ihre Verzeihung, Germaine. Nicht ohne ein Wort von Ihnen gehört zu haben, das mich tröſte, das mich in meinen eigenen Augen weniger haſſenswerth erſcheinen laſſe; nicht ohne einen Blick von Ihnen erhalten

zu haben, der meinem Herzen ſeine Schläge wieder gebe und mir den Muth zu leben neu verleihe. — Hier auf meinen Knieen bleibe ich vor Ihnen, Germaine, hier, bis Ihre Hand mich aufhebt und hier ſterbe ich, wenn Sie ſich unverſöhnlich von mir wenden!"

„Ich haſſe Sie ja nicht, Conſtant," ſagte Frau von Staël, leiſe weinend; „ich verbiete Ihnen mein Haus ja nicht; ich will nur erſt vergeſſen lernen, wie ſchwer Sie mich gekränkt haben und dann — dann — Ihnen meine Hand zur Verſöhnung reichen."

Sie brach in lautes Schluchzen aus und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen. Conſtant ſchleppte ſich zu ihr hin, er drückte den Saum ihres Kleides an ſeine Lippen, und nannte ſie mit tauſend ſüßen Namen; auch ſeine Thränen floſſen. — „Gehen Sie jetzt!" bat ſie ihn weich. „Ich kann nicht mehr! — Ich vergebe Ihnen!" fügte ſie leiſe hinzu.

„Gott ſei Dank!" rief er wie neu belebt, küßte ihre Füße und ſtürzte fort. — Sie ſah ihm nach. War es eine Erſcheinung geweſen, oder hatte ſie ihn wirklich geſehen?

Fünfzehntes Capitel.

Der ſieche Held.

Ein junger Mann aus einer angeſehenen Familie erregte durch das Gerücht ſeiner glänzenden Waffenthaten, durch den Contraſt ſeiner Jahre mit ſeinem wankenden Schritte, durch die bleiche Farbe ſeines edelſchönen Geſichtes und den Zuſtand ſeines Leidens, bei den Damen der Stadt Genf das lebhafteſte Intereſſe.

Wunden, auf dem Feldzuge in Spanien gewonnen, bedrohten ihn mit einem frühzeitigen Tode. Lange war er dadurch auf ein ſchweres Siechbett feſtgehalten worden, und erſt ſeit Kurzem ſah man ihn mit ſchwacher Hoffnung auf ſeine endliche Geneſung von dieſem erſtehen.

Theilnehmend horchte Frau von Staël auf den Bericht ſeiner Lebensſchickſale und ſeines jetzigen Leidens. — Prüfend fragte ſie ſich dabei, ob er ſeine körperlichen Schmerzen gegen die ihrem Herzen auferlegten Prüfungen austauſchen würde, und eine leiſe Stimme in ihrer Bruſt flüſterte ihr dabei zu, daß er immer noch, im Vergleiche mit ihr, der Bevorzugte ſei. — Man bewunderte den jungen Rocca, man lobte ihn, man ſchenkte ihm Theilnahme; und ſie? — Ihr Leid ahnte Niemand, nur die ſtille Mitternacht war die Vertraute ihrer Klagen.

Für eine Frau ist es eine Demüthigung, verrathen und verlassen zu sein, und das Mitleid, welches sie dafür beanspruchen kann, thut ihr weh.

Sie konnte vergeben, aber nicht vergessen; ihr Herz blutete fort.

Eines Tages, als sie allein über die Straße ging, sah sie den kranken jungen Mann, der so große Aufmerksamkeit erregte, langsamen Schrittes in der Sonne auf und ab schlendern. Sie blieb stehen und blickte ihm gedankenvoll nach.

„Er ist noch sehr jung," sagte sie leise zu sich selbst, und eine Thräne trat ihr in das Auge, „und soll dem Leben, das ihm noch so Vieles bieten kann, entsagen?"

Als er sich jetzt umwandte und wieder an ihr vorüberschreiten wollte, hielt sie ihn auf, legte ihre Hand auf seinen Arm, sah ihn mitleidsvoll mit ihren schönen dunkeln Augen an, und sagte weich mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme:

„Hoffen Sie, armer Leidender; Gott ist groß. Ihre Jugend kann noch Vieles überwinden, Ihre Wunden werden vernarben und sind dann Ihr Schmuck. Wo aber das Herz in seinen innersten Tiefen verletzt ist, da allein bringt keine Zeit Heilung, da allein ist Alles unwiederbringlich verloren. Trösten Sie sich damit, daß es noch größere Leiden giebt, als die Sie drücken."

Damit wandte sie sich von ihm ab und ging weiter; der Kranke aber blieb wie an den Platz gefesselt stehen, und sah ihr nach, bis sie seinem Auge entschwunden war.

Das war sie, sprach eine Stimme in seiner Brust, das konnte nur sie sein, nur sie konnte so sprechen, nur sie ihn mit diesem Blicke anschauen.

Ihre Worte klangen immer noch in seinen Ohren fort. Wachend, träumend, hörte, sah er nur sie. Kopf und Herz waren nur von ihr erfüllt, er kannte nur den einen Wunsch noch, ihr wieder zu begegnen, nur die eine Hoffnung noch, ihre Stimme zu hören, an ihrem Blicke wieder sich zu sonnen, wie er so theilnahmsvoll, so unglücklich auf ihm geruht.

Seine Gedanken waren nur bei ihr; mit seinen Bekannten sprach er nur von ihr, er wollte von ihnen wissen, warum sie nicht glücklich sei, er wollte ihren Kummer kennen, er wollte leben, um ihn zu stillen. — Sein ganzes Denken, Wünschen, Hoffen bezog sich seit jenem Tage nur auf sie.

„Aber was können Sie, ein Kranker, ihr leisten?" fragte man ihn. „Was können Sie mit ihr sprechen? — Sie hat für nichts Sinn, als für die Politik und für die Literatur, was können Sie dieser Frau sein, die nur geistiger Anregung bedarf; was können Sie ihr durch Ihren Umgang bieten?"

„Ein Herz, das warm für sie schlägt.“

„Wer sagt Ihnen, daß ihr an diesem Herzen liegt?“

„Sie ist unglücklich und bedarf des Trostes der Liebe. Je l'aimerai tellement qu'elle finira par m'épouser,“ antwortete Rocca halb unwillig über die ihm entgegengesetzten Hindernisse.

Man lachte über diese Anmaßung und hinterbrachte Frau von Staël dies Wort des Leidenden.

Sie hörte es wehmüthig an. Wenn seine gedrückte Seele hierin einen Trost fand, warum ihn ihm nicht gewähren? Sie war ja selbst so unglücklich, war des Leidens so müde; — ihr Leben war so einsam, so verarmt, und sie begriff es wohl, wie man in solchen Momenten der Vereinsamung auch nach einem Strohhalm greifen könne.

„Wir haben einen Anknüpfungspunkt, gegenseitiges Leid,“ erwiederte sie und ließ ihm sagen, daß sie ihn erwarte.

Zitternd vor Glück erschien der junge Offizier. Ein neues Leben strömte durch seine Adern, seit er sie sah, sein Puls hob sich, er fühlte, daß er genesen müsse.

Mit inniger Freude gewahrte Frau von Staël diesen Eindruck. — Wie konnte sie gleichgültig dagegen sein, das Dasein eines Andern zu verschönern, wie unempfindlich bleiben, während sie durch ihren Blick, durch ihr Lächeln noch zu beglücken vermochte!

„Das Glück iſt eine ſo ſeltene Blume," ſagte ſie, „mag ſie ihm durch mich blühen!"

Mit friſchem Muthe ſetzte ſie jetzt ihr Werk über Deutſchland fort. Seit ihr Herz ſich an einer neuen Flamme erwärmte, konnte ſie wieder thätig ſein, und der Lauf des Winters ſah der Vollendung ihres Buches entgegen.

Um den Druck zu überwachen, wünſchte ſie die ihr ſo unheilbringende Nähe von Paris abermals zu ſuchen, abermals die ihr geſteckte Grenze von vierzig Meilen zu überſchreiten. Gefährliches Beginnen!

So begab ſie ſich denn im Frühling 1810 nach Frankreich und nahm ihren Aufenthalt in dem alten Schloſſe von Chaumont-ſur-Loire, welches der Cardinal d'Amboiſe, Diane de Poitiers, Catharina de Medicis und Noſtradamus vor ihr bewohnt hatten. — Der gegenwärtige Eigenthümer dieſes romantiſchen Gebäudes befand ſich in Amerika, und bei ſeiner Rückkehr ſiedelte ſie dann nach dem Landgute Foſſé über, das ihnen eine bequeme Räumlichkeit, aber ſonſt nur geringe Annehmlichkeit bot.

Frau von Récamier beſuchte ſie hier, und erheiterte ihre Einſamkeit durch ihre warme Freundſchaft. Sowie Frau von Staël den franzöſiſchen Boden betrat, war ihre Stimmung eine ganz andere. Man hätte glauben mögen es übe ſelbſt die Luft ſchon einen Einfluß auf ſie aus, ſo

ganz verſchieden ſchaute ſie um ſich. Oder war es der Gedanke nur, auf heimiſchem Boden zu ſtehen, keine Verbannte, keine Verwieſene zu ſein, was ſie ſo angenehm berührte?

Die Nachbarſchaft des Schloſſes Foſſé bot wenig Annehmlichkeiten, die Entfernung von Paris erlaubte nur ſelten einem Freunde, ſie aufzuſuchen und ſo blieb man denn auf den häuslichen Kreis für die geſellige Unterhaltung beſchränkt. Man trieb Muſik, man ſang vereint, Madame Récamier begleitete auf der Harfe, ein italieniſcher Geſanglehrer auf der Guitarre und Frau von Staël und ihre Tochter fügten ihre Stimmen hinzu, wobei oft das ganze Dorf ſich zum Zuhören verſammelte.

Ein heimlicher Ausflug nach Paris konnte in dieſer Entfernung von der Hauptſtadt mitunter eingeflochten werden. Ihre geſchäftlichen Verhandlungen mit ihrem Buchhändler machten perſönliche Beſprechungen mitunter ſogar nothwendig.

Eines Tages, als ſie eben bei deſſen Wohnung vorfuhr, trat ihr hier plötzlich Benjamin Conſtant entgegen. Freude und Ueberraſchung malten ſich in ſeinem Blicke, während ſein Auge forſchend in ihren Mienen ſpähte, welches Empfanges er gewärtig ſein könne.

Frau von Staël bot ihm mit ihrer liebenswürdigen

Offenheit die Hand. „Sie sind glücklich, hoffe ich," sagte sie, „das ist die Hauptsache."

„Ohne Sie? Unmöglich!" rief er leidenschaftlich aus. „Wie die Blume der Sonne bedarf, so bedarf ich des Lichtes Ihrer Augen, der Funken Ihres Geistes, um mich meines Lebens zu erfreuen, um die Thätigkeit meiner Seele aufzurufen. — Ich kann ohne Sie nicht länger leben!"

„Und Ihre Frau?"

„Sie ist hier und weiß es, daß ich Sie suche."

Er folgte ihr in das Haus. Er bestand darauf, sich unter die Räder ihres Wagens werfen zu wollen, wenn sie ihm nicht gestatte, sie zu begleiten. So ließ sie es denn endlich zu.

„Sie sind thöricht," sagte sie; „aber was kann ich dagegen thun, als es ruhig geschehen lassen? — Comment se fâcher contre d'autres que ceux qu'on aime?"

„Das ist ein hartes Wort!" rief Benjamin Constant, und sah sie überrascht an.

„Aber ein wahres, hoffe ich; und wenn nicht wahr, wenigstens verdient," versetzte sie.

Nach beendigtem Geschäfte wünschte sie einen Besuch bei Henriette Mendelssohn abzustatten, an der sie, als nahe mit Schlegel befreundet, innigen Theil nahm. Diese

wohnte in der Rue Richter,* in einem Gartenhause, und erzog eine Anzahl kleiner Mädchen aus den ersten Familien. In diese stille, schattige, abgelegene Wohnung begab sie sich jetzt, begleitet von Constant, um mit der geistvollen, sinnigen Erzieherin einige Stunden zu verbringen.

Dieses abgeschlossene Leben, die Resignation, welche in diesem Berufe lag, das milde, klare Wesen der Bewohnerin dieser kleinen, von Reben umschatteten Räume, machte einen eigenthümlichen Eindruck auf eine Frau, deren ganzer Lebensgang immer der Außenwelt zugewendet gewesen war, und die bei allem Suchen nach Glück, es nie zu finden vermocht hatte. Sie sprach heute wenig. Sinnend und traurig saß sie da, mit ernsten Gedanken an ihre nächste Zukunft.

Constant bot Alles auf, um sie zu erheitern. Aber seine Conversation étonnante blieb dies Mal ohne Wirkung.

Als sie hinaus gingen, drang er in sie, ihm mitzutheilen, was sie verstimme.

„Sie fragen noch?" sagte sie vorwurfsvoll. „Ich bin heimathslos, gehöre nirgends hin auf dieser Erde, und Niemand gehört mir an, Niemand theilt mein Geschick,

---

* Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten.

trägt mit mir Freud und Leid. Ich ſterbe an der Einſamkeit meines Herzens."

Sie wollte ihm Lebewohl ſagen, aber er ließ es nicht zu. Nichts konnte ihn davon abhalten, ſie zu begleiten, mit ihr nach Foſſé zurück zu kehren und dort einige Zeit mit ihr zu verbringen. Sie nahm dieſen Vorſchlag ohne Freude an und gab nur ſeinem dringenden Verlangen dabei nach.

Am 23. September corrigirte ſie den letzten Druckbogen ihres Werkes über Deutſchland. Mit wahrer Freude fügte ſie dieſem das Wort Fin hinzu; ſo wenig ahnte ſie damals, welche neue Verfolgungen es ihr koſten würde. Sie entwarf heiter eine Liſte der hundert Perſonen, denen ſie es zuzuſenden gedachte, ſandte dieſe an ihren Buchhändler, und reiſte darauf mit ihren Freunden nach dem Gute des Herrn von Montmorency, fünf Meilen von Blois entfernt, ab. Glücklich durch das Wiederſehen dieſes ihr ſo theuren Freundes, wanderte ſie mit ihm im Schatten des prächtigen Waldes, welcher ſein Schloß umgab, freute ſich des herrlichen Wetters, weilte bei den Spuren geſchichtlicher Erinnerungen, an denen der Ort, durch die Schlacht von Fretteval, zwiſchen Philipp Auguſt und Richard Löwenherz, ſo reich iſt, und gab ſich ganz der ruhigen, ſanften Stimmung hin, welche dieſe Umgebung in ihr erzeugte.

Herr von Montmorency ſprach zu ihr von der Endlichkeit aller Dinge, von der Kürze dieſes Erdenlebens, von der Nothwendigkeit der Selbſtdisciplin, und einem Leben in Gott; er redete mit einer ſo warmen Theilnahme ihr zu, ſein Auge ruhte ſo innig auf ihr, während die Worte der Ueberzeugung warm von ſeinen Lippen floſſen, daß ſie endlich ſelbſt meinte, überzeugt zu ſein. — Ein glücklicher Friede zog in ihr Herz ein!

Als ſie in das Schloß zurückkehrten, ging ſie auf ihr Zimmer und ſchrieb an Bonaparte:

„Sire,

„Ich bin ſo frei, Ihrer Majeſtät mein Werk über Deutſchland zu überſenden. Wenn Sie ſich die Mühe geben, es zu leſen, ſo glaube ich, werden Sie darin einen des Nachdenkens fähigen Geiſt entdecken, den die Zeit gereift hat. Sire, zwölf Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich Ihre Majeſtät nicht geſehen habe und verbannt bin. Zwölf Jahre des Unglücks mildern jeden Charakter, und das Schickſal lehrt denen die leiden die Reſignation.

„Auf dem Punkte, mich einzuſchiffen, bitte ich Ihre Majeſtät um eine halbe Stunde Unterhaltung. Ich glaube Ihnen etwas für Sie Intereſſantes mittheilen zu können, und aus dieſem Grunde bitte ich Sie, mir vor meiner Abreiſe dieſe Gunſt zu bewilligen.

„Ich erlaube mir in diesem Briefe nur die eine Sache: Die Erklärung der Gründe, weshalb ich den Continent verlasse, im Fall Ihre Majestät mir nicht die Erlaubniß geben, in einem Landhause so nahe bei Paris leben zu können, daß meine Kinder sich dort aufhalten können.

„Die Ungnade Ihrer Majestät wirft auf die Personen, welche sie trifft, einen so üblen Schein in Europa, daß ich keinen Schritt gehen kann, ohne die Wirkungen zu spüren. Die Einen fürchten, sich zu compromittiren, indem sie mich sehen, die Andern halten sich für Römer, indem sie diese Furcht besiegen. Die einfachsten geselligen Beziehungen werden zu Diensten, welche ein stolzes Gemüth nicht annehmen kann.

„Unter meinen Freunden sind einige, welche mein Schicksal mit unglaublicher Großmuth getheilt haben; doch habe ich dabei die innigsten Gefühle an der Nothwendigkeit, mit mir in der Einsamkeit zu leben, scheitern sehen, und seit acht Jahren theilt sich mein Leben zwischen der Furcht Opfer aufzuerlegen, und dem Schmerze sie gebracht zu sehen.

„Es ist vielleicht lächerlich, dem Beherrscher der Welt das Detail meiner Eindrücke zu geben; doch was Ihnen die Welt unterworfen hat, Sire, ist Ihr alles beherrschendes Genie. In Bezug Ihrer Kenntniß des mensch-

lichen Herzens, begreifen Ihre Majeſtät deſſen höchſte, wie deſſen zarteſte Seiten.

„Meine Söhne haben keine Laufbahn vor ſich, meine Tochter hat ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt; in wenigen Jahren will ſie etablirt ſein; es wäre Egoismus von mir, ſie zwingen zu wollen, ihre Jugend in den abgelegenen Orten zu verbringen, wo ich zu leben verdammt bin. Auch von ihr müßte ich mich alſo trennen.

„Dies Leben iſt daher nicht zu ertragen, und auf dem Continente kenne ich dagegen keine Abhülfe. Welche Stadt könnte ich wählen, wo die Ungnade Ihrer Majeſtät nicht ein unwiderſtehliches Hinderniß für das Fortkommen meiner Kinder, wie auch für meine perſönliche Ruhe würde?

„Ihre Majeſtät wiſſen wahrſcheinlich nicht, welche Furcht die meiſten Behörden vor den Exilirten hegen, und ich könnte Ihnen in dem Punkte Dinge mittheilen, welche ſicher nicht auf Ihren Befehl geſchehen ſind.

„Man hat Ihrer Majeſtät geſagt, ich bedaure Paris um des Muſeums und um Talma's willen: dies iſt ein angenehmer Scherz über das Exil, d. h. über das Unglück, welches Cicero und Bolingbroke für das Unerträglichſte erklärt haben; aber, wenn ich die Meiſterſtücke der Kunſt liebe, welche Frankreich den Eroberungen Ihrer Majeſtät verdankt, wenn ich jene ſchönen Tragödien liebe, das Bild des Heroismus, dürfen Sie mich deshalb tadeln, Sire?

„Das Glück jedes Individuums gestaltet sich der Natur seiner Anlagen gemäß; und wenn mir der Himmel Talent verliehen hat, besitze ich nicht Einbildungskraft, welche den Genuß der Künste und des Geistes nothwendig macht?

„So viele Menschen fordern von Ihrer Majestät reelle Vortheile aller Art! Warum sollte ich erröthen, für mich die Freundschaft, die Poesie, die Musik, die Gemälde, diese ganze ideale Welt zu begehren, deren ich mich erfreuen kann, ohne mich von der Ehrerbietung zu entfernen, welche ich dem Monarchen von Frankreich schuldig bin."

Der Kaiser Napoleon las manchmal des Morgens bei seinem Frühstück Romane, oder eine andere Production der Literatur des Tages, und warf, was ihm mißfiel, sogleich in das Kamin neben sich; das gleiche Schicksal erfuhr auch das ihm von Frau von Staël übersandte Buch über Deutschland.* Kaum hatte er eine halbe Stunde darin gelesen, so opferte er es den Flammen und während es hell emporloderte, ertheilte er den Befehl, sogleich zum Buchhändler zu senden und die ganze Auflage in gleicher Weise zu zerstören; der Verfasserin aber zu verkündigen: daß sie binnen drei Tagen über die Grenzen Frankreichs

---

* Memoiren des Kammerdieners Constant. 4. Band.

hinaus sein müsse. — Dies war die Antwort auf ihren in so milder Stimmung abgefaßten Brief.

Welch ein neuer unerwarteter Schlag für die schon so vielfach verfolgte Frau!

Man wagte kaum ihr diese unangenehme Neuigkeit zu verkündigen. Als es dennoch geschehen mußte, theilte ihr Freund, Herr von Montmorency, ihr das Vorgefallene so schonend wie möglich mit. Sie brach in bittere Thränen aus.

Ihre letzte Hoffnung war verloren! Sie gab sich kleinmüthig selbst auf. Was blieb ihr nun noch zu hoffen übrig?

Sie kehrte nach Fossé zurück, wo Gensd'armes schon das Haus umstellten. Auch ihrer Manuscripte wollte man sich noch bemächtigen, um sicher jede Spur ihrer Arbeit zu vernichten. Vergebliches Bemühen! — Sie überlieferte ihnen eine schlechte Abschrift und rettete das Ganze.

Wohin jetzt ihren Fuß setzen, als nach Amerika, dem Lande der Freiheit. Schiffe lagen zur Abfahrt bereit, es bedurfte nur einiger Tage der Vorbereitung, um die Reise anzutreten und um diese suchte sie nun nach. Der kurze Aufschub wurde ihr bewilligt; dabei ihr aber die Häfen genannt, in denen sie sich einschiffen durfte, und damit ihre eigentliche Absicht verhindert, den Weg über England zu nehmen. — Ohne diesen Anhaltepunkt, ohne das

Wiederſehen ihrer dortigen Freunde, hatte ſie nicht den Muth, die andere Hemiſphäre aufzuſuchen und da ihr nur Amerika oder Coppet blieb, ſo wählte ſie endlich das letztere.

Sie kehrte dahin zurück, nicht mehr eine Geduldete, ſondern eine Verfolgte. Es lag von jetzt an Gefahr darin, ihr befreundet zu ſein, die Ungnade des Beherrſchers von Frankreich traf ſchwer den Verwegenen, der ihr wohlwollte. Sie wagte nicht einmal einen Tiſchgaſt einzuladen, ohne die Sorge, ihn dadurch ſeiner Stellung zu berauben. Dieſer Gedanke, daß ihre Nähe unheilbringend ſei, laſtete vor Allem ſchwer auf ihr, ja, verfolgte ſie wie ein Fluch.

Sie verbrachte den Winter traurig. Auch ihre Arbeit fehlte ihr jetzt; denn mit welchem Muthe konnte ſie eine literariſche Thätigkeit ſuchen, nach den Erfahrungen der neueſten Zeit? — Sie fühlte ihre Kräfte gelähmt, die Flügel ihres Geiſtes ſanken, ihren Nächten fehlte der Schlaf und das einzige Mittel ihren Zuſtand zu erleichtern, ihrem thränenden Auge einen ſcheinbaren Schlummer zu gewähren, beſtand in dem ſtarken Gebrauche des unheilvollen Opiums. Schlag auf Schlag traf ſie von jetzt an und beugte ſie immer tiefer.

Zuerſt traf der Befehl ein, daß Schlegel die Schweiz verlaſſen ſolle, weil der Kaiſer ſeine Anſichten über die Literatur nicht billige, denn er habe die Phädra des Euripides der des Racine vorgezogen.

Das klang lächerlich; doch welchen andern Grund konnte man anführen, so lange man den wahren nicht nennen konnte, seine Anhänglichkeit an die Familie der Frau von Staël? — Sie mußte also den Freund aufgeben, an dessen Nähe sie seit acht Jahren gewöhnt war, sie mußte ihn in einem Augenblicke aufgeben, wo sie seinen Verlust doppelt schmerzlich empfand!

Mathieu von Montmorency kam nun an die Reihe. Er war nicht der Mann, seine Freundin in ihren schlimmen Tagen zu verlassen, schon verschiedene Male hatte er einige Zeit bei ihr zugebracht, jetzt wieder eilte er nach Coppet und ein Verbannungsurtheil wurde seine Strafe. Nichts konnte Frau von Staël darüber beruhigen, ihren großmüthigen Freund auf diese Weise gestraft zu sehen. Sie stieß laute Töne des Schmerzes aus, und war der Verzweiflung nahe. Um die nagende Pein ihrer eigenen Gedanken zu beschwichtigen, blieb ihr endlich nichts übrig, als der Genuß des Opiums, welcher momentane Vergessenheit bot.

Als sie wieder zu sich selbst kam, sich ihrer Lage wieder bewußt wurde, suchte Herr von Montmorency ihr die Ruhe mitzutheilen, welche er durch den Glauben an die Hand Gottes in allen Dingen gewann; doch, das Gebet bewies seine heilende Kraft nicht an ihrem Weh. Der Gedanke, daß ein Freund für sie leiden mußte, war

ihr unerträglich, das Leben selbst ward ihr unter diesem Eindrucke eine Bürde.

Ein Brief von Madame Récamier, der ihre nahe Ankunft in Coppet verkündete, erfüllte sie, statt mit Freude, mit Schrecken. Wie, wenn auch sie noch, durch diese Handlung der Freundschaft, der kaiserlichen Ungnade verfiele!

Sie beschwor sie bei ihrer Ankunft, nicht in Coppet zu verweilen; vergebliches Bemühen. — Die Freundin wollte nicht an ihrer Thüre vorübergehen, und unter strömenden Thränen, welche die Angst vor den Folgen dieses Schrittes Frau von Staël erpreßte, empfing sie Madame Récamier in den Mauern dieses Schlosses, das ihre Ankunft so oft wie ein Freudenfest begrüßt hatte.

Schon in der Frühe des nächsten Morgens eilte Madame Récamier weiter; doch damit war nichts gewonnen, sie wurde verurtheilt, sie wurde von Paris verbannt.

„Madame de Staël," sagte der Präfect von Genf, „führt ein angenehmes Leben in ihrer Heimath; ihre Freunde und Bekannte aus der Ferne kommen, sie aufzusuchen; der Kaiser will das nicht leiden."

Sie hatte nie ein Wort des Lobes über Napoleon veröffentlicht; das war ihr Vergehen; sie konnte damit auch jetzt noch sich selbst und ihren Freunden die Freiheit geben, und sie verschmähte es, es zu thun. Das verdiente

Strafe. Wie arg mußte ſie ihn haſſen, um nicht mit dem Preiſe ihre Freiheit erkaufen zu wollen!

Man ſchlug ihr vor, wenigſtens die Geburt des Königs von Rom zu beſingen, aber auch dagegen weigerte ſie ſich mit den Worten, ſie wiſſe weiter nichts darüber zu ſagen, als daß ſie ihm von ganzen Herzen eine gute Amme wünſche.

Napoleon wollte ſie um jeden Preis zu dieſer Demüthigung zwingen und ihre Beharrlichkeit gab ihm immer neue Maßregeln der Verfolgung an die Hand. — Die Welt beugte ſich vor ihm, und dieſe Frau wagte es, zu widerſtehen! Exil auf Exil folgte; Ungnade traf den, der ſich ihr nahte. Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich, wer Frau von Staël aufſucht, iſt mein Feind, hieß es. Gensd'armes bewachten die große nach Coppet führende Allee, um jeden Gaſt anzuhalten und ſeinen Namen zu verzeichnen, Niemand konnte endlich noch wagen, zu ihr zu gehen, ſie ſah die Zeit kommen, wo ſie mit ihren Kindern völlig allein ſein würde, eine Gefangene in ihrem Schloſſe. Ihre Einbildungskraft ſtellte ihr die ärgſten Schreckbilder vor, ſie malte ſich aus, daß man auch dieſe ihr endlich entreiße, und ſie zuletzt das Schickſal von Marie Stuart erleiden laſſe. — Sie fühlte es, ſie mußte entfliehen, und ſie wollte auch entfliehen, aber wohin?

In dieſer trüben Zeit, die ihr leidenſchaftliches Tem-

perament, das keine Ergebung kannte, noch trüber gestaltete, blieb ihr nur eine Quelle, aus der sie Trost schöpfte; — die der Anbetung nahe kommende Liebe des kranken, bleichen Rocca, der sich bei ihrem ersten Begegnen vorgesetzt, durch die Gewalt seiner Zuneigung die ihrige zu erzwingen. Er ließ sich durch keine Furcht abhalten, bei ihr zu verweilen, er war entschlossen, sie aufzusuchen, wenn auch Alles sie floh; er gelobte es sich, mit ihr jedes Schicksal zu theilen, sei es selbst das Schaffot. — Sie schüttelte wehmüthig das Haupt bei solchen Betheurungen.

„Sie wollen, was Sie nicht können," sagte sie, „der Gewalt gegenüber müssen Sie unterliegen, jede Stunde, jede Minute kann Ihnen den Befehl bringen, mich zu fliehen, und dann?"

„Geben Sie mir ein Recht bei Ihnen zu bleiben," bat er flehend, „setzen Sie mich in die Lage, im Augenblicke der Gefahr den Agenten des Tyrannen den Buchstaben eines Gesetzes entgegen halten zu können, das mir die Pflicht auferlegt, in Noth und Tod Ihnen schützend zur Seite zu stehen."

Sie verstand ihn und schwieg, überrascht von dem Gedanken. — Doch die Sorge gänzlichen Verlassenseins, das Gefühl der Einsamkeit, das sie zu allen Zeiten ihres Lebens so schwer gedrückt hatte, das Bedürfniß geliebt zu sein, das sich jetzt, wo sie von allen ihren Freunden getrennt

war, noch dringender geltend machte, vermochten sie endlich, seinen dringenden Bitten nachzugeben. Neue Verlegenheiten wurden dadurch herbeigeführt, manche unangenehme Conflicte boten sich dar; doch ein Freund für alle Fälle war ihr gesichert und diese Ueberzeugung that ihr wohl und ließ sie den Muth fassen, nach England mit ihren Kindern zu gehen, auf einem Umwege freilich, der durch keine der Napoleon befreundeten Staaten führte.

Frau von Staël an Madame Récamier.

„Ich sage Ihnen Lebewohl, theurer Engel meines Lebens, mit aller Zärtlichkeit, deren meine Seele fähig ist. Ich empfehle Ihnen August, möge er Sie sehen und mich wiedersehen! — Sie sind ein himmlisches Geschöpf. Wenn ich in Ihrer Nähe gelebt hätte, würde ich nur zu glücklich gewesen sein; — das Schicksal reißt mich fort. Adieu."

Mit diesen Zeilen schied sie von ihrer Freundin, um sie erst unter der Restauration wieder zu sehen.

Sechzehntes Capitel.

Die Flucht.

Reisen ist ein trauriges Vergnügen, soll es nur als Mittel dienen, um Erinnerungen zu bannen. Ist die Seele nicht offen, sich den Eindrücken hinzugeben, so drängt sich das Gefühl unseres Wehes nur um so lebhafter uns auf, und leiht den Gegenständen jene düstere Färbung, welche vereitelte Hoffnungen, begrabene Wünsche, dem Gemüthe zurück lassen.

Von Land zu Land, von Ort zu Ort, eilte Frau von Staël, ohne daß ihre Stimmung sich hob. Ihr Weg führte sie über Wien nach Moskau, sie durchreiste ihr ganz fremde, fast unwegsame Gegenden, sie besuchte die alte Czarenstadt, und das glänzende Petersburg, fand überall die zuvorkommendste Aufnahme, überraschte auch hier durch ihren seltenen Geist; doch, was sich immer weiter von ihr entfernte, war die Ruhe, war das Glück.

Die Flüchtige, Verfolgte, nährte jetzt auch noch in ihrem Innern einen Wurm, der verzehrend an ihr nagte. Zum ersten Male in ihrem Leben trug sie ein Geheimniß mit sich herum, zum ersten Male verbarg sie eine Empfindung, machte sie ein Hehl aus einer Handlung. — Es wurde ihr schwer, sich dies abzugewinnen, und nur der

Gedanke an den berühmten Namen, den sie trug, konnte ihrem Ehrgeize dies Opfer abfordern.

Sie reiste in Begleitung einer erwachsenen Tochter. Diese durfte das Verhältniß zu Rocca nicht ahnen.

Ein Sohn, der das Mannesalter erreicht hatte, saß ihr gegenüber. — Wie hätte sie diesem gestehen mögen, daß ihr Bedürfniß nach Liebe, ihre Sehnsucht nach dem Glücke einer aus Neigung geschlossenen Ehe sie vermocht habe, ein solches Band mit einem ihr nicht ebenbürtigen ganz jungen Manne zu suchen?

Selbst Schlegel mußte sie diesen Umstand sorgfältig verbergen, damit nicht sein Neid den armen Rocca treffe, für das Verbrechen, durch die Macht seiner unbegrenzten Liebe sie sich erobert zu haben.

Während sie nun in ihrer nächsten Nähe so peinliche Beziehungen ertragen mußte, und ihre Worte, ja ihre Mienen zu überwachen genöthigt war, damit sie sich durch keine unbesonnene Aeußerung verrathe; gewahrte ihr Auge in der Ferne den Fortschritt der französischen Armeen, welche ihren Spuren beinahe folgten, und sie auch hier im höchsten Grade für ihre Sicherheit besorgt machte, so daß sie unschlüssig war, ob sie von Moskau nach Constantinopel oder nach Petersburg gehen sollte.

Aus Sorge für ihre Tochter beschloß sie das letztere,

und ließ hinter sich die durch Rauch und Flammen verzehrte Stadt zurück.

Auch Petersburg berührte sie nur flüchtig. Sie konnte diesen eben aufblühenden Ort nur mit Trauer sehen; denn ihre Phantasie malte sich ihn zerstört durch französische Waffen und die Greuel eines Krieges, den Frankreich mit dem Leben seiner Söhne viel zu theuer bezahlte.

Schweden, das Vaterland ihres Gatten, bot ihr ein ruhigeres und sichereres Asyl und so eilte sie denn, nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen, von Petersburg nach Stockholm, wo sie sich seit lange zum ersten Male in Sicherheit fühlte.

Sie war mit Bernadotte innig befreundet, sie theilte mit ihm die Liebe zu Frankreich, und beklagte mit ihm den Jammer und das Leid, welches ihr Vaterland, unter dem Scepter des Usurpators, über Europa gebracht. Ihr Herz blutete bei der Niederlage der französischen Armee, deren traurige Ueberreste jetzt, ein Bild des Elends, mühsam die Heimath zu gewinnen suchte.

Sie schrieb hier in Stockholm ihren Aufsatz über den Selbstmord, welchen sie dem Kronprinzen von Schweden widmete.

Mit dem Frühling 1813 ging sie nach England, als eben ein Waffenstillstand zwischen Napoleon und den ver=

bündeten Mächten geschlossen war. Der Kaiser befand sich in Dresden, und noch stand es ihm frei, sich Beherrscher von Frankreich zu nennen, mit einem Gebiete, das bis an den Rhein sich erstreckte, und das Königreich Italien mitumfaßte. Nur Englands Beistimmung zu einem solchen Vertrag war noch zu bezweifeln.

Frau von Staël landete im Juni an Albions grünen Küsten. Sie fuhr von Harwich bis London, eine Strecke von siebenzig Meilen, wie durch ein gelobtes Land; sanfte Hügel wechselten mit fruchtbaren Ebenen, durch die sich längs des ganzen Weges Landhaus um Landhaus mit schönen Gärten und Parks hinzogen. Wohlstand sprach aus Allem, was ihrem Auge begegnete. Nirgends zeigte sich eine Spur von Verfall. Nirgends eine Hütte des Elends, oder eine in Lumpen gekleidete Gestalt; selbst die Thiere auf dem Felde theilten dies allgemeine Wohlsein. Und diesem Lande sprachen die französischen Journale, indem sie es mit Frankreich verglichen, und seine Schuldenlast hervorhoben, alle Lebensfähigkeit ab.

Frau von Staël hatte von jeher die englische Constitution bewundert, und lernte sie jetzt, während ihres Aufenthaltes, durch die gewonnenen Resultate noch höher schätzen. Sie machte sich mit allen öffentlichen Institutionen bekannt, sie wohnte den Gerichtssitzungen bei, sie hörte den Parlamentsverhandlungen zu, und Alles was sie

ſah und hörte, nahm ſie immer mehr für das Land und ſeine Bewohner ein. Sie nannte deſſen Verfaſſung un beau monument de l'ordre social, daß die Vorſehung den Engländern nicht beſchieden haben könne, damit es von andern Völkern angeſtaunt und bewundert, ſondern auch nachgeahmt werde.

In England hat die öffentliche Meinung eine furchtbare Macht, und ſie allein iſt die wirkliche Beherrſcherin des Landes. Popularität wird darum der Götze, durch den der Einzelne ſeine Perſon zur Geltung bringt, und der Wetteifer weckt oft ungeahnte Kräfte. — Der Enthuſiasmus eines ganzen Volkes für die That eines Einzelnen, der ſtürmende Beifall der Menge, der Jubelruf der Tauſende entzückte Frau von Staël. — Wie man Nelſon zu Grabe trug, wie man Wellington begrüßte, war für ſie das Ideal des dem Ruhme gezollten Beifalls.

„Ah! quelle enivrante jouissance que celle de la popularité!“ rief ſie aus, und glaubte, daß es kein ſchöneres Glück geben könne, als ſo gefeiert zu ſein. Sie fand eine glänzende Aufnahme. — Man ſtaunte ſie wie ein Wunder an, und war entzückt von ihrem Geiſte. Ihr Intereſſe für die Politik wurde ihr hier nicht zum Nachtheile angerechnet. Die Frauen dieſes Landes haben ſich von jeher an dem betheiligt, was die Männer in Anſpruch nahm, und ihren Einfluß in der Geſellſchaft durch ihr

lebhaftes Intereſſe an dem Wohl und Weh ihres Vaterlandes geltend zu machen geſucht. — Hier alſo befand ſich Frau von Staël an ihrem Platze; hier wurde ſie von den Frauen geſucht, von den Männern geſchätzt, und keine Stimme erhob ſich, um ihre Geiſtesrichtung als unweiblich zu verſchreien.

Sogar Schlegel hatte früher oftmals darüber geklagt, daß in ihrem Salon zu viel von Politik die Rede ſei, während ſein Intereſſe einzig der Literatur zugewendet blieb; ſie beklagte daher, daß er in Stockholm bei Bernadotte zurückgeblieben war, und bei ihrem Triumphe in England nicht gegenwärtig ſein konnte, um ſein Unrecht zu erkennen.

Kaum hatte jedoch ihre Seele, durch dieſe erfriſchenden Eindrücke, eine neue Schwungkraft zu gewinnen begonnen, als ein herber Kummer ſie traf, und ſie gänzlich vernichtete. Ihr zweiter Sohn, der in Schweden zurück geblieben war, hatte dort ſein Leben in einem Duell eingebüßt. — Dieſer neue Schlag traf ſie zu ſchwer. — Sie liebte ihre Kinder auf das Zärtlichſte und konnte es nicht ertragen, ein junges, zu ſo ſchönen Hoffnungen berechtigtes Leben durch den Tod zerſtört zu ſehen. Wie immer, war ſie auch jetzt ohne alle Kraft, dem Unglück gegenüber, und ſuchte Linderung gegen den nicht zu ertragenden Seelenſchmerz durch Betäubung. Ihr klarer Verſtand verwarf dieſe Schwäche; ſie

zürnte ſich ſelbſt darüber, daß es ihr an moraliſcher Kraft gebrach, zu kämpfen und den Schmerz durch ihren Willen zu beſiegen; und dennoch konnte ſie nicht widerſtehen, das oft erprobte Medicament zu ergreifen.

„Il n'y a qu'un seul malheur dans la vie," ſagte ſie bei dem Verluſte ihres Sohnes; „la perte d'un objet qu'on aime."

Am 31. März 1814 waren die Alliirten in Paris eingezogen, der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Truppen. Ganz Frankreich ſah ſich bald darauf von Fremden überſchwemmt. Frau von Staël durfte jetzt wagen, dahin zurück zu kehren, ſie durfte ihr ſo theures Vaterland wieder ſehen, das ſie aber leider gebeugten Geiſtes und unter ſo traurig veränderten Verhältniſſen wieder begrüßen ſollte.

Sie hatte ihren Aufenthalt in England dazu benutzt, ihr Werk über Deutſchland heraus zu geben, das ſie als Manuſcript auf der ganzen Reiſe mit ſich geführt. Inmitten des Waffengetöſes konnte es die Aufmerkſamkeit nicht erregen, welche ihm ſpäter zu Theil ward, und ſie mußte ſich einſtweilen mit der Genugthuung zufrieden geben, es gerettet zu haben.

Sie landete in Calais. Zehn Jahre war ſie nun von dieſem Boden verwieſen geweſen, zehn lange Jahre! Freudigen Herzens ſetzte ſie ihren Fuß an das Land, mit

dem Bewußtſein, daß es jetzt wieder ihre Heimath ſei, mit dem Gedanken an die frohen Tage, welche ſie hier verlebt, und jetzt noch wieder hier verleben konnte! — Sie hoffte wieder!

Aber bald ſollten peinliche Empfindungen dieſen erſten Rauſch der Freude dämpfen.

Sie gewahrte gleich am Ufer preußiſche Uniformen und fand die Stadt ſelbſt von den Fremden eingenommen. Das ſchmerzte ſie tief. Galt es gleich die Demüthigung ihres perſönlichen Feindes, ſo konnte die Schmach ihres Vaterlandes ſie keinen Triumph über ihn feiern laſſen. Tief beklagte ſie Frankreichs Geſchick, mit der Ueberzeugung im Herzen, nur durch den fremden Tyrannen habe es in eine ſolche Lage verſetzt werden können, der ſeine angeborenen Beherrſcher es nimmer ausgeſetzt hätten, wie groß auch ſonſt ihre Schwäche geweſen.

Das Herz mit dieſen Gedanken beſchwert, ſetzte ſie ihren Weg fort. Indem ſie nun Paris näher kam, ſteigerte ſich dieſes peinliche Gefühl noch durch den Anblick der fremden Truppen, die aus allen Ländern Europas hier verſammelt waren. Sie campirten um die Kirche von St. Denis, wo die Aſche der Könige von Frankreich ruhte und entweihten dieſen geheiligten Grund durch ihre vaterländiſchen Hymnen. — Welche Töne auf dem Grabe eines heiligen Ludwig!

Sie erreichte endlich die Thore von Paris; aber, wachte ſie, oder hielt ein unglücklicher Traum ſie gefangen? So fragte ſie ſich, als ſie durch die Straßen fuhr, wo es von Fremden wimmelte, als ob es kein Frankreich mehr gäbe; wo ſie den Louvre und die Tuilerien von Ausländern beſetzt fand und die Demüthigung erfuhr, dem Geſetze dieſer Fremden unterthan zu ſein.

„J'ai un chagrin rongeur sur cette France, que j'aime plus que jamais," ſagte ſie in ihrem Exil. „Je sens distinctement, que je ne puis vivre sans cette France."

Und jetzt war ſie in dieſem Frankreich, war ſie, was mehr noch iſt, in dieſem Paris, das ſie ſo hoch pries, und ſeufzte, das es ihr nicht gewährte, was ſie ſich davon verſprochen; denn ſie war zu aufrichtige Patriotin, um dieſe Demüthigung ihres Vaterlandes nicht lebhaft zu empfinden.

Sie beſuchte, um ſich zu zerſtreuen, die Oper; hier fand ſie die Treppe mit ruſſiſchen Schildwachen beſetzt und im ganzen Saale bemerkte ſie kein ihr bekanntes Geſicht. Sie beſuchte das Theater Français, wo man den Fremden die Tragödien von Voltaire und Racine zum beſten gab, und fand auch hier nur Fremde. Kein franzöſiſcher Offizier betrat dieſe Plätze, keine franzöſiſche Uniform ließ ſich, ſo lange die Alliirten in Paris verweilten, an dieſen Orten

des Vergnügens blicken. Traurig wanderten die alten Militärs in Civilkleidern umher, unwillig, daß sie den vaterländischen Boden nicht vor dieser Invasion zu bewahren vermochten.

Frau von Staël hatte den Kaiser Alexander in Petersburg mehrmals gesprochen. Sie freute sich, ihn jetzt in Paris wieder zu begrüßen und nahm die erste Gelegenheit dazu wahr. Noch ganz erfüllt von den Segnungen der englischen Constitution, sagte sie zu ihm, daß sie seinen Unterthanen Glück wünsche, ohne eine solche Garantie des Gesetzes, von ihm so trefflich regiert zu werden. Er ertheilte ihr darauf die bekannte Antwort:

„Je ne suis qu'un accident heureux, Madame.“*

Sie blickte nun auch nach ihren alten Freunden umher, nach den Gefährten besserer Tage, nach den Theilnehmern ihrer glücklichen Zeiten. — Was war aus ihnen Allen geworden?

Benjamin Constant hatte sich ruhig in Göttingen verweilt, während sie flüchtig die Welt durcheilte, und sich dort ernstlich den Studien zu seinem großen Werke über die Religionen gewidmet. Seit ihm die Möglichkeit benommen war, zu Frau von Staël wandern zu können, deren wunderbarer Geist ihn immer wieder mit magischer

* Ich bin nur ein glücklicher Zufall, Madame.

Gewalt nach sich zog, wenn er eben gemeint hatte, diesem Einflusse entrückt zu sein; seit er gezwungen gewesen war, ferne von ihr zu verweilen, fand er in seinem häuslichen Leben Genüge, und verbrachte seine Tage in heiterem Umgange, den ihm die kleine Universitätsstadt und der Verkehr mit Männern, wie Villers, Görres, Kreutzer und Heyne boten.*

Hier verfaßte er denn inmitten der Trümmer der großen Armee, Angesichts der unglücklichen, verstümmelten Soldaten, welche nach der Niederlage bei Moskau die ruhige Stadt durchzogen, beim Donner der Kanonen von Leipzig und Bautzen, sein berühmtes Werk, l'esprit de conquête et l'usurpation betitelt, das so großes Aufsehen in damaliger Zeit erregte.

Ueber Frau von Staël waren ihm während dessen nur die Nachrichten zugekommen, welche die Zeitungen enthielten; denn das Geheimniß der Post wurde nicht geehrt, ihre Briefe erbrach man, sie wußte das und verlor dadurch das Vergnügen sich mitzutheilen.

Außerdem auch war durch ihr Verhältniß zu Rocca eine gewisse Kluft zwischen sie getreten. Sie wollte auch ihm nicht gestehen, daß sie den jungen, unbedeutenden, kranken Mann in ihrer verlassenen Lage als Stütze und Freund

---

* Westend-review

an ſich gefeſſelt habe, ihr helles Auge erkannte die für ſie demüthigende Seite des Verhältniſſes und ſie beſorgte, daß er zwiſchen den Zeilen leſen möge, was ſie ihm zu verheimlichen wünſchen mußte.

Wie vielen Kampf, wie viele ſchwere Stunden koſtete ihr dieſe Verbindung, ohne ſie darum vor dem Ennui zu bewahren, das ſie ſo ſehr fürchtete, und ſie wie ein ſchwarzer Schatten durch ihr ganzes Leben verfolgte.

So wie Benjamin Conſtant erfuhr, daß Frau von Staël nach Paris zurückkehren würde, brach auch er auf, eilte nach Coppet, um ihren älteſten Sohn Auguſt von dort abzuholen und zog mit ihm über Brüſſel, im Gefolge Bernadotte's, in die Hauptſtadt Frankreichs ein.

Wenige Tage darauf, am 21. April 1814, erſchien von ihm in dem Journal des Débats ein Aufſatz über die Reſtauration, deſſen leitende Idee die Neutralität der Königlichen Gewalt war, wodurch er den Grundſtein zu der von jetzt an ſich bildenden Oppoſition im Parlamente legte.

Seiner Thätigkeit war von jetzt an ein friſches Feld geboten, ein neues Leben begann für ihn, ſein Enthuſiasmus erwachte und Schrift und Wort bezeugten, mit welchem Feuer er für den Ruhm und die Ehre Frankreichs glühte. In dieſer Stimmung kam er eines Morgens bei Frau von Staël an, als ſie noch mit ihrer Toilette beſchäftigt war und eben ihr Haar ordnen ließ.

Tief bewegt sah sie ihn wieder.

Er hatte sich sehr verändert, seit sie sich nicht gesehen; aber auch sie war nicht mehr dieselbe geblieben. Wenn gleich die Zeit äußerlich auch nicht solche Spuren zurück gelassen hatte, wie es bei ihm der Fall war, so war sie dafür innerlich desto mehr gebeugt worden.

Herr von Rebecque zählte jetzt 47 Jahre, stand also im besten Mannesalter, sein Kopf war dabei kahl, sein Haar grau und sein Auge, das einst so hell und hoffnungsvoll nach oben geblickt, lag tief in den Höhlen begraben. Nur sein Enthusiasmus war ihm geblieben und mit diesem blickte er Frankreichs neuer Zukunft froh entgegen; — in diesem Punkte auch begegneten er und Frau von Staël sich noch einmal, bevor das Leben sie für immer von einander schied.

Sie selbst stellte ihm jetzt den ernsten, bleichen Rocca vor, von dessen Dasein Benjamin Constant jetzt zum ersten Male Kunde erhielt. Der kranke, junge Mann maß ihn mit einem langen forschenden Blicke, den dieser in demselben Geiste erwiederte; doch sprach keiner von ihnen laut seine geheimsten Gedanken aus.

Auch Herrn von Montmorency begegnete Frau von Staël in Paris wieder, wo er seit längerer Zeit unter polizeilicher Aufsicht lebte. Den treubewährten Freund ihrer Jugend, der sich unter allen Verhältnissen erprobt, fand sie

auch jetzt in ihm; trotz ihrer immer mehr auseinander gehenden politiſchen Anſichten, litt dies Gefühl kein Wanken und Jeder ließ den Andern ungeſtört die Bahn wandeln, welche die eigene Geſinnung bedingte. Montmorency zog nach Gent zu Karl X., um der Ueberbringer der Aufträge der Royaliſten zu ſein; Frau von Staël aber nährte ihre alten Grundſätze einer politiſchen Freiheit und wirkte zu deren Realiſirung mit unermüdetem Eifer fort.

Madame Récamier war, ſeit ihrem Exil, auf einer Reiſe begriffen geweſen, von der ſie noch nicht zurückgekehrt. Frau von Staël ſchrieb an ſie:

Paris, 20. Mai 1814.

„Ich ſchäme mich, ohne Sie in Paris zu ſein, theurer Engel meines Lebens: theilen Sie mir Ihre Vorſätze mit. Wollen Sie, daß ich Ihnen bis Coppet entgegen gehe, wo ich vier Monate zu verbringen gedenke? Nach ſo vielem Leid beruht meine ſüßeſte Hoffnung darauf.“

Narbonne allein ſollte ſie von allen ihren nächſten Freunden vermiſſen. Seit längerer Zeit ſchon in die Dienſte Napoleon's getreten, war er Gouverneur von Raab geworden, und in Torgau 1813 am Typhus geſtorben.

Die Reſtauration machte indeſſen bedeutende Fortſchritte und Frau von Staël träumte aufs Neue von einem conſtitutionellen Königthume. — Trotz ihrer wankenden Geſundheit gab ſie ſich mit ganzem Eifer dieſen Hoffnun-

gen hin, während Benjamin Constant mit aufgehobenem Finger dastand, warnend vor jedem Uebergriff, mahnend, belehrend, drohend. Seine journalistische Thätigkeit war jetzt unglaublich groß, seine Arbeitskraft mehrte sich in dem Grade, wie die Schwierigkeiten sich häuften.

Siebzehntes Capitel.

Die Adler in den Tuilerien.

Die verbündeten Mächte hatten Paris verlassen. Fast lautlos, wie sie gekommen, waren sie auch geschieden, kein vergossenes Blut bezeichnete ihre Spur, ihr Einzug wie ihr Abzug steht in den Annalen der Geschichte als unvergleichlich da. — Man konnte die Besiegten für die Sieger halten. —

Frau von Staël hatte sich nach einem kurzen Aufenthalte in Coppet, mit dem Herbste nach Paris gewandt, wo jetzt alles Fremdartige verschwunden war. Mit frohen Hoffnungen sah sie dem Winter entgegen, bezog in der Rue Royale ein schönes Haus und öffnete ihren Salon der glänzenden Welt der Hauptstadt. Trotzdem, daß ihre Gesundheit litt, wollte und konnte sie der Geselligkeit nicht

entbehren; ſie bekämpfte darum ihr Leiden aus allen Kräften und verhehlte ihrer Umgebung ihr Uebelbefinden, deſſen Umſichgreifen in ihrer äußern Erſcheinung nicht ſichtbar war. —

Man hatte ſie nie krank geſehen und glaubte daher auch nicht, daß ſie es jetzt ſei. Die Hitze, die Kälte, der Wechſel der Jahreszeiten hatten nie Einfluß auf ſie geübt. — In keiner Art war ſie genöthigt geweſen, ihrer Geſundheit jemals Sorge zu widmen. Ihre geiſtige Beweglichkeit machte ſogar das Spazierengehen für ſie überflüſſig. — Nervenſchwäche kannte ſie nicht und glaubte darum auch nicht daran. Sie hatte überhaupt keine Nachſicht mit körperlicher Schwäche. „J'aurais pu être malade comme une autre," ſagte ſie, „si je n'avais pas vaincu la nature physique.*

Indeſſen, vermochte ſie es auch, dem Kränkeln durch ernſtes Wollen vorzubeugen, ſo konnte ſie der Krankheit doch nicht dadurch ſteuern, die jetzt an ihr zehrte. Schlafloſe Nächte beſiegt kein Wille.

Sie befand ſich jetzt inmitten einer neuen Welt in dieſem Paris, das ſie ſo lange entbehrt hatte. Ein Bour-

---

* Ich hätte krank ſein können, wie Andere, wenn ich nicht die phyſiſche Natur beſiegt hätte.

bon ſaß auf dem Throne und vernichtete langſam alle ihre ſchönſten Träume.

Feſte fanden ſtatt; denn wo wäre eine Geſellſchaft reicher, müßiger Leute, welche nicht in Zuſammenkünften Erholung ſuchte, die der Luxus und die lange Weile erſonnen! Frau von Staël hatte in dieſe glänzende Welt ihre einzige Tochter zu führen, welche ſie etablirt wünſchte. Albertine von Staël ſollte eine Wahl aus Neigung treffen und wurde Herzogin von Broglie.

Ihr Sohn Auguſt, ein ernſter, junger Mann von vortrefflichem Charakter, hielt ſich nicht immer in Paris auf, denn ihm ſagte das ſtille Leben in Coppet beſſer zu.

Rocca wohnte und lebte mit ihr; doch ohne öffentlich an ihrer Seite zu erſcheinen. Er duldete dies Incognito, das ſie ihm auferlegte, um ihren Kindern nicht zu geſtehen, welcher Schwäche ſie ſich ſchuldig gemacht. Der bleiche, kränkliche Mann ſpielte die Rolle eines Hausfreundes; die Welt betrachtete ihn dabei mit einem argen Lächeln. — Sie ließ es geſchehen. Sie war ſich keines Unrechtes bewußt, und ſeine Liebe, die ſie mit warmem Hauche in allen trüben Stunden tröſtete und neu belebte, war ihr mehr werth, als dieſe ſtummen Fragezeichen.

Madame Récamier war jetzt in Paris eingetroffen. Von jeher eine Freundin der Bourbons, die ihr frommer Sinn als die von Gott eingeſetzten rechtmäßigen Beherr-

ſcher Frankreichs betrachtete, wurde ihr Haus der Sammelplatz der Royaliſten.

Frau von Staël theilte die Anſichten ihrer Freundin in dieſem Punkte nicht; aber ihre Achtung vor jeder wahren Ueberzeugung geſtattete ihr nicht, ihr anders entgegen zu treten, als mit dem warmen Worte ihrer eigenen Ueberzeugung. So wirkte denn Jede auf ihre Weiſe und ließ die Andere gewähren, ohne daß ihre Freundſchaft dadurch litt.

Bald ſollte dieſe jedoch eine neue Probe zu beſtehen haben. Benjamin Conſtant, bis jetzt ein treuer Anhänger der conſtitutionellen Partei, deren Intereſſen er ſeit fünfzehn Jahren verfochten hatte, erſchien plötzlich nicht mehr in den Abendzirkeln bei Frau von Staël und man fragte ſich verwundert, wohin er ſich gewendet? — Verlegen wich er ſelbſt allen Fragen aus. Doch das Gerücht ſchwieg nicht und belehrte Frau von Staël gar ſchnell über die Urſachen ſeiner Abtrünnigkeit.

Eine glühende Leidenſchaft für ihre ſchöne Freundin hatte ſich plötzlich ſeiner bemächtigt. — Der ernſte Mann mit dem kahlen Scheitel ſchwärmte wie ein Jüngling für eine reizende Frau und lebte nur noch von ihren Blicken. Er hatte ſie ſeit vielen Jahren gekannt, ohne daß ſein Herz für ſie geſchlagen, und jetzt, wo der Ernſt des Lebens ihn gereift, wo manche Erfahrungen ihn zur Ueberlegung aufriefen, vergaß er plötzlich die ganze Welt, um zu ihren

Füßen zu ruhen und nach ihren Winken zu handeln. — Sein Haß gegen die Bourbons ging in seiner Leidenschaft für Madame Récamier unter, seine Schmähschriften gegen Napoleon athmeten nur noch ihren Geist.

Frau von Staël sah ihren früheren Schützling ungern auf diesem Wege. — Seine Liebe hätte sie ihm nicht bestritten, doch seinen Abfall von ihrer Partei konnte sie ihm nicht hingehen lassen. Sie strafte ihn dafür, indem sie ihren Banquier beauftragte, ihm ferner keine Zahlungen auf ihren Namen zu leisten. Diese Beschränkung nahm er mit großem Unwillen auf.

So kam das Jahr 1815 heran.

Am 6. März, in aller Frühe des Morgens, hinterbrachte man Frau von Staël, daß ihr Feind, Bonaparte, an der Küste von Frankreich gelandet sei. Entsetzlich war diese Neuigkeit für sie!

Sie erkannte sogleich die Folgen dieser Begebenheit, sie meinte die Erde müsse sich unter ihren Füßen öffnen und sie verschlingen vor seinem Nahen, so fürchterlich war ihr der Gedanke seiner Rückkehr. Sie wollte beten, aber ihre Lippe verstummte. Ihre Phantasie malte ihr alle Schrecken der Hölle und brachte ihr Bilder vor die Seele, vor welchen sie erbebte. Sie war ohne Fassung, ohne Ruhe, und die furchtbare Angst dieser Tage, die Ge-

müthserschütterung, welche seine Ankunft ihr verursachte, gaben ihrer Gesundheit den Todesstoß.

Sie eilte zu Madame Récamier. Die Stunde der Gefahr und des Schreckens ließ sie vergessen, was in der letzten Zeit trennend zwischen sie getreten. In ihrer Furcht vor Napoleon fanden sich die Freundinnen wieder.

Sie traf Madame Récamier mit einem Briefe von Benjamin Constant beschäftigt, der ihr in dieser Minute überbracht worden war. Er lautete folgendermaßen:

„Verzeihen Sie, wenn ich die Gelegenheit benutze, um Sie zu belästigen; doch ist mir sie zu angenehm. Mein Schicksal wird in fünf bis sechs Tagen entschieden sein; denn obwohl Sie es, um Ihren Antheil an mir zu verringern, lieber nicht werden glauben wollen, so bin ich dennoch überzeugt, daß Marmont, Chateaubriand, Lainé und ich die vier am meisten von der Gefahr bedrohten Männer in Frankreich sind. Es ist daher ganz sicher, daß ich, wenn wir ihn nicht besiegen, in acht Tagen entweder verbannt oder flüchtig, entweder in einem Kerker oder füsilirt bin. Schenken Sie mir also während dieser zwei bis drei Tage vor der Bataille so viel Sie können an Zeit und Stunden. Sollte ich sterben, so wird es Ihnen wohl thun, mir diese Freundlichkeit erwiesen zu haben, im andern Falle aber Sie betrüben, daß mir diese letzte Bitte von Ihnen verweigert worden. Mein Gefühl für Sie ist mir das Leben; ein

Zeichen der Gleichgültigkeit trifft mich tiefer, als es in vier Tagen mein Todesurtheil wird thun können. — Und wenn ich fühle, daß die Gefahr das Mittel iſt, um von Ihnen ein Zeichen des Antheils zu gewinnen, ſo empfinde ich nur Freude. — Sind Sie mit meinem Artikel zufrieden geweſen und haben Sie gehört, was man darüber ſpricht?"*

„Pauvre Benjamin!" ſagte Frau von Staël, indem ſie ihrer ſchönen Freundin das Billet zurück gab. „Er hat den Kopf verloren über ſeiner Leidenſchaft für Sie, die ich ganz wohl begreife, mon ange. Aber, was wird aus uns? — Warten wir es ab? — Fliehen wir? — Mon Dieu! Mon Dieu!"

Ihre ſchöne Freundin ſuchte ſie zu beruhigen. Die Royaliſten glaubten nicht an die Möglichkeit der Rückkehr Napoleon's, und ſie theilte deren Anſicht. Darum auch rührte ſie die Sorge nicht, welche Conſtant in Bezug auf ſeine Sicherheit ausſprach, und ſie benutzte ihren Einfluß auf ihn, um ihn immer weiter in den Ausdrücken ſeines Haſſes gegen den zurückkehrenden Kaiſer zu treiben.

Frau von Staël vermochte es nie, der Zukunft ohne Befürchtungen entgegen zu ſehen; wie hätte ſie alſo jetzt ſich Hoffnungen hingeben können, die aller Begründung entbehrten? — Sie ahnte nur Unglück und durchlebte es

* Chateaubriand's Memoiren.

im Voraus in der Erwartung, unterſtützt von ihrer glühenden Phantaſie.

Drei Tage vergingen in der peinlichſten Sorge. Endlich, am 9. März, ging das Gerücht, der Telegraph von Lyon habe keine Nachricht gebracht, weil eine Wolke ihn verdunkelt; ſie begriff leicht, woraus dieſe Wolke beſtanden. Sie zitterte. — Sollte ſie vor der Gefahr entfliehen?

Denſelben Abend begab ſie ſich nach den Tuilerien, um Ludwig XVIII. ihre Aufwartung zu machen. Sie fand ihn ſcheinbar heiter und gefaßt, doch entging ihr die Sorge nicht, welche ſich hinter der ruhigen Miene verſteckte.

An den Wänden der Tuilerien prangten noch die Adler Napoleon's, ſie hatten ihm zu manchem Siege vorgeleuchtet und ihre Ahnung ſagte ihr, daß ſie ihm noch nicht treulos geworden.

Sie fuhr von dort in eine Geſellſchaft, um zu hören, was man im übrigen Paris erwarte, fürchte, hoffe. Hier gab man ſich ſcheinbar der heiterſten Unterhaltung hin und belächelte ihre Angſt. Eine der Damen ſagte ſpöttiſch zu ihr:

Quoi! Madame, pouvez-vous craindre que les Français ne se battent pas pour leur roi légitime, contre un usurpateur?"*

* Wie, Madame, können Sie fürchten, daß die Franzoſen ſich nicht für ihren legitimen König gegen einen Uſurpator ſtreiten werden.

Sie verſtummte vor ſolchem Worte. Wie ſehr ſie auch Napoleon haßte, ſo konnte ſie die einfältige Anſicht nicht theilen, daß eine Armee, welche er ſiegreich in ſo vielen Schlachten geführt, den Ruhm dieſer Jahre vergeſſe, und ſich plötzlich für das Prinzip der Legitimität begeiſtere.

Eben ſo wenig glaubte ſie an die Möglichkeit eines conſtitutionellen Königthums und lächelte der Verſuche Napoleon's, als er damit Paris zu täuſchen bemüht war.

Quiconque est loup, agisse en loup,
C'est le plus certain de beaucoup,

ſagte ſie kopfſchüttelnd, als man ihr den Vorſchlag machte, jetzt zu ſeiner Partei überzugehen. — Wer ihm dienen wollte, ſolle ihm ſein Schwert leihen, war ihr Rath, um die fremden Armeen von den Grenzen des Vaterlandes entfernt zu halten und ſich durch dieſen Patriotismus die Achtung Europas wieder zu gewinnen.

Sie dachte zu groß, um auch jetzt einem perſönlichen Intereſſe Raum zu geben und blickte mit Verachtung auf die Männer, welche wankend und ſchwankend, bald einem Bourbon, bald einem Napoleon dienten.

Auch Benjamin Conſtant ſollte es zu ſeinem Leidweſen erfahren, wie wenig er der Leitung dieſer Frau entbehren konnte. Als es nun endlich hieß, Napoleon ſei in Paris angekommen, da ergriff ihn ein paniſcher Schrecken, er dachte nur noch an ſeine perſönliche Sicherheit; der Muth,

mit dem er ſich vor Madame Récamier geſchmückt, war Selbſttäuſchung geweſen, der Gefahr gegenüber zitterte er feig und eilte, um ſein bedrohtes Leben zu ſichern, zu dem amerikaniſchen Geſandten, Mr. Crawford, ihn um eine Zufluchtsſtätte anzuflehen. Dieſer verhalf ihm zur Flucht, aber kaum über die Thore von Paris hinaus, ergriff ihn die Reue, er mußte den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft wiederſehen, er konnte die Entfernung von ihr nicht ertragen und kehrte in ſein Verſteck zurück.

Hier fand ihn der General Sebaſtiani auf und überredete ihn, ſeine Unterſtützung der neuen Regierung zu leihen, und Benjamin Conſtant war ſchwach genug, die Stelle eines Staatsraths von Napoleon anzunehmen.

Was half es ihm, daß er gleich darauf dieſen Schritt bereute? — Er hatte ihn vor der Welt gethan, er konnte ihn nicht zurück nehmen, er ſchämte ſich, Frau von Staël zu begegnen, er ſchämte ſich, Madame Récamier in das Auge zu blicken, wie ein Wurm nagte dieſer Vorwurf an ſeinem Leben, Vergeſſenheit zu finden ergab er ſich dem Spiele.

Achtzehntes Capitel.

Der letzte Lebenstraum.

Die hundert Tage waren vorüber, Napoleon hatte am fünften Juli 1815 seine Abdankung unterzeichnet, und war mit dem Bellerophon nach St. Helena abgereist. Frau von Staël hatte diesen wechselnden Begebenheiten aus der Ferne zugesehen. Trotz ihres Hasses gegen Napoleon, konnte sie es Frankreich nicht verzeihen, den fremden Truppen das Ueberschreiten seiner Grenzen gestattet zu haben; sie trauerte über diese ihrem Vaterlande neu zugefügte Demüthigung.

Ein Jahr des Versuches hatte sie belehrt, was sich von einem Bourbon erwarten lasse. Der Egoismus Ludwig's XVIII., welcher nur seine eigene Bequemlichkeit suchte, und darüber hinaus nichts kannte, war ihr zuwider geworden. Sie hoffte von dieser neuen Restauration wenig für ihr Vaterland, und hoffte um so weniger, weil die Fremden sie Frankreich unter ihren eigenen Bedingungen octroyirt hatten; so ließ sie denn der Abzug ihres größten Feindes fast kalt, und traurig sah sie den kommenden Zeiten entgegen.

Der Sommer war unter diesen Begebenheiten vergangen; der nahende Winter fand sie wieder in Paris,

in der Rue Royale, in einem prächtigen Hotel, mit einer glänzenden Einrichtung; der sie kaum noch froh werden sollte.

Benjamin Constant fand sie nicht mehr dort. Nachdem er, im Namen der Kammer, sich des seiner unwürdigen Auftrages entledigt, die Gnade der fremden Mächte anzuflehen, war er, um seiner eigenen Beschämung zu entfliehen, nach England gegangen, wo er seinen Roman Adolph und seine Memoiren der Hundert Tage herausgab. — Armer Constant! Er war ein Spielwerk der Umstände geworden und hatte den Glauben an sich selbst eingebüßt. Niedergedrückt durch die Aussicht, daß er wahrscheinlich nie mehr den Boden Frankreichs betreten würde, versuchte er eine Rechtfertigung seines Thuns zu schreiben, und diese, nebst der Protection von Decazes, verschafften ihm endlich die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris.

Frau von Staël beklagte ihn; diesem Bedauern mischte sich aber auch ein Gefühl des Unwillens bei; sie erkannte, wie sehr sie sich in ihm getäuscht, wie wenig er die Tugenden besessen, mit denen ihre Einbildungskraft ihn geschmückt, daß sie aus ihm gemacht, was sie aus ihm zu machen gewünscht, und nun, seit er das von ihr geliehene Kleid abgestreift, stand der gehaltlose, schwankende Mann in seiner ganzen Schwäche ihr gegenüber.

Ihr graute, wenn sie es sich ausmalte, wie jede Zu-

kunft auf dieſe Weiſe unſere Vergangenheit zu überſchatten vermöge und wie das Licht der Wahrheit uns um ſo manche angenehme Erinnerung ärmer mache.

In ihren ſchlafloſen Nächten blieb ihr viel Zeit zum Nachdenken, und dieſe ſtillen Stunden führten ſie zu mancher neuen Einſicht. Sie betete viel; nicht mit auswendig gelerntem Worte; ſondern mit den Gedanken an das ewig Unvergängliche aller erſchaffenen Dinge. Sie hatte ſich nie mit der Metaphyſik, nie mit Klügeleien über die Religion, nie mit Abſicht und Zweck des Schöpfers bei Erſchaffung ſeiner Welt abgegeben. — „J'aime mieux l'oraison dominicale que tout cela," ſagte ſie.

Sie liebte das Leben, ſie wünſchte nicht davon zu ſcheiden, ſie ſah dem Tode nicht mit Reſignation in das Auge. Mancher ſchwere Seufzer enthob ſich ihrer Bruſt, während ſie dem Fortſchritte ihres Uebels zuſah. „Arme menſchliche Natur!" ſagte ſie. „Ach! das Leben, das Leben! Was ſind wir? Unſer Daſein gleicht dieſen Gobelin-Tapeten, welche auf ihrer ſchönen Seite nicht das Gewebe zeigen, während der Rücken alle Fäden bloßlegt. Das Geheimniß unſeres Erdenlebens beſteht in dem Zuſammenhange unſerer Fehler mit dem was wir leiden. Ich habe nie ein Unrecht begangen, welches nicht zu irgend einem Unglücke für mich geführt hätte."

Sie bereute jetzt vielleicht, daß ſie des Schmerzes nie

in ſich ſelbſt hatte Herr werden können; aber ach! zu ſpät, zu ſpät! wie jede Reue.

Sie meinte, daß es der Schrecken der Hölle nicht in der Religion bedürfe; denn noch nie ſei durch ſie ein Menſch gebeſſert worden; aber Urſache und Wirkung begreifen, das bewahre vor mancher Thorheit. — Ach! Es hatte ſie nicht davor bewahrt!

Sie fühlte das um ſo tiefer und ſchmerzlicher, ſeit ſie ſchwer an den Folgen ihrer Nachgiebigkeit gegen ſich ſelbſt zu leiden hatte.

Rocca wich faſt nicht von ihrer Seite. Er las ihr vor, er tröſtete, er erheiterte ſie, und ſeine Liebe umgab ſie mit einer Sorge, welche ſie ſtets mit neuem Danke erkannte. — Ihre Kinder, ſo ſehr ſie ihr anhingen, hatten ihr Leben vor ſich, an das ſich neue Intereſſen, neue Hoffnungen für ſie knüpften; Rocca dagegen fand ſeine Welt in ihrer Nähe.

So vieles hatte das Leben ihr genommen, ſo manchen ihrer Freunde hatten die Umſtände ihr entriſſen; dieſen Einen wenigſtens hatte ſie ſich gerettet, dieſer Eine blieb ihr unverloren.

Ihre geſelligen Beziehungen waren wieder angeknüpft, ſie empfing einen großen Kreis von Bekannten, ſie ſah die ausgezeichneten Fremden bei ſich, welche die Hauptſtadt Frankreichs nach der zweiten Reſtauration aufſuchten und

Niemand ahnte, wie viel ſie dabei innerlich ſchon litt, ſo ſehr blieb ſie Herrin ihrer ſelbſt; ſo wenig geſtattete ſie ſich, die Kränkelnde zu ſpielen.

Sie hatte ihre Leidenſchaften nie zu unterdrücken vermocht; um ſo mächtiger zügelte ſie dafür jeden körperlichen Schmerz.

Nach den durchwachten Nächten ſtand ſie ſpät auf und empfing erſt gegen Abend. Erſchöpft ſaß ſie früh in ihrem Zimmer, der bleiche Rocca ihr gegenüber; mit halbgeſchloſſenen Augen hörte ſie ihm zu, während er ihr Briefe und Zeitungen vorlas.

„Sie ſind erſchöpft," unterbrach ſie ihn bisweilen, „hören Sie auf, es greift Sie an."

„Ich fühle keine Ermüdung, ſo lange ich bei Ihnen bin," erwiederte er mit einem Blicke der Zärtlichkeit, der ihr die Thränen in das Auge lockte.

„Rocca, wenn ich Sie verlieren ſollte!" rief ſie aus und blickte ihn mit einer ängſtlichen Miene an, die den halb ausgeſprochenen Gedanken fortſetzte.

Er ſchüttelte ungläubig ſein Haupt. — „Was mich belebt hält den Tod fern," ſagte er heiter. „Ein unſterbliches Feuer durchglüht mich."

Sie ſeufzte. — „Hätte ich Sie früher gefunden!" rief ſie leiſe vor ſich hin.

Eine ſchöne junge Frau trat in das Zimmer.

„Entſchuldige, daß ich ſtöre, liebe Mama!“ ſagte ſie. „Im Vorzimmer wartet ein Herr, den Du haſt abweiſen laſſen, weil man Dir ſeinen Namen nicht richtig genannt hat und er keine Karte bei ſich führte. Er hat ſich gegen mich, als ich an ihm vorüberging, beklagt, und ich bin überzeugt, daß es Dir leid thun würde, ihn nicht geſehen zu haben.“

„Wer iſt es denn?“ fragte Frau von Staël ungeduldig.

„Oehlenſchläger.“

„Ah! Iſt er es! — Jedenfalls werde ich mich freuen ihn zu begrüßen. — Bitte! Lade ihn auf dieſen Abend ein und entſchuldige mich, daß ich ihn nicht gleich empfangen kann. Neun Jahre machen einen Unterſchied im Leben. Damals durften meine Freunde mich zu allen Stunden aufſuchen; jetzt — muß ich die Stunde ſuchen, wo ich ſie empfangen kann. Ach! Die arme menſchliche Natur!“

„Es wird beſſer werden,“ ſagte Rocca tröſtend. „Mit dem kommenden Frühling werden Sie ſich erholen.“

„Laſſen wir das, Rocca. — Meine Tochter ſieht heute ſehr gut aus, nicht wahr? — Sie iſt glücklich, hoffe ich. Ich habe ihr ein anderes Lebensloos geſchaffen, wie das, was mir zu Theil ward. Ich habe ſie gewarnt vor dem Ruhme und vor der Politik; ſie ſollte mir in keiner Art nachahmen, in keiner Art meinem Beiſpiele folgen. Was ich gelitten, wünſchte ich nicht in ihr noch wiederholt zu

ſehen. J'ai assez de moi en moi, et je veux qu'on me renvoie autre chose que ma voix. — Man muß ſeine Kinder für das Leben erziehen, und ſie nicht täuſchen wollen. Ich habe ihnen in allen Stücken nur die Wahrheit geſagt und ſie in nichts betrogen. Um glücklich zu werden, mußten ſie auf einem feſten Boden ſtehen, und ihre Zukunft klar in das Auge faſſen. Sie mußten nur das Mögliche wollen und es mit den beſten Mitteln zu erſtreben ſuchen. Ich habe ihnen darum aus meinen Fehlern kein Geheimniß gemacht und ihnen die daraus hervorgehenden ſchlimmen Folgen gezeigt. Das hat die beſte Wirkung hervorgebracht. Meine Offenheit rührte ſie. Si vous aviez des torts, non-seulement j'en serais malheureuse, mais j'en aurais des remords, ſagte ich ihnen. — Ich habe das Exil nicht ertragen können, ich habe ihnen kein Beiſpiel des Muthes und der Reſignation gegeben; dies Unrecht konnte ſich ſtrafen. — Zum Glück leide ich jetzt nur noch ſelbſt dafür, und ich bete, daß es dabei bleiben möge. Ach! Rocca, wie traurig iſt es, wenn unſere Leidenſchaften unſere beſſere Einſicht verdunkeln und uns wiſſentlich auf falſchen Wegen wandeln laſſen. Und doch geht es uns häufig ſo, und kein Verſtand und keine Einſicht bewahrt uns davor. Pauvre nature humaine!"

„Sie konnten das nicht ändern," erwiederte Rocca, „es war Ihre Natur ſo."

Er tröſtete ſie auf dieſe Weiſe mit ihren eigenen Worten. Sie nahm das nicht an.

„Seiner Natur folgen, iſt Schwäche. — Ich hätte mich oppoſiren ſollen. Rouſſeau hat mich auf dem Gewiſſen. Nun iſt es zu ſpät. Doch bin ich nur ſchwach, nie böſe geweſen, ich habe nur das Gute gewollt und Niemand geſchadet, als mir ſelbſt: das iſt mein Troſt."

„Die Natur hatte Sie vorzugsweiſe begabt und mußte Ihnen darum auch geſtatten, keiner Regel unterworfen zu ſein. Ich möchte nicht, daß Sie den andern Frauen glichen."

Sie ſeufzte.

Als Oehlenſchläger am Abend im Salon erſchien, fand er Frau von Staël von einer glänzenden Geſellſchaft umgeben und Niemand ahnte, daß die Wirthin des Hauſes ihre ganzen Kräfte zuſammen nahm, um während einiger Stunden hier ihre Rolle durchzuführen. Mit Mühe drängte ſich der nordiſche Dichter bis zu dem Sopha durch, wo ſie, ihrer Gewohnheit gemäß, mit einem Turban auf dem Kopfe, ſaß und eine lebhafte Unterhaltung führte.

„Ah! Oehlenſchläger!" rief ſie, ihm die Hand reichend, mit lachender Miene aus, „Sie haben mir doch Ihr jüngſtes Kind mitgebracht? Sie erſcheinen doch nicht als Stiefvater?"

Der steife Nordländer konnte sich nicht gleich in diese unbefangene Weise ihn zu begrüßen finden; sie that als ob er sie nur gestern erst verlassen hätte, während er den langen Zeitraum nicht ohne einige Feierlichkeit zu überspringen vermochte. Er sah sie verwundert an.

„Sprechen Sie! Sprechen Sie! Damit ich höre, ob Ihr Französisch nicht verlernt ist," rief Frau von Staël. „Wir wollen Sprichwörter aufführen. Il faut renouer la phrase interrompue."

Sie stellte ihn darauf Alexander von Humboldt vor, dem er vor zehn Jahren schon einmal in Berlin begegnet, und nun hier so unerwartet wieder fand. Bald darauf begrüßte ihn August Wilhelm Schlegel.* Doch war in dem Gedränge keine fortgesetzte Unterhaltung möglich. Frau von Staël lud Oehlenschläger auf den folgenden Tag zum Mittagsessen ein. Unser Dichter konnte an diesem Tage seine Schuhe nicht finden und stellte sich daher, statt um sechs, erst gegen sieben Uhr ein. Man hatte schon zu speisen angefangen, als er eintrat. Um einen kleinen runden Tisch saß Frau von Staël mit ihrer Tochter, der Herzogin von Broglie, und zwei ältern Damen. Ein Platz für Oehlenschläger war leer geblieben. — Während dieser die schon abgetragenen Schüsseln einzubringen suchte, machte

* Oehlenschläger's Briefe.

ihm Frau von Staël das Compliment, er habe seinen Namen im Norden berühmt gemacht. „Was ist der Norden gegen die Erde!“ erwiederte er in Anspielung auf ihren Ruf.

Sie erkundigte sich nach Werner und plauderte heiter über das Vergangene und Gegenwärtige, über die neuen Productionen der Literatur, die Erfolge ihrer beiderseitigen Bekannten, bis zur Stunde des Aufbruchs. Rocca und Schlegel erschienen nicht.

Voltaire's Tancred wurde an demselben Abend gegeben, Frau von Staël rieth Oehlenschläger, das Stück zu sehen,* dem sie selbst nicht beiwohnen konnte, weil sie den Besuch von Henriette Mendelssohn erwartete, deren gebundene Stellung im Hause des Generals Sebastiani, als Erzieherin von dessen Tochter, nicht häufig solche Entfernung gestattete.

Ein Leben der Selbstverleugnung, der Resignation, bei vielem Geiste und einem gebildeten Verstande, war Frau von Staël, ihrer Natur nach, wenig begreiflich, und nur durch ihre Phantasie gewann sie einen Schlüssel zu einer solchen Existenz. — Aber warum, fragte sie sich, warum der Welt entsagen, warum auf ihre Freuden verzichten, ohne eine äußere Nothwendigkeit?

---

* Ohlenschläger's Briefe aus Paris von 1816.

Henriette Mendelssohn war jetzt zum katholischen Glauben übergetreten; Beweis genug, daß sie in dem erwählten Berufe ihr Glück nicht fand und es auf andern Wegen suchte. La grace viendra, hatte der Priester ihr ermuthigend zugerufen, als sie den alten Glauben abschwor, sie vertraute seiner Stimme, und trat muthig über; aber, die Gnade kam nicht. Zweifel und Unruhe trieben sie hin und her. Frau von Staël hatte sie lange nicht gesehen und wollte jetzt über diesen Punkt mit ihr reden. — Sie nahm Theil an ihrem Geschicke. Ihr gutes Herz ertrug es nicht, daß sie einsam in sich die Zweifel nähren, bei ihrem stillen Wirken innerlich alles Friedens, aller Freude entbehren sollte und sie hoffte, daß die offene Mittheilung dessen, was sie drückte, schon eine Erleichterung für sie sein werde. So widmete sie ihr denn diesen Abend.

Täglich mehr fühlte Frau von Staël jetzt das Sinken ihrer Kräfte. Wie sehr sie sich beherrschte, so war dem Willen nicht alles möglich, und wohl mochte sie dann ausrufen: Pauvre nature humaine! Wie sie selbst früher öfter gesagt: man zwinge die Natur, und im Galopp holt sie uns ein; so ging es ihr auch jetzt damit. Es kam die Stunde, wo sie weichen mußte, wo sie mit aller Anstrengung ihre Schwäche weder bekämpfen noch verbergen konnte.

Die Aerzte standen rathlos da. — Die warmen Lüfte Pisas hatten keine Linderung gebracht, die gestörte

Organisation ließ sich nicht wieder in das rechte Geleise treiben. Sie konnte endlich die Anstrengung nicht mehr machen, im Salon am Abend zu erscheinen, sie mußte darauf verzichten, ihre Freunde zu empfangen; sie mußte in ihrem Zimmer und oft in ihrem Bette bleiben.

Chateaubriand suchte sie eines Morgens auf und war überrascht zu hören, daß sie ihr Lager nicht mehr verlassen könne. Noch einige Tage zuvor hatte er bei ihr gespeist, und ihr Krankseln nicht geahnt. — Jetzt empfing sie ihn bei verschlossenen Fenstern, durch die der Tag nur spärlich seinen Schein sendete. Halb aufgerichtet, von Kissen unterstützt, saß sie in ihrem Bette und streckte ihm, mit der alten Herzlichkeit, die jetzt abgemagerte Hand entgegen. *

Es war so düster im Zimmer, daß er Anfangs kaum entdecken konnte, wo die Kranke sei. Als er ihr ganz nahe getreten, gewahrte er auf ihrer Wange die hohe Röthe eines verzehrenden Fiebers, das nicht mehr zu hemmen war. Ihr schönes Auge traf ihn selbst in dieser Dämmerung mit seinem Strahle und freundlich sagte sie:

„Bon jour, my dear Francis. Ich leide; aber das verhindert mich nicht, Sie zu lieben."

Er nahm ihre Hand und preßte sie gerührt an seine

* Chateaubriand's Memoiren.

Lippen; denn er fühlte wohl, daß er sie nicht oft mehr sehen würde.

Als er aufsah, bemerkte er, daß sich an der andern Seite des Bettes eine bleiche Gestalt bewegte, welche einem Schatten glich; und als er näher hinsah, entdeckte er, daß es Rocca sei. Die Wangen hohl, die Augen getrübt, die Züge verzerrt von Gram, die Gesichtsfarbe grau, blickte der arme Mann starren Auges auf seine kranke Freundin und schien, durch die Sorge um sie, dem Leben schon nicht mehr anzugehören. Keine Silbe kam über seine Lippen. Stumm erwiederte er den Gruß des Gastes mit einer leichten Bewegung des Hauptes, stand dann auf und verschwand aus dem Zimmer, ohne daß man seine Schritte vernahm. Einem Schatten gleich schwebte er vorüber, mit einem bedeutsamen Blick auf die Kranke, welchen diese zurück gab. Vielleicht wollte er sie warnen, ihr Fieber nicht durch lebhaftes Gespräch zu verstärken; wenigstens deutete Chateaubriand es so.

„Sie müssen sich schonen," sagte er zu der Kranken. „Sie müssen Sorge für Ihre Gesundheit tragen; schon um Ihrer Freunde willen sind Sie sich das schuldig!"

Sie lächelte sanft, und nickte ihm mit den Augen zu. „Ich kann nicht," sagte sie. „Ich bin mir stets gleich geblieben, lebhaft und traurig; j'ai aimé Dieu, mon père et la liberté."

„Gott wird Sie uns noch lange erhalten; denn er weiß, wie wenig wir Sie entbehren können," erwiederte Chateaubriand.

„Ah! My dear Francis! Es wäre hart, mit einem ſolchen Schatz von Liebe in ſeinem Herzen aus dem Leben ſcheiden zu müſſen. — Ich möchte nicht von Albertine getrennt ſein; weder hier noch dort. — Ah! Eine Tochter! Sie begreifen nicht, wie man an einer Tochter hängt, theurer Francis!"

„Denken Sie an die Möglichkeit einer Gefahr?" fragte er, wie verwundert. „In Ihrem Alter? Bei Ihrer Geſundheit?"

„Warum nicht? — Mon père m'attend sur l'autre bord. — So oft ich an Gott denke, kann ich den Gedanken an meinen Vater nicht davon trennen. Ich habe Schlegel gebeten, Alles was ich darüber empfinde, niederzuſchreiben. — Man kann nicht wiſſen, was ſich ereignet. Ich ſuche mir den Uebergang vom Leben zum Tode vorzuſtellen, und bin überzeugt, daß die Güte Gottes ihn uns erleichtert. Unſere Ideen verwirren ſich, unſere Schmerzen hören auf; — und wir ſind nicht mehr. So ſtelle ich mir es vor! — Mit einem letzten Gedanken an Alle, die wir lieben, ſind wir auch ſchon dort! Iſt dem nicht ſo?"

„Denken wir daran nicht," ſagte Chateaubriand be-

ruhigend, und entfernte sich, um sie nicht zu ermüden, mit dem Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Wenige Tage darauf erhielt er von ihr eine Einladung zum Mittagessen. Er traute seinen Augen kaum. Hatte sie sich so schnell erholen können? — Das war kaum möglich.

Als er erschien, fand er sie nicht im Salon. Wie alle Kranke, hatte auch sie Momente, wo sie sich über ihren Zustand täuschte, und ganz wohl zu sein meinte. In ihrer nächsten Umgebung ahnte noch Niemand die Gefahr; denn ihr lebhafter Geist, der jeden Augenblick, wo das Fieber nachließ, mit reger Theilnahme für Alle war, führte ihre Freunde irre. Madame Récamier richtete über Tische die Frage an Herrn von Chateaubriand, was er von dem Befinden ihrer Freundin halte; darauf erwiederte er ausweichend, denn er vermuthete selbst noch nicht, daß er sie bereits zum letzten Male gesehen habe.

Die Kranke hatte ihre Wohnung gewechselt, sie war Rue neuve des Mathurins gezogen; aber ohne durch diese Veränderung zu gewinnen. Kein Schlummer stellte sich ein und täglich mehr fühlte sie die Abnahme ihrer Kräfte. Ihre Hand konnte bereits keinen leserlichen Buchstaben mehr vorzeichnen, ihr Geist keinen klaren Gedanken mehr fassen; — schwächer und schwächer regte sich das Leben in ihr.

Ihre Kinder saßen um ihr Lager; ein dankbarer Blick der Liebe lohnte ihre treue Liebe. Der bleiche Rocca hielt sein Auge wie bewußtlos auf sie geheftet, matt drückte sie seine Hand noch, als wolle sie ihn über ihren Verlust zu trösten suchen, den er, das fühlte sie lebhaft, nicht zu überwinden die Kraft haben würde.

Benjamin Constant, die Arme über die Brust gekreuzt, stand, einem Marmorbilde gleich, in einiger Entfernung von ihrem Lager. Seit er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß hier von einem Scheiden auf immer die Rede sei, war seine Leidenschaft für Madame Récamier verstummt, sein Ehrgeiz erloschen; — er schrieb nicht mehr, er redete nicht mehr, das öffentliche Leben ging ihm nichts mehr an, die politische Welt hatte ihr Interesse für ihn verloren. Der Schmerz ließ jede andere Empfindung verstummen. Der nahende Tod seiner Freundin rief alle seine besseren Gefühle wach. Indem er Frau von Staël auf immer verlieren sollte, erkannte er erst was sie ihm gewesen war, und glaubte, ohne ihren Beifall nichts mehr leisten zu können. Stumm und starr stand er ihr gegenüber und zählte in seinen Gedanken die Jahre auf, seit er sie gekannt, seit sie mit warmer Freundschaft ihn geleitet und gefördert hatte. — Und nun sollte er für immer ohne sie leben! — Mit Mühe faßte er sich, um einen lauten Ausbruch seines Schmerzes zurück zu halten.

Dem Tode gegenüber fühlte er das Unrecht seines Lebens mit nagender Pein.

Madame Récamier saß in einem Armsessel in der fernen Ecke des Gemaches, das Gesicht mit den Händen bedeckt und Benjamin Constant hatte keinen Blick für die schöne Frau.

August Wilhelm Schlegel erschien von Zeit zu Zeit, mit leisem Schritt und der flüsternden Frage: wie es gehe? — Dies war die einzige Unterbrechung der lautlosen Stille, in der nur des Zeigers Schritt den Fortgang der Zeit angab. So kam die stille Mitternacht heran, und damit hatte die Kranke zu athmen aufgehört. Fromm vertrauend war sie hinüber gegangen, mit der Hoffnung, neben dem himmlischen Vater auch den eigenen Vater wieder zu finden und sich auf's Neue in seiner Liebe zu sonnen.

Gebrochenen Herzens schauten ihre Kinder ihr nach.

Wenn ein talentvoller Mensch die Erde verläßt, so ist das ein Verlust, den die Welt mit empfindet. Die seltene Blüthe der Victoria Regina zählt nach Jahren, nicht nach Tagen.

Die Rosen hatten eben abgeblüht, als ihre Leiche in Coppet, in einem schwarz behangenen Wagen, begleitet von Schlegel und August von Staël, anlangte, um in das Mausoleum, neben ihren Vater, beigesetzt zu werden. Sie hatte dies Gebäude selbst errichten lassen. Es war

von ſchwarzem Marmor mit einem Basrelief über der Thüre, deſſen Zeichnung ſie ſelbſt angegeben. Weinend kniete ſie darauf am Sarge ihrer Eltern, welche ihr vom Himmel die Hände entgegen reichten. Wie oft hatte ſie in dem Bosquet gewandelt, wo es ſtand, wie oft in traurigen Stunden hier Troſt geſucht, wie oft einſam hier gebetet! Jetzt ſollte ſie nun für immer hier Ruhe finden.

Die Municipalität von Coppet trug den Sarg, als einen Beweis der Liebe und des Reſpectes; der ganze Rath von Genf folgte. Der Herzog von Noailles hatte ſich von ſeinem Gute Rolle, das in der Nähe lag, nach Coppet begeben, und alle Freunde und Verwandte von nah und fern ſtrömten ebenfalls herbei, ihr dieſe letzte Ehre zu erweiſen. Am Sarge wurde eine Predigt von Necker vorgeleſen, die Alle tief ergriff durch den Gedanken, daß der eigene Vater die Beiſetzung ſeines Kindes mit begehe.

Hierauf wurde ihr letzter Wille verleſen, welcher die Bitte an ihre Kinder enthielt, ihre Ehe mit Rocca der Welt bekannt zu machen und den kleinen Knaben, welchen ſie aus dieſer Ehe beſaß, als Familienmitglied aufzunehmen.

Erſtaunt hörten die Umſtehenden dieſe Clauſel. Benjamin Conſtant wurde todtenbleich; ſein Auge leuchtete, er ſah den armen Rocca eine Minute lang herausfordernd an, dann fiel ſein Blick auf den Sarg und mit einem

tiefen Seufzer verließ er das Gemach und blieb einige Zeit lang wie verſchollen.

Rocca dagegen war gänzlich theilnahmlos geblieben. Er hatte ſie verloren; was gingen ihm ferner noch die Dinge an, welche ſich auf dieſe Welt bezogen? — Er reiſte nach der Provence zu ſeinem Bruder ab und ſtarb kurze Zeit darauf.

Auguſt von Staël ward Beſitzer von Coppet. Hier lebte er ſtill und ernſt dem Wohle der Menſchheit, bis ein früher Tod ihn hinraffte, und der durch ſeine Mutter ſo berühmt gewordene Name mit ihm erloſch.

Natura la fece e poi ruppe la stampa.

Ende des dritten und letzten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Digitized by Google